Stoff

zu

Ausarbeitungen,

freien Vorträgen und Reden,

in einer Menge

wissenschaftlich geordneter

Aufgaben, Stylproben und Dispositionen.

Ein Handbuch für Lehrer,

von

D. Theodor Heinsius,

ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster,
Ehrenmitgliede der Deutschen Gesellschaft 2c. zu Leipzig.

Scribere scribendo, dicendo dicere disces.

Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1830.

Teut,

oder

theoretisch-praktisches

Lehrbuch

der gesammten

Deutschen Sprachwissenschaft.

Bibliothek des K. Alten Gymnasiums in Regensburg.

Von

D. Theodor Heinsius,

ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster,
Ehrenmitgliede der Deutschen Gesellschaft ꝛc. zu Leipzig.

Fünfter Theil.

Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1830.

Gegenwärtiges Werk, dessen vierte sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe nun vollständig erschienen ist, umfaßt folgende Abtheilungen:

Band 1. Sprachlehre der Deutschen.

Band 2. Vorschule der Sprach- und Redekunst.

Band 3. Der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst.

Band 4. Geschichte der Deutschen Litteratur; oder der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen.

Band 5. Stoff zu Ausarbeitungen, freien Vorträgen und Reden, in einer Menge wissenschaftlich geordneter Aufgaben, Stylproben und Dispositionen.

Jeder Band macht, unter den hier angezeigten Nebentiteln, ein für sich bestehendes Ganzes aus, und wird, nach den Bedürfnissen der Lehrer und Lernenden, einzeln abgelassen. Die Anschaffung des Ganzen gibt Anspruch auf einen geringern Preis, als den der einzelnen Abtheilungen.

Vorrede.

Wenn Büffon sagt: le Style c'est l'homme, so hat er in kurzer Rede eine Wahrheit hingestellt, die sich an seiner gediegenen Schreibart zunächst, aber auch überall da bewährt, wo der Schreibende in seinem eigenen Charakter frei und ungezwungen handeln darf. In diesem Falle (und er ist der gewöhnliche für den Schriftsteller) gibt sich der Mensch nach seiner ganzen wissenschaftlichen und sittlichen Bildung, nach der Eigenthümlichkeit seiner Anlagen und Kräfte, seiner Denk- und Sinnesart, so wie besonders nach seiner Kenntniß in der Sprache, die er schreibt, nach seiner

erlangten Sicherheit in der logischen Anordnung der Gedanken, und nach der geschickten Handhabung in der Anwendung der rhetorischen Gesetze zu erkennen. Hieraus leuchtet ein, daß man vollkommen berechtigt ist, von dem Styl auf den Stylisten, von dem Werk auf den Schöpfer desselben zurück zu gehen, und seine Gesammtbildung nach dem Werth seiner Arbeit zu beurtheilen.

Diese Ansicht war es auch wohl, welche das Königl. Preuß. Schul-Collegium der Provinz Brandenburg bestimmte, in seinem Rescript, d. d. Berlin den 21. August 1829, sämmtlichen Directoren und Rectoren der Gelehrtenschulen anzuempfehlen, bei den Abiturienten-Prüfungen und den Deliberationen über dieselben mehr Rücksicht zu nehmen auf den Deutschen Aufsatz, „als diejenige Arbeit des Abiturienten, in welcher sich das Maß seiner Bildung am klarsten darlegen kann;" und in den rhetorischen Lehrstunden „die Deutschen Aufsätze und die Anleitung zu eigenen freien mündlichen Vorträgen zu einem besondern Gegenstande der Aufmerksamkeit zu machen."

Man wird diese Anordnung um so preiswürdiger nennen müssen, wenn man weiß, wie sehr der Unterricht in der Deutschen Sprache auf vielen Gelehrtenschulen vernachlässigt, oder wie verkehrt und planlos er getrieben, und wie vornehm-verächtlich er nicht selten gegen andere Gegenstände des Schulunterrichts zurückgedrängt wird. Daraus erklären sich die Erfahrungen und Klagen älterer Geschäftsmänner, daß die ihnen zugeordneten Untergebenen weder schreiben noch sprechen könnten, und daß selbst diejenigen die einfachsten Gedanken nicht deutlich zu formen verständen, die von ihren Schulen ein rühmliches Zeugniß ihrer Griechischen, Lateinischen und mathematischen Kenntniß aufzuweisen hätten. Fremde Wortformen und Zahlen allein (so nöthig sie auch sind) geben nicht jene geistige Biegsamkeit und Kraft, die der Stylist und denkende Geschäftsmann braucht, um einen Stoff zu durchdenken, Begriffe und Ideen in sich zu wecken, und frei die Sprache nach vernünftigen Zwecken zu beherrschen. Dies erlernt sich nur in solchen Stunden, welche eigens dazu bestimmt sind, in den Geist und die Eigen-

thümlichkeiten der Muttersprache einzudringen, in ihr Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, in ihr wissenschaftliche Ideen in den zweckmäßigsten Formen aufzufassen und wiederzugeben, und in ihr große Musterbilder zur Nachahmung und zum Studium anzuschauen. Und diesen Unterricht geben zunächst oder allein die Deutschen Stunden, wenn man darunter nicht, nach der gemeinen Ansicht, ein dürftiges Einüben grammatischer Formen unsrer Muttersprache versteht, sondern ein vielseitiges methodisches Anregen des Geistes, Deutsch zu denken, Deutsch zu sprechen und Deutsch zu schreiben, durch alle die Mittel, welche Grammatik, Wörterbuch, Logik, Rhetorik und Philosophie der Sprache in Verbindung mit den höchsten Musterbildern der Prosa und Poesie so reichlich darbieten. Wo dieser Sinn und Geist auf Schulen waltet, da werden auch Denker, Sprecher und Stylisten gebildet; und aus dem Streben der Schüler nach größerer Klarheit und Gewandtheit, das Angeeignete auf eine zusagende Weise durch das lebendige Wort mitzutheilen, werden (um mit den Worten jenes Rescripts zu reden) auch für

das praktische Leben gute Früchte hervorgehen.

Einen Theil des Stoffs zu diesem Unterricht darzubieten, ist die Bestimmung dieses Handbuchs, welches, als der fünfte Theil des Teut, hier in seiner vierten Ausgabe erscheint. Der erste Abdruck desselben fällt in das Jahr 1812; wiederholt und mit Zusätzen ausgestattet wurde es 1818, und zum dritten Male durchgesehen und verbessert 1822. In allen diesen Ausgaben betrug das Buch 16½ Bogen. Jetzt ist es durchweg in allen seinen Abschnitten verbessert, theilweise umgearbeitet, und in den Aufgaben und Stylproben beträchtlich vermehrt worden, so daß die Zahl der Aufgaben auf 1428, und die Zahl der Stylproben auf 40 angewachsen ist. In dieser veredelten und erweiterten Gestalt wird es allen wissenschaftlichen Lehranstalten, für welche Art des Berufs sie auch ihre Zöglinge bilden mögen, zweckmäßigen und hinreichenden Stoff zu regelmäßigen Stylübungen, nicht nur für häusliche Beschäftigung, sondern auch für die Schule selbst bei Anfertigung sogenannter Extemporalien darbieten, wor-

über sich die Einleitung umständlicher erklärt. Wo aber eine große Auswahl des Leichten und Schweren gegeben ist, wird der Lehrer auch mehr Befriedigung für das Bedürfniß jeder Klasse finden, und in die Uebungen selbst eine größere Mannichfaltigkeit bringen können. So darf der Verfasser hoffen, daß dieses Handbuch noch fernerhin dem nützlichen Schulzweck, den es verfolgt, zusagen werde.

Berlin im December 1829.

Th. Heinsius.

Inhaltsanzeige.

Einleitung. Ueber Deutsche Stylübungen auf Schulen . . . . Seite 1

I.
Aufgaben zu Deutschen Stylübungen.

Untere Bildungsstufe . . . . S. 11
Mittlere Bildungsstufe . . . . — 12
1. Kleine vorbereitende Fragen zur Weckung des Nachdenkens . . . . S. 13
2. Grammatische Fragen . . . . — 15
3. Beschreibungen . . . . — 17
4. Erzählungen . . . . — 20
5. Sprichwörter und Denksprüche . . . . — 21
6. Kleine Briefe und Gespräche . . . . — 25
7. Kleine Geschäftsaufsätze . . . . . . — 31
8. Vermischte Aufgaben, meist für die Reifern der mittlern Bildungsstufe . . . . S. 31
Höhere Bildungsstufe . . . . — 40

A. Aufgaben nach den Wissenschaften geordnet
1. Grammatische und rhetorische . . . S. 41
2. Synonymische . . . . . . — 43
3. Aus der Sittenlehre, Religion und Religionsgeschichte S. 46
4. Aus der politischen Geschichte und bürgerlichen Gesetzgebung . . . . S. 51
5. Aus der Philologie . . . . . — 57
6. Aus der Mythologie . . . . . — 58
7. Aus den Alterthümern . . . . . — 59
8. Aus der Archäologie, Litteratur und Kunst — 61
9. Aus der Poetik . . . . . . — 63
10. Aus der Litteraturgeschichte der Deutschen — 65
11. Aus der Logik, Anthropologie und Psychologie — 66
12. Aus der Geschichte der Philosophie der Griechen und Römer . . . . S. 69
B. Aufgaben nach den verschiedenen Stylarten und Redeformen.
1. Der historische Styl . . . . . S. 70
2. Lehrstyl . . . . — 72
3. Versuche im bildlichen Styl . . . . — 75
4. Versuche im affektvollen Vortrag . . . — 77
5. im komischen und scherzhaft-satir. Styl — 78
6. Dialogen, Briefe, Reden ꝛc. . . . — 79
7. Nachlese. Gemischte Aufgaben, einem großen Theile nach aus inhaltreichen Spruchreden und Parallel-Stellen mustergiltiger Schriftsteller bestehend S. 81
C. Lesearten aus Klopstock, Ramler und Schiller — 100

II.

Gedankenstoff in verschiedenen Stylproben.

1. Lob der Wissenschaften. Von Garve. . S. 114
2. Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Litteratur. Von Garve. S. 124

3. Malerei und Poesie. Von Lessing . . S. 142
4. Von dem Virgilischen Laokoon und der Gruppe. Von Lessing . . . . S. 145
5. Die Statue des Vatikanischen Apollo. Von Winckelmann. . . . . S. 151
6. Wie hat sich der Begriff von Gottheiten in dem frühesten Zeitalter gebildet? Von Wieland . S. 153
7. Zur Beantwortung der Frage: ob Luxus und Kultur den Völkern wohlthätig sind. Von Sturz. . S. 157
8. Ueber Revolutionen. Von Heeren. . — 160
9. Ueber die Gleichförmigkeit der Kräfte in der sittlichen Welt. Von G. Forster. . . . S. 164
10. Die Curmethoden. Von Engel. . . — 169
11. Zwei Gespräche. Von Engel . . . — 173
12. Dreizehnter Brief. Aus Engel's Mimik — 184
13. Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den Griechen. Von Herder. . . . . . . S. 189
14. Ueber die Bildung des Geschmacks. Von Herder. S. 196
15. Wie gelangt man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen? Von Möser. . . . S. 203
16. Europa. Von Joh. v. Müller. . . — 208
17. Beschluß aus Joh. v. Müller's allgemeiner Geschichte . . . . S. 212
18. Urgestalt des Landes Schweiz. Von Joh. v. Müller. S. 213
19. Das Deutsche Mittelalter. Von Arndt. . — 215
20. Teutschland. Von Luden. . . . — 221
21. Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte der kirchlichen Reformation. Von Fichte. . S. 224
22. Betrachtungen über Solon's Gesetzgebung. Aus Barthelemy's Anacharsis. . . . . S. 241
23. Charakteristik des Alcibiades. Aus Barthelemy's Anacharsis. . . . . . . S. 244

24. Ueber Luther's Bibelübersetzung. Aus Jahn's Volksthum . . . . S. 248
25. Ersterlernen der Muttersprache. Aus Jahn's Volksthum . . . . S. 250
26. Geist der griechischen Poesie. Von Jenisch S. 253
27. Apostrophe an Homer. Von Jenisch . S. 259
28. Homer und Virgil. Aus Blair's Vorlesungen ꝛc. S. 261
29. Welche Lebensart war der Erfindung der Künste am zuträglichsten? Von Siebenkees . . S. 263
30. Die Erfindung der zeichnenden und bildenden Künste ist ein Werk des Zufalls. Von Siebenkees S. 266
31. Die Erfindung der Buchstabenschrift, von ihrer nachtheiligen Seite betrachtet. Aus dem Phädrus des Platon S. 268
32. Charakter des Christenthums. Von Schleiermacher S. 269
33. Die Bestimmung des Begriffs Humanität. Von Ferd. Delbrück . . . . . . S. 276
34. Gemälde eines humanen Charakters. Von Ferd. Delbrück . . . . S. 281
35. Ueber den Trost. Von Jean Paul . — 282
36. Ist der Welt durch große Genies viel gedient? Von Pockels . . . . S. 285
37. Ueber die traurigen Scenen der Vernichtung in der Kultur. Von v. Göthe . . . . . . S. 291
38. Der arme Jakob, der genug hat. Von Benjamin Franklin . : . . . . . S. 294
39. Ueber den Trieb zur Einsamkeit. Von Zimmermann S. 300
40. Poesie der Griechen bis auf Sophokles. Von Friedr. Schlegel . . . . S. 308
Schlußbemerkung . . . . . . — 320

III.

Dispositionen und Ideen zu Deutschen Aufsätzen.

1. Woraus läßt sich das Recht des Menschen über das Leben der Thiere beweisen? . . . . . S. 321
2. Welchen Veränderungen ist eine lebende Sprache unterworfen? . . . . S. 322
3. Ueber die Wahl unsrer Lectüre, mit besonderer Hinsicht auf den Studirenden . . . . . . S. 323
4. Ueber den Nationalhaß . . . . . — 325
5. Ueber Originalität . . . . . . — 326
6. Ueber die beste Art, sittliche Größe zu ehren — 328
7. Ueber die Hindernisse eines zweckmäßigen Studirens — 328
8. Welche Vortheile gewährt uns das Uebersetzen aus fremden Sprachen? . . . . S. 329
9. Folgen der Entdeckung Amerika's . . . . — 330
10. Ueber die Naturtriebe der Thiere . . . — 331
11. Die äußern Uebel in der Welt als Wohlthat betrachtet . . . . S. 331
12. Ueber die Gewohnheit . . . . — 332
13. Ueber den Zweikampf (Duell) . . . . — 332
14. Ueber die Nothlüge . . . . . . — 332
15. Ueber die Selbstkenntniß . . . . . — 333
16. Ueber die Wahl eines Berufs . . . . — 334
17. Ueber die Einheit in einem Werk der Redekunst — 335
18. Vortheile des Disputirens . . . . . — 336
19. Ueber die Selbstschätzung . . . . . — 337
20. Von den Hauptlehren der Sokratischen Philosophie — 338
21. Hat Christus die Sklaverei gebilligt? . . . — 339
22. Ueber den Einfluß der Punischen Kriege auf den Zustand der Römer . . . . S. 340
23. Ueber die öffentliche Meinung . . . . — 341
24. Ueber die Anlegung eines litterarischen Tagebuchs — 342

25. Ueber die Kunst, die Menschen gut zu finden S. 343
26. Was bewirkte den Verfall der Römischen Sprache bald nach dem Augusteischen Zeitalter? . . S. 344
27. Das goldene Zeitalter, nach den Vorstellungen der alten Welt . . . . S. 346
28. Ueber die Ursachen der Entartung des Römischen Volks in den letzten Jahrhund. der Republik . S. 347
29. Blüthen und Hoffnungen. (Ein Gleichniß.) . — 348

Druckfehler.

S. 60. Z. 21 v. o. l. politischen st. politisch.
= 259. = 1 = = l. 27 st. 25.

Einleitung.

Ueber Deutsche Stylübungen auf Schulen.

Es ist allgemein zugestanden, daß Deutsche Stylübungen auf allen Schulen ein höchst nützliches Mittel zur Sprach- und Verstandesbildung der Jugend sind. Um so mehr wird der Lehrer, dem solche übertragen werden, sich klar machen müssen: wozu und wie sie angestellt werden sollen? Die erste Frage fodert Auskunft über den Zweck, die zweite über die Methode oder die Art dieses Unterrichts.

Stylübungen überhaupt betrachten wir als bildende Versuche, das Gedachte und Empfundene durch den schriftlichen Ausdruck zweckmäßig darzustellen. Es soll also durch sie nicht, wie bei dem wissenschaftlichen Unterricht, zu der Masse von Kenntnissen und Vorstellungen etwas hinzugethan, sondern vielmehr aus derselben das, was die Darstellung fodert, herausgenommen, geordnet, verbunden, und nach dem Gesetze der Einheit zu einem schönen Ganzen gestaltet werden. Kenntnisse, die der angehende Stylist bei der Sammlung seines Stoffes durch Nachlesen oder durch mündliche Belehrung seines Erziehers und Lehrers sich aneignet, werden allerdings manche Lücke in seinem Wissen ausfüllen, manche

ihm mangelnde Erfahrungen ersetzen und anderweitige Vortheile gewähren; doch werden sie hier mehr gelegentlich und zufällig als beabsichtigt und planmäßig gegeben werden. Aber Verstand, Urtheilskraft und Phantasie sollen an diesen Uebungen in Thätigkeit gesetzt, gestärkt, und zu eigenen, immer höheren Schöpfungen hingeführt werden. Hieraus ergibt sich, daß der allgemeine Zweck der Stylübungen kein andrer seyn kann, als der: die innern Kräfte zur Selbstthätigkeit zu beleben, und in dem freien Gebrauch derselben eine Fertigkeit zu erzeugen, durch welche man mit Sicherheit über sie gebieten kann.

Sprechen wir aber von Deutschen Stylübungen, so knüpft sich an den allgemeinen Zweck der besondere an, der aus der Sprache hervorgeht, in welcher diese Uebungen angestellt werden. In so fern wir nämlich aus der Menge der Sprachen gerade diese herausgreifen, geben wir zu erkennen, daß es uns jetzt noch besonders um die Sprache selbst zu thun sey, und daß wir den Zweck haben, uns jene Fertigkeit der schriftlichen Darstellung gerade in dieser Sprache anzueignen, um frei über alle Zeichen und Verbindungen derselben gebieten zu können. Da nun aber weder der allgemeine Zweck ohne den besondern, noch der besondere ohne den allgemeinen erreicht werden kann, indem beide ihrem Wesen nach eng verbunden sind; so sieht man, daß der letzte Zweck aller Stylübungen, also auch der Deutschen, die innigste Verbindung des Geistes mit der Form, des Gedankens mit dem Zeichen der Sache, mit dem Bilde seyn muß. Wie hoch stehen also diese Uebungen, in denen der jugendliche Geist seine Schöpferkraft entwickeln und bilden, und am Ende der ganze Mensch sich aussprechen soll!

Fragen wir nun: wie dieser Zweck erreicht werden kann? so erfodert diese Frage eine nähere Entwickelung

der Methode selbst, die der Lehrer bei diesen Uebungen, besonders in zahlreichen Klassen, anzuwenden hat. Im Allgemeinen müssen wir hier feststellen: daß Deutsche Stylübungen, selbst in ihren ersten Anfängen, eine schon anderweitig erlangte Geistesbildung und eine gewisse Summe von anschaulichen Kenntnissen voraussetzen, indem ohne Vorstellungen, und ohne Kraft, dieselben zu verarbeiten, eine sinnliche Darstellung überall nicht möglich ist. Wir begegnen damit nur der schädlichen Meinung, als könne man mit diesen Uebungen nicht früh genug anfangen, — eine Meinung, die gegen alle natürliche und ordnungsmäßige Entwickelung des Geistes streitet, und die nachtheilige Folge hat, daß die noch schwache Kraft, um das Gefoderte zu schaffen, sich an ein seichtes Geschwätz und an einen leeren Wortkram gewöhnt, wodurch das Geschäft der nachfolgenden Bildung gestört und erschwert wird. Im Besondern aber haben wir bei der Methode auf den Stoff, auf die Hilfsmittel und die Verbesserung (Correctur) der Arbeiten zu sehen.

Was zuerst den Stoff betrifft, so stellen wir hier als Grundsatz fest: daß er den Einsichten, Erfahrungen und Kenntnissen des Schreibenden angemessen sey, also in dem Bereich seines Nachdenkens und Wissens liege, und mit den übrigen Unterrichtsgegenständen desselben so viel als möglich in Verbindung stehe. In dem Geschäft der Geistesbildung muß, wenn sie gedeihen soll, Ordnung herrschen. Diese aber erfodert ein allmähliges Fortschreiten vom Leichten zum Schweren, eine natürliche, aus der Empfänglichkeit dessen, der gebildet werden soll, sich ergebende Stufenfolge, in der, ohne Gefahr der Verbildung und der Ungründlichkeit, nichts überschritten werden darf. Eben dies aber macht es auch nothwendig,

den Stoff nur aus dem Kreise zu entlehnen, in welchem der Schreibende sich frei zu bewegen vermag. Gefühle, die noch schlummern, und zu denen in der Brust noch nie etwas Aehnliches vorhanden war, Vorstellungen, die sich nicht aus der Masse der vorhandenen durch Nachdenken entbinden lassen, Kenntnisse, die gar nicht, oder nur unklar und verworren daliegen, haben keine Worte, und können also auch keine Darstellung geben. — Auf der andern Seite aber darf auch der Stoff nicht zu leicht und zu bekannt seyn. Wo keine Schwierigkeit zu überwinden ist, wird auch keine Kraft angewandt, und wird diese nicht gebraucht, kann sie auch nicht gestärkt werden. Der Jugend alles leicht machen, ist ein falscher Grundsatz, aus dem in der Geister- wie in der Körperwelt nur Schwäche hervorgehen kann. Die Sammlung und Verarbeitung des Stoffes soll so viel Nachdenken und Anstrengung kosten, als man von der jedesmaligen Kraft fodern kann. Auf diese Art bewahrt man den jugendlichen Geist eben so vor Ueberreizung als vor Erschlaffung.

Findet der Lehrer nöthig, seinen Schülern bei der Bearbeitung der Aufgabe zu Hilfe zu kommen, so kann dies auf zweierlei Art geschehen; entweder dadurch, daß er selbst die Hauptgedanken der Aufgabe entwickelt, und fragend durch die Geübtern der Klasse entwickeln läßt, oder dadurch, daß er ihnen das Buch nennt, in welchem sie etwas darüber nachlesen können.

Das erste Hilfsmittel möchte das leichteste und anwendbarste für die untern Klassen seyn, um so mehr, da der Lehrer dabei Gelegenheit hat, die bessern Köpfe auf der Stelle zu erproben, und die langsamern in eine raschere Thätigkeit zu setzen. Das zweite Hilfsmittel gehört für die Geübtern, und kann mit doppeltem Nutzen da angewendet werden, wo sich wissenschaftliche und

Sprach-Kenntniß voraussetzen läßt, und der Stoff aus der Zeit des klassischen Alterthums gewählt ist. Ueberall aber werden die Hilfsmittel nur bei schwierigen Aufgaben dargeboten werden dürfen, wo es auf eine umfassendere Sachkenntniß, oder auf Entwickelung von Begriffen ankommt, die einem höhern Gebiet angehören; denn Hilfe auch da geben, wo des Schülers Kraft vollkommen ausreicht, heißt, seine Geistesthätigkeit lähmen.

Eine große Erleichterung in der Auffassung und Behandlung eines Stoffes wird den Schülern dadurch verschafft, daß sie vom Lehrer gewöhnt werden, sich jede Aufgabe unter dem Bilde eines Kreises zu denken. In diesem kann und soll sich der junge Mensch frei bewegen, um alle Theile, welche darin enthalten sind, aufzufinden; nie aber darf er über die Grenzen dieses Kreises hinausgehen, weil er sich dann in ein fremdes Gebiet verliert, von dem er oft den Rückweg nicht wieder zu finden weiß. Das erkannten schon die ältern Rhetoriker, die daher als loci topici die Fragen feststellten *): wer? was? wo? wodurch? (mit wessen Hülfe?) warum? (weshalb?) wie? wann? durch deren Feststellung und Anwendung ein sicherer Leitstern gegeben wird, um Alles zu entdecken, was in dem Kreise der Aufgabe liegt, und jedes an seinen Ort zu stellen. Auch wird es von großem Nutzen seyn, das Maß und den Umfang der Arbeit (wenigstens für Ungeübtere) zu bestimmen, da die Erfahrung lehrt, daß junge Leute, besonders von mittelmäßigen Anlagen, gern in die Breite gehen, und sich in Abschweifungen und Wiederholungen gefallen. Eine lange und ausgedehnte

*) Sie sind in dem bekannten Verse enthalten:

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

Arbeit ist nicht bloß eine unnütze Last für den Lehrer, der Allen gerecht seyn soll, sondern raubt auch dem jungen Stylisten Zeit und Kraft, sein eigenes fehlerhaftes Kunstwerk mit kritischem Auge zu mustern.

Für Reifere werden besonders die Aphthonischen Chrien, diese schulgerechte Uebungsarbeit der Alten, ein treffliches Mittel stylistischer Bildung seyn. Denn die Chrie verlangt nicht nur eine Erklärung und Begründung des hingestellten Satzes, sondern sie nimmt auch die Phantasie und Belesenheit des Stylisten in Anspruch, indem sie Gleichniß, Beispiel und Zeugniß fodert, und leitet die Gedankenfolge durch bestimmte Regeln. Es ist hierauf in der Art der Aufgaben, welche die Nachlese enthält, eine besondere Rücksicht genommen worden.

Die Verbesserung der Arbeiten ist der schwierigste Theil für den Lehrer, besonders in zahlreichen Klassen. Wir fragen daher: soll jede einzelne Ausarbeitung, und wie soll sie verbessert werden? Die erste Frage müssen wir aus Gründen bei allen freien schriftlichen Arbeiten unbedingt bejahen; denn erstens ist die Verbesserung gerade das Belehrendste und Bildendste, und zweitens bewirkt die Unterlassung derselben in dem Gemüthe des Schülers, der nun seine Arbeit nicht beachtet glaubt, Unzufriedenheit oder Erkaltung in seinen Pflichten. Aber man kann nicht fodern, daß jede Arbeit mit gleicher Genauigkeit und Strenge durchgebessert werden soll. Der Lehrer, der wöchentlich einige zwanzig, oder wohl gar einige dreißig Stunden zu geben hat, behält nicht Zeit genug, 60 bis 70 Ausarbeitungen wörtlich durchzusehen, ohne frühzeitig stumpf zu werden; denn nichts erlahmt und tödtet den Geist mehr, als das Geschäft der Verbesserung schülerhafter Arbeiten.

Wie also soll verbessert werden? — Der Lehrer soll diese Arbeit mit seinen Schülern theilen. Die Fleißigern und Geübtern bekommen die Arbeiten der Schwächern, schreiben zu Hause ihre Bemerkungen darüber auf, und erstatten in der nächstfolgenden Stunde einen kurzen Bericht, nach welchem der Lehrer die angefochtenen Stellen beurtheilt und anstreicht. Diese Verbesserung wird freilich in den untern Klassen mehr die Form, als die Sache betreffen; allein die grammatische Richtigkeit ist auch für den Anfänger die Hauptsache; über Inhalt und Behandlung des Stoffes wird der Lehrer selbst im Allgemeinen, und bei der Zurückgabe der von ihm durchgesehenen Arbeiten sprechen. Aus diesem Verfahren entsteht für ihn eine bedeutende Erleichterung ohne Nachtheil seiner Schüler, die im Gegentheil durch das ihnen übertragene Geschäft an Aufmerksamkeit und nützlicher Thätigkeit gewinnen, und sich dadurch zugleich geehrt und ermuntert fühlen. Mögliche Unordnung und Unsauberkeit, oder gar sittliche Nachtheile, wie Neid, Rache rc. sind bei gehöriger Achtsamkeit des Lehrers nicht leicht zu fürchten, und im einzelnen Falle leicht zu entdecken.

Der Lehrer selbst hat es bei der Verbesserung mit Inhalt und Form zu thun. Ob er mehr und länger bei jenem oder bei dieser verweile, wird die Bildungsstufe seiner Schüler und der bearbeitete Stoff bestimmen. Bei den Anfängern werden besonders orthographische und grammatische Fehler, bei den Geübtern logische und rhetorische Fehler zu verbessern seyn. Gehörige Anordnung der Stofftheile, Deutlichkeit und Kürze des Ausdrucks sind die Haupttugenden, die der Lehrer bei den Ausarbeitungen seiner Schüler zu erzielen hat.

Es wäre wünschenswerth, für jede Art des Fehler-

haften besondere Zeichen zu haben. Für orthographische und grammatische Fehler kann man sich solche schaffen, für logische und rhetorische wird das bloße Unterstreichen hinreichen, da sie in den meisten Fällen eine mündliche Berichtigung fodern. Sehr nützlich überhaupt ist es, dem Schüler das Fehlerhafte nur anzudeuten, und die wirkliche Verbesserung desselben am Rande des Papiers als neue Arbeit ihm aufzugeben, weil dadurch die Selbstthätigkeit mehr geweckt, und der Sinn für die Entdeckung eigner Fehler mehr geschärft wird.

Noch müssen wir hier einen Gegenstand aufnehmen, der, so viel ich weiß, bisher nirgend recht zur Sprache gekommen: ich meine die Deutschen Extemporalien oder die Stylübungen aus dem Stegreif. Im Lateinischen sind diese Uebungen so alt als die Lateinischen Schulen selbst; im Griechischen hat man sie nach verkleinertem Maßstab in der neuern Zeit hier und da mit Erfolg benutzt; im Dentschen aber, mit Ausnahme der sogenannten Probeaufsätze, die auf einigen Schulen am Schlusse eines Vierteljahres geschrieben zu werden pflegen, bis jetzt wohl wenig oder gar keine Versuche damit gemacht. Das Bedürfniß solcher Uebungen aber wird aus mehr als einem Grunde immer fühlbarer. Denn viele Schulen beschränken den Deutschen Sprachunterricht auf zwei wöchentliche Stunden (nicht gerade aus Geringschätzung des Gegenstandes — eine solche Verkennung seines innern Werthes und seines äußern Bedürfnisses wäre unverzeihliche Unkunde und sträfliche Impietät zugleich — sondern) weil sie gedrängt durch die wachsenden Anfoderungen der alten Sprachen, und durch das Hinzukommen neuer Lehrgegenstände, wie Naturkunde und Philosophie, nicht Raum und Zeit für das Vaterländische gewinnen können. Und doch fodert unsere

Zeit mehr als eine bloß grammatische Bildung der Sprache; auch das Rhetorische, Poetische und Geschichtliche derselben soll an die Jugend gebracht, die Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Prosaikern und Dichtern jeder Periode durch Lectüre gefördert, und die Kraft des Selbstschaffens durch Anfertigung prosaischer und poetischer Versuche geübt werden. Auch fodert das Leben von jedem Gebildeten, der Staat besonders von seinen Beamten, stylistische Gewandtheit, die sich in den vielfachen Verhältnissen oft genug durch augenblickliche Proben bekunden soll. Unter solchen Umständen erscheint die Einführung Deutscher Extemporalien als ein wirkliches Bedürfniß, das aber nur durch eine planmäßig festgesetzte Stunde Befriedigung finden kann. Denn diese Uebungen bewegen sich in einem weitern Kreise als die Lateinischen, die bloß grammatische Richtigkeit und Gewandtheit in gutem Ausdruck erzielen, und daher (vielleicht mit Ausnahme der ersten Klasse) nur in Uebersetzung eines Deutschen Dictats bestehen. Deutsche Extemporalien sollen freie Arbeiten seyn, die als Denk- und Sprachübungen, Verstand, Phantasie und Gefühl entzünden, und den gesammten Lebens- und Wissenschaftskreis des jungen Menschen aufregen. Sie können daher aus jedem Gebiet menschlicher Thätigkeit ihren Stoff entlehnen, und alle stylistische Formen annehmen; nur daß dieser Stoff mit Rücksicht auf die ihn zu bearbeitende Kraft und die dazu bestimmte Zeit gewählt werde. Auch darauf ist bei nachstehender reichen Sammlung von Aufgaben besonders Rücksicht genommen worden.

Was nun diese Aufgaben selbst betrifft, so konnte das Princip ihrer Classification auf verschiedenen Wegen gesucht und gefunden werden. Wir fanden es unserm Zweck angemessen, von der Eintheilung der Klassen einer

Lehranstalt in untere, mittlere und obere auszugehen. Hienach erhielten wir im Allgemeinen drei Bildungsstufen, die aber, nach der Verschiedenheit der Lehranstalten selbst, wieder verschiedene Uebergänge gestatten, je nachdem wir uns diese Stufen in einer Bürger-, Real- oder Gelehrten-Schule denken. Mehreren Aufgaben wurden kurze Andeutungen des Stoffes beigefügt, oder eine Hinweisung auf Schriften, die den Gegenstand behandeln. Die große Masse und Mannichfaltigkeit wird jeder Art von Schulen reichen und geeigneten Stoff zur stylistischen Bildung ihrer Jugend darbieten.

I.

Aufgaben zu Deutschen Stylübungen.

Untere Bildungsstufe.

Stellen wir uns auf dieser solche Knaben vor, die für Sprach- und wissenschaftlichen Unterricht reif und empfänglich sind, und die Abstractionen des gemeinen Lebens zu fassen vermögen: so würden wir mit ihnen die ersten vorbereitenden Uebungen zur Bildung ihres schriftlichen Ausdrucks anstellen. Dahin rechnen wir in einer großen Lehranstalt die beiden letzten Klassen. Wir übergehen aber hier diese untere Bildungsstufe, da die stylistische Vorbildung mit dem ganzen Elementarunterricht innig zusammenhängt, und auf ihr alle die mannichfachen vorbereitenden Sprech-, Schreib- und Denkübungen anzustellen sind, deren wir im zweiten Theile des Teut ausführlich gedacht haben. Lehrer, die zu diesen Anfängen der Stylübungen (wenn man sie anders so nennen wollte) noch mehr Stoff suchen, werden ihn in vielen ältern und neuern Lehrbüchern finden, unter andern in

Wilmsen, Anleitung zu zweckmäßigen Deutschen Sprachübungen in Beispielen und Aufgaben in Bürgerschulen. Berlin, 1802 bis 1805. 2 Bde. 8.

Vollbeding, praktisches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks der Gedanken. 2te Aufl. Leipzig, 1806. 8.

Kuhn, theoretisch-praktisches Handbuch der Deutschen Sprache mit Aufgaben zur häuslichen Beschäftigung. 2te Aufl. Züllichau und Freistadt, 1816. 8. so wie in den Jugendschriften von Dolz, Löhr rc.

Mittlere Bildungsstufe.

Auf ihr stehen Diejenigen, welche bei einigen historischen und grammatischen Kenntnissen in der Verstandesreife so weit vorgerückt sind, daß sie ohne besondere Hilfe des Lehrers eine Reihe von Vorstellungen zusammenhangend und geordnet mittheilen können. Dahin, bei einer aus 6 bis 7 Klassen bestehenden Lehranstalt, Quinta und Quarta. Hier würden zuerst die allgemeinsten Gesetze der Disposition an Beispielen entwickelt werden. Man nimmt irgend einen allgemeinen Begriff, als **Mensch, Thier, Pflanze, Stein,** und läßt ihn in seine einzelnen Theile auflösen. So wird z. B. jeder Schüler dieser Bildungsstufe in dem allgemeinen Begriff **Mensch,** irgend einen besondern Begriff aufzufinden wissen: **weiße, schwarze, Männer, Weiber, Europäer, Amerikaner, Knaben, Greise, Deutsche, Mädchen, Künstler, Afrikaner, Engländer, Riesen, Bürger, Könige, Zwerge, Preußen** rc. Der Lehrer läßt nun diese Begriffe ordnen nach Geschlecht, Alter, Größe, Farbe, Aufenthalt, Beschäftigung, Bildung, Stand rc., und diese Eintheilung wieder unter die allgemeinen Begriffe der körperlichen, localen, und sittlichen Verhältnisse bringen rc. — Je öfter und genauer diese Uebungen angestellt werden, um so geregelter wird der junge Mensch bei seinen Ausarbeitungen verfahren, und um so größer seine Fertigkeit in der Zergliederung und Anordnung seiner Vorstellungen werden.

Auf diese Art erlernt er dasjenige praktisch, was späterhin als allgemeiner Grundsatz ihm gelehrt wird, daß z. B. die Glieder der Eintheilung einander ausschließen müssen, daß keine Glieder einer Unterabtheilung unter die Glieder der Haupteintheilung kommen dürfen &c. Nach diesen Uebungen wird der Lehrer aus nachstehender, vom Leichtern zum Schwereren fortschreitenden Sammlung von Aufgaben seinen Stoff entlehnen können.

1. Kleine vorbereitende Fragen.

zur Weckung des Nachdenkens.

1) Warum gehst Du in die Schule, und was lernst du da?
2) Muß man denn etwas lernen, und warum?
3) Wenn Du nun recht reich wärest, würdest du dann auch etwas lernen wollen?
4) Was nutzt es Dir, schreiben und rechnen zu können?
5) Mußt Du denn auch Deutsch lernen, und warum?
6) Wie unterscheidest Du wol eine Stadt von einem Dorfe?
7) Wozu gebraucht man das Wasser (das Feuer)?
8) Wozu nutzt uns das Eisen?
9) Woraus wird die Leinwand gemacht, und wozu gebrauchen wir sie?
10) Welche Handwerker müssen für deine Kleidung arbeiten?
11) Welche Handwerker sind beim Bau eines Hauses nöthig?
12) Wie hast Du den letzten Sonntag (Feiertag) zugebracht?
13) Was braucht ein Schüler in der Schule und bei seinen häuslichen Arbeiten?

14) Welche Eigenschaften muß ein guter Schüler haben?
15) Woran unterscheidest Du ein Schaf von einer Ziege?
16) Wozu nutzt uns die Kuh (das Schwein, die Gans, die Henne, das Schaf, das Kameel rc.)?
17) Welche Thiere nennt man Hausthiere, und warum?
18) Wodurch unterscheiden sich denn die Hausthiere von andern Thieren?
19) Haben die Berge und Wälder auch einen Nutzen, und welchen?
20) Was mag wohl nützlicher seyn, Gold oder Eisen?
21) Was machst Du gewöhnlich mit deinem Taschengelde?
22) Was geschah bei der Feier deines Geburtstages?
23) Warum liebst Du nächst Gott deine Eltern am meisten?
24) Sollst Du auch deine Lehrer lieben, und warum?
25) Welches sind wol die nöthigsten Geräthschaften in deinem Zimmer; woraus sind sie, und wer hat sie gemacht?
26) Welche Vorzüge hast du vor dem Thiere?
27) Wozu dienen die Nachtwächter?
28) Was gibt Dir das Pflanzenreich für deine Nahrung? (für deine Kleidung? für deine Wohnung?)
29) Welchen Gebrauch machen wir vom Holze?
30) Welche Arten der Gewürze kennst Du, und welches hältst Du für das unentbehrlichste?
31) Was gibt Dir das Thierreich für deine Nahrung? (für deine Bekleidung?)
32) Wozu gebraucht man die Pferdehaare, die Schweineborsten, die Schafwolle?
33) Welche Thiere nennt man Lastthiere?
34) Welche Bäume nennt man Forstbäume, und welche Gartenbäume?

35) Was versteht man unter Treibhäuser, und wozu legt man sie an?
36) Haben die Steine auch Nutzen, und welchen?
37) Wozu willst Du die Ferien benutzen?
38) Kannst Du mir die verschiedenen Abtheilungen eines Hauses (Zimmer, Boden, Keller) nennen, und mir den Gebrauch einer jeden Abtheilung angeben?
39) Aus welchen Stoffen bestehen die verschiedenen Geräthe eines Hauses?
40) Welchen Nutzen und welches Vergnügen gewährt Dir der Küchen- und Blumengarten deiner Eltern?
41) Welche Fruchtbäume und Sträucher enthält dein Garten?
42) Welche Naturerzeugnisse gewinnen wir auf unsern Feldern? und welche Vortheile gewähren sie uns?

2. Grammatische Fragen.

1) Was heißt Alphabet?
2) Wie unterscheidest Du **Vocal** und **Consonant**? Was ist ein **Diphthong**?
3) Wie theilt man die Sylben ein? Nenne mir verschiedene **Vor-** und **Nachsylben**.
4) Ableitungen und Zusammensetzungen.
   a) Abgeleitete Zeitwörter. Welche Zeitwörter kannst Du bilden aus: **gehen** (vergehen, angehen, abgehen, ausgehen ꝛc.), **laufen, schlagen, sagen, schreiben, reden, fahren, tragen, nehmen, heben, schlafen, stehen, binden, reißen, trocknen, reiben, bringen, ziehen, geben, spielen, rathen, stellen, weisen**?
   b) Abgeleitete und zusammengesetzte Hauptwörter. Welche Hauptwörter kannst Du bilden

aus: Lauf (Verlauf, Auflauf, Zeitlauf), Fall, Zeit, Kraft, Gang, Sucht, Rath, Kreis, Trieb, Stock, Uhr, Tuch, Faß, Scheere, Baum, Feder, Kopf, Glas, Haus, Muth, Mann, Stein, Land, Ehre?

c) Abgeleitete und zusammengesetzte Eigenschaftswörter. Welche Eigenschaftswörter kannst Du bilden aus: mächtig (allmächtig, ohnmächtig ꝛc.), seelig, reich, los, sichtig, süchtig, laut, voll, sinnig, roth, kalt, schwarz, rund, eckig ꝛc.?

5) Gib mir mehrere ausländische Wörter, und versuche, sie durch Deutsche zu ersetzen.

6) Wie viel Redetheile haben wir, und wie heißen sie?

7) Woran erkennst Du ein Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwort? Gib mir von jeder dieser Klassen sechs Wörter.

8) Welche Veränderungen kann man mit den Haupt- und Eigenschaftswörtern vornehmen, und wie nennt man diese Veränderung?

9) Was heißt Steigerung, und wie wird sie bewirkt?

10) Wie theilt man die Zeit ein?

11) Was heißt conjugiren? Conjugire mir loben.

12) Wie unterscheidet sich im Deutschen die regelmäßige Conjugation von der unregelmäßigen?

13) Was nennt man Hilfszeitwort? Wie viele haben wir?

14) Was nennt man thätiges, leidendes und unthätiges Zeitwort?

15) Wie nennt man diejenigen Zeitwörter, die nicht die Wörter ich, du, er ꝛc. vor sich haben? Gib mir zwölf solcher Wörter.

16) Wie viel Artikel haben wir, und wie unterscheidet

sich

sich der bestimmende (der, die, das) von dem nicht bestimmenden (ein, eine, ein)?

17) Woran erkennst Du ein Eigenschaftswort, und wie unterscheidet es sich von einem Beschaffenheits- und Umstandsworte?

18) Wie theilst Du die Zahlwörter ein?

19) Was ist Person- oder Fürwort? Wie werden die Personwörter eingetheilt?

20) Was nennst Du ein Vor- oder Verhältnißwort? Nenne mir einige oder alle.

21) Welche Vorwörter regieren den zweiten, welche den dritten, welche den vierten Fall?

22) Welche Vorwörter regieren den dritten und vierten Fall, und wann erfodern sie den dritten, wann den vierten? Gib mir davon sechs Beispiele.

23) Was nennst Du ein Bindewort? Nenne mir sechs Bindewörter.

24) Was gehört nothwendig zu einem Satze? Bilde mir sechs Sätze.

25) Was nennst Du einen eingeschobenen, oder Zwischensatz? Was einen Vorder- und Nachsatz?

26) Was nennt man Wortfolge? Wie viele Arten der Wortfolge kennst Du?

27) Was versteht man unter Construction? Erläutere es mir an einigen Beispielen (die der Lehrer nach den Kräften seiner Schüler auswählen ann).

28) Kannst Du mir die üblichen Schreibzeichen nennen? Wo gebrauchst Du ein Komma, wo ein Fragezeichen, wo einen Punkt?

3. Beschreibungen.

(Was mußt Du thun, wenn Du einen Gegenstand beschreiben willst? — Und wenn Du ihn genau nach

allen seinen Theilen betrachtet hast, in welche Ordnung willst Du die einzelnen Theile desselben stellen?) —

1) Beschreibung meines Deutschen Lesebuchs. (Gestalt, Band, Schnitt, Art des Papiers, Bogenzahl, Art des Druckes und der Buchstaben, Sprache, Inhalt).

2) Beschreibung meiner Hand, (meines Kopfs, meiner Augen, meines Mundes mit seinen Theilen, meiner Arme, meiner Füße).

3) Beschreibung eines Tisches, (Stuhles, Schrankes, eines Ofens, eines Rocks).

4) Beschreibung meiner Wohnstube, (meines Hofes, Gartens, eines Wagens, eines Stadtthors, einer Straße, eines Platzes, einer Landstraße).

5) Beschreibung meines Tagewerkes und meiner Vergnügungen.

6) Beschreibung meines Weges von Hause nach der Schule.

7) Beschreibung der Werkstatt eines Grobschmiedes, (Schlossers, Tischlers, Schneiders).

8) Beschreibung einer (der) Kirche meiner Vaterstadt.

9) Gewöhnliche Beschäftigungen der Menschen am Sonntage.

10) Das Scheibenschießen und der Schützenplatz mit seinen Vergnügungen.

11) Eine Schulprüfung.

12) Die Ernte und das Erntefest.

13) Ein Wald (Arten der Bäume, Wild, Försterwohnung, Köhlerhütte, Theerofen, Schneidemühle).

14) Die Jagd.

15) Beschreibung aller mir bekannten Schreibstoffe.

16) Das Papier (Stoff, Arten desselben und Farben, Buch, Rieß, Ballen, Gebrauch).

17) Meine Lebensgeschichte.

18) Beschreibung eines benachbarten Dorfes.
19) Die Jahreszeiten.
   a) Der Frühling,
   b) der Sommer,
   c) der Herbst,
   d) der Winter,
   } nach ihren Eigenthümlichkeiten, ihrem Nutzen und ihrer Anmuth für den Menschen.
20) Beschreibung der Geburtstagsfeier meiner Mutter.
21) Beschreibung der Feier des Weihnachtsfestes im Hause meines Vaters.
22) Beschreibung eines Leichenzuges.
23) Ein froher Winterabend in einer Familie.
24) Eine nächtliche Feuersbrunst in meiner Gegend.
25) Eine Schlittenfahrt.
26) Ein Postwagen, ein Frachtwagen, eine Kutsche, ein Leiterwagen.
27) Ein Cavallerist, ein Infanterist.
28) Ein Gewächshaus.
29) Eine Sanduhr.
30) Ein Kalender.
31) Das Schauspielhaus.
32) Das Opernhaus.
33) Der Thiergarten bei Berlin.
34) Ein schöner Sommermorgen auf dem Lande.
35) Meines Vaters Landhaus.
36) Eine Papiermühle.
37) Der Seidenbau.
38) Beschreibung einer Schmetterlingsklappe, eines papiernen Drachen, einer Armbrust, einer Mausefalle, einer Sonnenuhr, eines einzelnen Thieres, eines ganzen Thiergeschlechts oder einer einzelnen Art desselben.
39) Beschreibung eines Dampfschiffes, Luftschiffes.
40) Ein Bergwerk, oder die unterirdische Reise.

4. Erzählungen.

1) Erzählung eines Streits. (Veranlassung, Schimpfreden, Schläge, Schiedsrichter, Wache).
2) Unerwartete Ankunft eines todt geglaubten Onkels.
3) Eine Spukgeschichte.
4) Trauriges Ereigniß beim Schlittschuhlaufen (bei einer Wasserfahrt).
5) Der dankbare Sohn.
6) Ein Kind wird aus einem brennenden Hause errettet.
7) Die Eichel und der Kürbiß (nach Gleim).
8) Der unverschämte und bestrafte Bettler.
9) Das Kind und die Scheere.
10) Geschwisterliebe.
11) Der bestrafte Lügner.
12) Geschichte von der Treue eines Hundes.
13) Der großmüthige Löwe.
14) Ein Freund will für den andern sterben.
15) Eine Räubergeschichte.
16) Der Geizige und sein Affe (nach Weiße).
17) Der Perser und seine drei Söhne (nach Lichtwer).
18) Der Mann und das Vögelein (nach v. Nicolay).
19) Die Stadtmaus und die Landmaus (nach Michaelis).
20) Die Geschichte vom Hut (nach Gellert).
21) Die seltsamen Menschen (nach Lichtwer).
22) Johann der Seifensieder (nach Hagedorn).
23) Die Tabackspfeife (nach Pfeffel).
24) Der arme Schiffer (nach Gellert).
25) Der Vater und sein Sohn (nach Gellert).
26) Die Milchfrau (nach Gleim).
27) Die Bauern und der Amtmann (nach Gellert).
28) Hans Nord (nach Gellert).
29) Die beiden Bauern (nach Pfeffel.)

30) Der kleine Töffel (nach Lichtwer).
31) Der persische Bauer mit den Früchten (nach v. Nicolay).
32) Der Minnesänger (nach v. Nicolay).
33) Joseph in Aegypten.
34) Der verlorene Sohn in der Bibel.
35) Die Rettung des Capitols durch die Wachsamkeit der Gänse.
36) Cäsars Ermordung.
37) Mucius Scävola.
38) Die Horatier und Curiatier.
39) Karl der Große in einer Schule.
40) Sokrates im Gefängniß.
41) Alexander und Diogenes.
42) Der Römische Consul Brutus und seine Söhne.
43) Kodrus stirbt für sein Vaterland.
44) Die Gallier in Rom.
45) Cyrus und sein Großvater Astyages.
46) Krösus auf dem Scheiterhaufen.
47) Das Abenteuer im Walde.
48) Erzählung einer kleinen Ferienreise.
49) Ein Pudel rettet ein Kind aus einem Mühlengraben.

5. Sprichwörter und Denksprüche.

(Erklärung derselben und Anwendung auf einen einzelnen Fall.)

1) Jung gewohnt alt gethan.
2) Mit der Zeit pflückt man Rosen.
3) Müßiggang ist aller Laster Anfang.
4) Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.
5) Ordnung ist das halbe Leben.
6) Arbeit macht uns frohe Tage,
Trägheit wird uns selbst zur Plage.

7) Durch Schaden wird man klug.
8) Wer viel schläft lebt wenig.
9) Die Morgenstunde hat Gold im Munde.
10) Armuth schändet nicht, aber Thorheit und Laster.
11) Nicht mehr thun ist die beste Abbitte.
12) Friede ernährt, Unfriede verzehrt.
13) Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz.
14) Geschicklichkeit läßt nicht verderben.
15) Gleich und gleich gesellt sich gern.
16) Das Werk lobt den Meister.
17) Ungerechtes Gut gedeihet nicht.
18) Geduld und Zeit macht möglich die Unmöglichkeit.
19) Was man gerne thut, wird einem leicht.
20) Wie die Arbeit, so der Lohn.
21) Ueberfluß macht Ueberdruß.
22) Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.
23) Böse Beispiele verderben gute Sitten.
24) Eine Hand wäscht die andre.
25) Unglück ist die Schule der Weisheit.
26) Mit dem Hut in der Hand kommt man durch's ganze Land.
27) Besser spät als gar nicht.
28) Wer viel anfängt, endet wenig.
29) Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.
30) Lerne Dich selbst kennen.
31) Eile mit Weile.
32) Traue, schaue wem?
33) Hochmuth kommt vor dem Fall.
34) Aus Pfennigen werden Groschen, und aus Groschen Thaler.
35) Thue Recht, scheue Niemand.
36) Du magst wohl schön und vornehm seyn,
Doch bilde dir darauf nichts ein.
37) Man ißt, damit man lebt,
Man lebt nicht, um zu essen.
38) Mache nicht die Rechnung ohne Wirth.

39) Undank ist der Welt Lohn.
40) Gute Bäume tragen zeitig.
41) Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast:
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.
42) Bete und arbeite.
43) Jedem das Seine.
44) Rein und ganz, gibt schlechtem Tuche Glanz.
45) Das Kleid macht nicht den Mann.
46) Fröhlich in Ehren, kann Niemand wehren.
47) Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth.
48) Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.
49) Ehrlich währt am längsten.
50) Lotterieloose sind Eingangszettel in's Armenhaus.
51) Noth lehrt beten.
52) Abgeredet vor der Zeit, gibt nachher keinen Streit.
53) Der Hehler ist so gut wie der Stehler.
54) Wer sich in Gefahr begibt, kommt leicht um.
55) Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand.
56) Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt endlich selbst darein.
57) Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
58) Ende gut, Alles gut.
59) Von Verstorbenen und Abwesenden soll man nichts Böses reden.
60) Wer wenig hat, kann wenig missen.
61) Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.
62) Es ist besser allein, als in schlechter Gesellschaft seyn.
63) Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten.
64) Sage mir, mit wem du umgehest, so will ich dir sagen, wer du bist.
65) Wer im Sommer nichts sammelt, wird im Winter nichts zu essen haben.
66) Hunger ist der beste Koch.

67) Vorgethan und nachbedacht, hat manchen schon in Leid gebracht.

68) Was nicht sauert, das süßt nicht.

69) Wie gewonnen, so zerronnen.

70) Kein Meister ist vom Himmel gefallen.

71) Trägheit geht langsam voran, und Armuth folgt schnell hinterdrein.

72) Es ist kein Unglück so groß, es ist wieder ein Glück dabei.

73) Allzuviel ist ungesund.

74) Wer nicht hören will, muß fühlen.

75) Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.

76) Lust und Liebe zum Dinge, macht Häuschen alle Arbeit geringe.

77) Durch Schaden wird man klug.

78) Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

79) Ein Handwerk hat einen goldnen Boden.

80) Schuster, bleib bei deinem Leisten.

81) Besser arm mit Ehren, als reich mit Schande.

82) Durch wiederholte Streiche fällt die größte Eiche.

83) Ein jeder strecke sich nach seiner Decke.

84) Wie das Leben, so der Nachruhm.

85) Der Prophet gilt nirgend weniger als in seinem Vaterlande.

86) Wer Unglück gekostet hat, weiß, wie es einem Andern schmeckt.

87) Neue Besen kehren gut.

88) Versprechen und halten steht fein an Jung und Alten.

89) Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht.

90) Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.

91) Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

92) Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann.

93) Borgen macht Sorgen.

94) Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
95) Noth bricht Eisen. (s. Nr. 51.)
96) Niemand weiß, wo der Schuh drückt, als wer ihn an hat.
97) Ein Vogel in der Hand ist besser als zwanzig auf dem Dache.
98) Nichts wissen ist keine Schande, aber nichts lernen wollen.
99) Mancher Apfel hat eine schöne Schaale, und inwendig steckt ein Wurm.
100) Das Angesicht verräth die That.
101) Des Einen Glück, des Andern Unglück.
102) Das Alter selbst ist eine Krankheit.
103) Wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt.
104) Guter Name ist ein reiches Erbtheil.
105) Ein gutes Gewissen ist der Himmel, ein böses die Hölle.
106) Wer eine Leiter hinauf steigen will, muß bei der untersten Sprosse anfangen.
107) Wenn man die Seiten zu hoch spannt, so springen sie.
108) Wer am Wege baut, hat viele Meister.
109) Die Augen sind die Fenster des Gemüths,
110) Friede macht Reichthum.
Reichthum macht Uebermuth,
Uebermuth bringt Krieg,
Krieg bringt Armuth,
Armuth macht Demuth,
Demuth macht wieder Friede (der Weltlauf).

6. Kleine Briefe und Gespräche.

(Was dem Schüler über die innere und äußere Einrichtung der Briefe gesagt werden kann, findet man in Th. II. des Teut. Nur die allgemeinsten Regeln gehören für die Mitglieder der zweiten Bildungsstufe. Je

näher der Stoff dem Erfahrungskreise des Knaben liegt, desto besser; je entfernter, desto schlechter. Nach diesem Grundsatz sind die Wohlstandsbriefe, wenn man darunter den schriftlichen Ausdruck des Herkömmlichen und Schicklichen versteht, von dieser Bildungsstufe ganz ausgeschlossen. Das Titulaturwesen — ohnedies die geistloseste Beschäftigung für Lehrer und Lernende — wird mit einigen allgemeinen Bemerkungen kurz abgefertigt. Hierüber und über die äußere Form des Briefes überhaupt, belehrt das häusliche Leben und die Erfahrung, und es bedarf von Seiten des Lehrers nur einiger Winke; doch wird der Lehrer gut thun, sich zuweilen einen vollständigen, versiegelten Brief vorlegen zu lassen.)

1) Ein junger Mensch auf dem Lande ladet seinen Freund in der Stadt ein, die Sommerferien bei ihm zuzubringen.

2) Ein junger Mensch in der Stadt ladet seinen Freund auf dem Lande ein, ihn in den Weihnachtsferien in der Hauptstadt zu besuchen.

3) Ein Sohn, der in der Hauptstadt studirt, gibt seinem Vater Nachricht von seiner Lage und seinen Studien.

4) Ein junger Mensch zieht einen erfahrnen Freund über die Wahl seiner künftigen Lebensart zu Rathe. Er schwankt zwischen dem Kaufmannsstande und dem eines Gelehrten.

5) Antwort auf dieses Schreiben, und Empfehlung des Kaufmannsstandes.

6) Plan zur Feier des Geburtsfestes einer Mutter, und Einladung eines Freundes zur Theilnahme an demselben.

7) Antwort darauf. Die Einladung wird abgelehnt wegen der Krankheit des Vaters, den der Schreibende zu pflegen hat.

8) Ein junger Mensch, der einige Wochen bei seinem Oheim auf dem Lande zugebracht hat, dankt demselben für das bei ihm genossene Gute.

9) Ein junger Mensch ist von B. mit der Post nach seiner Vaterstadt gefahren, und erzählt nun einem Freunde seine unterweges gehabten Schicksale.

10) Beschreibung einer neuen und bessern Wohnung, die der Schreibende bezogen hat.

11) Einladung zu einer Landpartie, die an einem schönen Sommertage vorgenommen werden soll. (Ein Billet.)

12) Ein junger Mensch hat eine eigene Stube zur bessern Betreibung seiner Studien erhalten. Freude darüber und Beschreibung seiner Geräthschaften.

13) Ein Sohn gibt seinem Vater Rechenschaft von der Anwendung seines Taschengeldes in dem letzten Vierteljahre, und legt eine Rechnung der gehabten Ausgaben für Kleider und Schulbücher bei.

14) Ein junger Studirender dankt seinem Vormund für ein von ihm erhaltenes Geschenk an Büchern, und fügt eine Quittung über richtig erhaltene 25 Thaler bei.

15) Der Vater hat für den nächsten Sommer einen am Wasser gelegenen Garten gemiethet, und dem Sohn ein Stück Land zur Bepflanzung angewiesen. Freude des Sohnes darüber, und Mittheilung der Entwürfe, welche der Schreibende zur Benutzung seines kleinen Grundstücks gemacht hat.

16) Ein junger Mensch verwendet sich bei seinem reichen Oheim für einen durch eine Feuersbrunst verunglückten Handwerker.

17) Nachricht von der letzten Schulprüfung.

18) Der Schreibende ist durch die Sorglosigkeit seines Stubenburschen bestohlen worden. Nachricht davon an seinen Vater.

19) Ein junger Mensch meldet seinem Bruder, der auf einer hohen Schule ist, was er diesmal zum Weihnachtsgeschenke erhalten hat.

20) Bitte an den Vater um Vermehrung des Taschengeldes.

21) Ein junger Mensch meldet seiner verheiratheten Schwester den Tod des Vaters.

22) Dankschreiben eines abgehenden Schülers an seinen Lehrer für den bisher genossenen Unterricht.

23) Ein junger Mensch bekennt sich freiwillig als Theilnehmer eines in der Klasse verübten Muthwillens, um den Verdacht von einem unschuldigen Mitschüler abzuwälzen.

24) Ein junger Mensch bittet seinen Lehrer, daß dieser eine ihm zuerkannte Strafe, wegen eines begangenen Muthwillens, ihm diesmal noch erlassen möge.

25) Ein auf dem Lande lebender junger Mensch bittet seinen Freund in der Stadt, ihm einige Bücher zu kaufen.

26) Ein junger Mensch schreibt im Namen mehrerer seiner Mitschüler an einen benachbarten Freund, und ladet ihn zur Theilnahme an einer kleinen Fußreise ein, die in den Sommerferien unternommen werden soll.

27) Antwort auf Nr. 25. und 26.

28) Ein Sohn bittet seine Mutter um neue Wäsche.

29) Ein junges Mädchen auf dem Lande meldet einem Arzt die plötzlich eingetretene Krankheit ihres Vaters, und bittet ihn, zur Rettung desselben so schleunig als möglich herbeizueilen.

30) Ein junges Mädchen, die ihrer Tante einen Besuch versprochen hat, bedauert, durch Krankheit abgehalten worden zu seyn.

31) Ein junges Mädchen bittet ihre Freundinn, sie bei dem Lehrer zu entschuldigen, daß sie, ihrer kranken Mutter wegen, die Schule auf einige Tage werde versäumen müssen.

32) Eine Tochter dankt ihrer Mutter für ein, von derselben erhaltenes neues Kleid.

33) Ein Sohn dankt am Schlusse des Jahres seinen Eltern für die empfangenen Wohlthaten, und äußert ihnen seine Wünsche für ihr Glück und die Dauer ihres Lebens.

34) Eine Schwester schickt ihrem Bruder zu seinem Geburtstage einen Geldbeutel, und wünscht ihm Glück.

35) Eine Schwester meldet ihrem Bruder die Krankheit des Vaters, und wünscht, daß er auf einige Tage sich beurlauben möchte, weil der Kranke ihn zu sehen verlangt.

36) Ein junges Mädchen meldet den Tod ihrer Schwester einer theilnehmenden Freundinn.

37) Nachricht von einer großen Feuersbrunst in der Vaterstadt.

38) Ein junger Mensch meldet seinem Freunde, daß der Vater ihn auf eine hohe Schule gebracht habe, und schreibt ihm, was in seiner Klasse gelehrt werde.

39) Glückwunsch eines Sohnes zur Genesung des Vaters.

40) Trostschreiben an eine kranke, ungeduldige Freundinn.

41) Ein Freund beruhigt den andern über eine fehlgeschlagene Hoffnung, (eine aufgeschobene Reise, eine nicht erfolgte Versetzung).

42) Ein junges Frauenzimmer empfiehlt ihrer auswärtigen Freundinn ein armes Mädchen zur Aufwartung, und schildert ihr die guten Eigenschaften der Empfohlenen.

43) Ein junger Mensch belehrt einen andern, warum

er es für nützlich halte, ein musikalisches Instrument zu erlernen.

44) Ein junges Mädchen versichert ihrer ehemaligen Erzieherin, daß sie sich noch oft ihrer zärtlichen Sorgfalt und Pflege erinnere, und übersendet ihr ein kleines Geschenk von ihrer Hand, als einen schwachen Beweis ihrer Erkenntlichkeit.

45) Nothwendigkeit, seine Muttersprache zu erlernen. Ein Schreiben an einen Freund.

46) Ein Freund meldet dem andern seine glückliche Ankunft in N — und beschreibt ihm seine Reise dahin, und wie er von seinen Verwandten aufgenommen worden sey.

47) Nachricht von einer patriotischen Feierlichkeit in der Hauptstadt. Schreiben an einen Vater.

48) Ein junger Mensch schreibt seinem Freunde, welche Unterrichtsgegenstände ihm die liebsten sind, und warum; zugleich äußert er dabei Abneigung gegen die Französische Sprache.

49) Antwort darauf, worin gezeigt wird, daß die Kenntniß der Französischen Sprache keinesweges überflüssig sey.

50) Ein junges Mädchen meldet ihrer Tante, daß sie sich jetzt in einer Schulanstalt befinde, wo der wissenschaftliche Unterricht mit dem Unterrichte in den Handarbeiten verbunden sey, und äußert darüber ihre Freude.

51) Zwei Schüler, die eine Börse mit zehn Thalern finden, überlegen, was sie damit machen wollen.

52) Drei Geschwister berathen sich über die Geburtstagsfeier ihrer Mutter.

53) Ein Schüler will den andern verleiten, daß dieser ihn in einer Lüge, durch die er sich von einer Schuld losmachen will, unterstützen soll.

54) Gespräch zwischen der Tulpe und dem Vergißmeinnicht auf einem Beete.
55) Gespräch zwischen einem Goldstücke und einem Heller.

7. Kleine Geschäftsaufsätze.

(Es liegt in der Natur der Sache, daß der Knabe über Gegenstände des Geschäftslebens nicht vollständig belehrt werden kann. Der Lehrer darf daher hier nur andeuten, und aus den vielen Arten der Geschäftsaufsätze nur diejenigen herausheben, die in den Erfahrungskreis seiner Schüler fallen. Eine Bürgerschule, deren Zöglinge meist schon früh dem Schulleben entzogen werden, wird hier freilich wol etwas umständlicher verfahren müssen.)

1) Anfertigung einer Rechnung über gelieferte Schreibstoffe.
2) Quittung über richtig empfangenes Geld für gelieferte Bücher.
3) Eine Wirthschaftsrechnung, betreffend die auf dem Markt eingekauften Waaren.
4) Anzeige einer verlornen Uhr.
5) Anzeige eines gefundenen Reißzeuges.
6) Ein Miethskontrakt.

Hieher würden auch die Inschriften auf den Handwerksschilden gehören. Da diese noch überall, in Berlin wie in Wien, reichen Stoff zum Spott darbieten, und die Undeutschheit des Volks verrathen: so scheint es eine Volksangelegenheit zu seyn, wenn man die Jugend auf die Sprachthorheiten der Väter aufmerksam macht.

8. Vermischte Aufgaben,

meist für die Reifern der mittlern Bildungsstufe.

1) Was nutzt es unsrer Stadt, daß sie an einem schiffbaren Flusse liegt?

2) Wie unterscheidet sich ein Dorf von einer Stadt?
3) Wozu dient es, daß das Meerwasser salzig ist?
4) Wie verfährt der Schleifer bei dem Schleifen eines Messers?
5) Beschreibung eines Bienenstocks.
6) Unterschied zwischen Hügel, Berg, Fels, Klippe, Gebirge.
7) Unterschied zwischen Teich, See, Fluß, Sumpf, Strom, Graben, Kanal.
8) Luther vor dem Concilium zu Worms.
9) Cäsar's Tod.
10) Hannibals Marsch über die Alpen.
11) Coriolan vor Rom.
12) Vertreibung der Römischen Könige.
13) Beschreibung des größten Schiffes, das Jeder gesehen hat.
14) Ein schöner Garten.
15) Das Gewitter, als eine wohlthätige Naturerscheinung betrachtet.
16) Die Winterfreuden.
17) Die Sommerfreuden.
18) Ueber das Glück, jung zu seyn.
19) Die Jagd.
20) Die Schifffahrt nach ihrem Anfang (Phönizier), ihrem jetzigen Zustande (Kompaß, Seekarten, Kriegs-, Kauffahrtei-, Dampf-Schiffe), ihren guten Folgen, (Entdeckungen, Verbreitung des Christenthums, Handel, Bereicherung der Wissenschaften), ihren bösen Folgen (Habsucht, Seeräuberei, Sklaverei, Krankheiten, Kriege).
21) Vergleichungen zwischen einem Adler und einem Zaunkönig, — einem Papagei und einer Nachtigal, — einer Taube und einem Habicht, — einem Pferde und

und einem Esel, — einem Elephanten und einem Kameel, — einem Häring und einem Hecht, — einer Gans und einer Henne, — einer Ameise und einer Biene, — einem Seidenwurme und einer Raupe, — einer Kornblume und einem Weizenhalm, — einer Rose und einer Mohnblume, — einem Silber- und einem Eisenstücke, — einer Sonnen- und einer Taschenuhr, — einem Klavier und einer Orgel, — einem Schiff und einem Hause, — einem Affen und einem Menschen.

22) Nutzen der feuerspeienden Berge.

23) Beschreibung einer Luftfahrt und des dazu gebrauchten Luftschiffes.

24) Ueber Spiele, als Mittel sich zu erholen und zu vergnügen.

25) Was bedarf der Mensch zur Erhaltung und Ausbildung seines Körpers? (Schlaf, Nahrung, Kleidung, Wohnung).

26) Gesundheit und Geschicklichkeit sind besser als Gold.

27) Vergleichung der edlen und unedlen Metalle und Bemerkung über deren Benutzung.

28) Ueber die Furcht vor Gespenstern.

29) Wozu baut man Kirchthürme?

30) Vorzüge des Stadtlebens vor dem Landleben, besonders für den jungen Studirenden.

31) Beleidigungen gehören in die Vergessenheit, Wohlthaten ins Andenken.

32) Wäre es gut, wenn alle Menschen gleich gesinnt wären?

33) Je mehr man einen Schlüssel braucht, desto mehr glättet er sich.

34) Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten.

35) Der gerechte Ausspruch. Eine erdichtete Erzählung.
36) Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen.
37) Der Geizige und der Verschwender; — der Stolz und die Demuth; — der Wohlthätige und der Hartherzige; — die Selbstliebe und die Eigenliebe; — der Arbeitsame und der Müßiggänger.
38) Der Winter begünstigt die Studien mehr als der Sommer.
39) Auch die Armuth hat ihr Gutes.
40) Warum ist es gut, die Zukunft nicht zu wissen?
41) Seine Fehler nicht verbessern ist so gut, als neue begehen.
42) Ein guter Nachbar ist ein edles Kleinod.
43) Das Marionettenspiel. Eine Beschreibung.
44) Rühmliche Anwendung des Reichthums. Eine Erzählung.
45) Die Sinne sind für den Menschen die Quelle vieler Freuden und Annehmlichkeiten.
46) Wie heißen alle die Ausdrücke, die sich auf die verschiedenen Todesarten der Menschen beziehen, und welche Nebenbegriffe enthält jeder Ausdruck?
47) Ueber die Anlegung eines (litterarischen, moralischen) Tagebuchs. (Einrichtung desselben, und Nutzen).
48) Liebst Du dein Leben, so verschleudre die Zeit nicht, denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht wird.
49) Der Frühling kommt! sagt 1) der Kranke und der Greis; 2) der Geschäftsmann, der sich nach Erholung sehnt; 3) der Landmann; 4) das junge Mädchen, das die Blumen liebt.
50) So wie das Nothwendige dem Entbehrlichen, so

muß das Nützliche dem Angenehmen vorgezogen werden.

51) Der Nähr- Wehr- und Lehrstand sind, wenn auch verschieden an Bildung und bürgerlicher Würde, dem Staate doch gleich nützlich und unentbehrlich.

52) Ueber die mannichfache Benutzung der Gewächse.

53) Warum schlagen wir Tugend höher an als Schönheit, hohe Geburt und Reichthum?

54) Er legt die Worte auf die Goldwage. (Was heißt das?)

55) Woraus erklärst Du Dir die Anhänglichkeit an deinen Geburtsort?

56) Das Gewissen ist eine Fackel, die den guten Menschen erwärmt, den bösen aber verzehrt.

57) Unglück macht weise.

58) Das Vermächtniß. Eine Erzählung.

59) Niemand ist vor seinem Tode glücklich. (Die Geschichte vom Krösus).

60) Ueber die nützlichste Anwendung meiner Erholungsstunden.

61) Auch die Raubthiere haben ihren Nutzen.

62) Wie geht es zu, daß der Mensch die Fehler eines Andern leichter als seine eigenen entdeckt?

63) Vortheile des gesellschaftlichen Lebens.

64) Ueber die Ehrfurcht gegen das Alter. (Beispiele von den Spartanern).

65) Die wohlthätige und zerstörende Kraft des Feuers.

66) Die Verschiedenheit der Neigungen der Menschen ist eine Ursach ihrer Trennung, aber auch ihrer Verbindung.

67) Die drei allgemeinsten Bücher: Bibel, Katechismus und Gesangbuch.

68) Wie unterscheiden sich Natur- und Kunstprodukte?

69) Das wahre Glück ist an keinen Stand gebunden.
70) Die belohnte Ehrlichkeit. Eine Erzählung.
71) Der Prozeß. Eine Erzählung.
72) Das Forsthaus zu N. . .
73) Die Kunstreiter.
74) Die Nacht im Walde.
75) Noth und Rettung.
76) Wer viel Unnöthiges kauft, wird bald das Nothwendige verkaufen müssen.
77) Du bist reich, wenn du wenig Bedürfnisse hast.
78) Worauf sollst Du bei der Wahl deiner Lebensart sehen?
79) Die Glieder, die in der Fabel sich gegen den Magen empören, sind die rebellischen Unterthanen.
80) Welchen Zweck hat eine Schule, eine Kirche, eine Armenanstalt?
81) Wie kommt man auf eine rechtmäßige Art zu Gelde?
82) Wer im Genuß das rechte Maß überschreitet, dem wird auch das Angenehme unangenehm.
83) Nutzen einer deutlichen und leserlichen Handschrift.
84) Ueber die zweckmäßige Benutzung der Sonn- und Festtage.
85) Welche Vortheile gewährt uns die Erfindung der Buchdruckerkunst?
86) Warum ist es nothwendig, sich schon früh an Fleiß und Ordnung zu gewöhnen?
87) Besser, Unrecht leiden als Unrecht thun.
88) Gute Gedanken bringen gute Thaten.
89) Wer wenig schläft, lebt lange.
90) Ueber den Nutzen öffentlicher Schulprüfungen.
91) Ist es wahr, was manche Menschen sagen, daß die Arbeit eine Plage sey?
92) Warum willst Du nicht alle Moden mitmachen?

93) Die Leichtgläubigkeit. Eine Erzählung.

94) Ueber Vorurtheile. Worin bestehen sie? welches sind die gewöhnlichsten? (Geld- Rang- Ahnenstolz, Religionshaß, blinde Anhänglichkeit an das Alte oder Neue, Ueberschätzung des Fremden, Verachtung der niedern Stände 2c.) wie entstehen sie?

95) Ueber die Wohlthat der Kuhpockenimpfung.

96) Wie können wir uns vor den nachtheiligen Folgen des Gewitters sichern?

97) Ein nützliches Buch ersetzt den Mangel guter Gesellschaft.

98) Wer mehr verzehrt als erwirbt
Bleibt ein Bettler bis er stirbt.

99) Warum sollst Du mehr hören als sprechen?

100) Willst Du allen Bettlern Almosen geben? Welchen nicht?

101) Welche Vortheile gewährt Dir das gesellige Leben?

102) Was ist Gastfreundschaft?

103) In wie fern ist das jugendliche Alter unter allen Lebensaltern das glücklichste?

104) Betrachtungen über ein buntes Blumenbeet.

105) Die Einsamkeit befördert das Nachdenken über Gott, die Natur und uns selbst.

106) Die fünf Sinne, als Mittel aller menschlichen Erkenntniß betrachtet.

107) Viel lernen und Vieles (vielerlei) lernen. Wie unterscheidet sich beides?

108) Warum erregen die Leiden und Unglücksfälle der Fürsten eine höhere Theilnahme als die der Privatpersonen?

109) Der Werth der Wohlthätigkeit wird erhöht durch Schonung und Freundlichkeit, durch anspruchlose Verborgenheit und Uneigennützigkeit.

110) Worin besteht die Achtung für unser Volk?
111) So wie das Gold sich bewährt im Feuer, so bewährt sich die Treue im Unglück.
112) Beispiel des Undanks gegen verdienstvolle Männer. (Aus der Griechischen Geschichte).
113) Alles in der Pflanzen- und Menschenwelt, sobald es den höchsten Blüthepunkt erreicht hat, altert und stirbt.
114) Wozu nutzt das Studium der Botanik?
115) Omnia mea mecum porto, sagte Bias.
116) Ueber die Erleichterungsmittel des Studirens in unserer Zeit.
117) Wie entstand nach der gewöhnlichen Sage die Stadt Rom?
118) Was veranlaßte die Vertreibung der Römischen Könige?
119) Wie wurde Rom von den Galliern befreit?
120) Aus welchen Gründen hältst Du es für erlaubt, daß der Mensch die Thiere tödtet?
121) Was nennt man gymnastische Uebungen, und warum treibst Du sie?
122) Welche Vortheile gewährt es Dir, eine Sprache nach Regeln zu erlernen?
123) Was nennt man Verschwiegenheit, und welches ist der ihr entgegenstehende Fehler?
124) Vergleichung des Menschen und des Thieres, und Vorzüge des erstern vor dem letztern.
125) Einrichtung einer Berlinischen Zeitung.
126) Ueber die verschiedenen Arten der Handarbeiten, und deren Nutzen für das weibliche Geschlecht.
127) Ueber Träume.
128) Wer mich nur lieb hat, so lange mir's wohl gehet, der ist nicht mein Freund.

129) Ein verständiger Bauer ist mehr werth als ein einfältiger Edelmann.

130) Wer viel hat, soll Vielen dienen.

131) Ueber den Naturtrieb (Instinct) der Thiere.

132) Nutzen und Schaden großer Städte.

133) Wozu dienen die Berge?

134) Was nennt man Bedürfniß?

135) Wie ehrt man am besten das Andenken würdiger Männer?

136) Die Gewässer der Erde, nach ihrer vielseitigen Beschaffenheit und ihrem Nutzen betrachtet.

137) Ueber das Wohlgefallen an Blumen.

138) Schneide den Namen in junge Bäume; nie schwinden die Spuren.
Was der Jüngling gelernt, schimmert im Alter noch durch.

139) Der Neugierige und der Wißbegierige.

140) Armuth thut weh, aber bewahrt auch vor Weh.

141) Unverschuldete Leiden sind leichter zu ertragen als verschuldete.

142) Vom Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft.

143) Der Wehrstand (Soldatenstand) ist einem Staate eben so nöthig als der Nährstand.

144) Versprich nicht mehr, als du leisten kannst.

145) Jeder Mensch kann irren, aber nur der Thor beharrt im Irrthum.

146) Einem Guten gefallen ist besser als vielen Bösen.

147) Lebe in Frieden mit den Menschen, in Krieg mit dem Laster.

148) Jeder möchte gern klug und weise seyn, aber Wenige wollen sich darum mühen.

149) Gönner erleichtern uns allerdings den Weg des Lebens, doch kann, wer recht thut, leicht ihrer entbehren.

150) Zweimal gibt, wer bald gibt.
151) Vertraue Deiner Kraft, doch nie zu viel!
152) Doppelt unglücklich fühlt sich, wer einmal glücklich gewesen ist.
153) Wodurch unterscheidet sich ein cultivirtes Volk von einem uncultivirten?
154) Die Natur ruft uns zu: willst du ernten, so mußt du auch säen!
155) Die Erde ist kein Himmel, aber auch keine Hölle.
156) Der größte Verlust ist der Verlust der Zeit.
157) Auch unsere Feinde können uns nützlich seyn, denn sie lehren uns, unsere Fehler einsehen und über uns wachen.
158) Die Bescheidenheit, nach ihren Quellen, ihren Aeußerungen und Folgen betrachtet.
159) Der Umgang ist nützlich, aber auch schädlich und verderblich.
160) Fürchte nicht zu viel, und hoffe nicht zu viel!
161) Der Mensch ist der Begründer seines Schicksals. (Jeder ist seines Glückes Schmied. Quilibet fortunae suae faber. So wie man's treibt, so geht's).
162) Ueber die Einrichtung einer Grammatik, eines Wörterbuchs.

Höhere Bildungsstufe.

Auf dieser Bildungsstufe denken wir uns Jünglinge, welche sich theils für die gebildeten Stände des Kaufmanns, Oekonomen und Künstlers, theils für das Geschäftsleben, theils und besonders für die Wissenschaft vorbereiten. Sie beginnt also, auf einer gelehrten Anstalt, in Tertia und schließt mit Prima. Mehrere Auf-

gaben aus No. 8. der mittlern Bildungsstufe machen hier den Uebergang, und bieten den ersten Stoff für die sich entwickelnde höhere Kraft dar. Nachstehende Aufgaben aber, die dem stufenweisen Gang der wissenschaftlichen Bildung auf Schulen folgen, werden besonders dazu geeignet seyn, theils die erworbene Masse von Kenntnissen zu ordnen, und zur Anschaulichkeit und Klarheit zu bringen, theils aber auch zu höheren Ansichten über Natur, Welt und Menschen hinzuführen, und der Phantasie und dem Gefühle einen freiern und ungebundenern Gang zu gestatten. Der Lehrer, der diese Aufgaben wählt, wird dadurch eben so den Nutzen des wissenschaftlichen Unterrichts fördern, als das innere Leben des Jünglings aufregen.

A. Aufgaben nach den Wissenschaften geordnet.

1. Grammatische und rhetorische Aufgaben.

1) Ueber die Bildung der Sylben und Wörter.
2) Ueber den Wortton (Wortaccent) und seinen Unterschied vom Redeton (Redeaccent).
3) Ueber die verschiedene Bedeutung eines Worts (eigentliche, uneigentliche).
4) Ueber die Ableitungssylben und deren Bedeutsamkeit.
5) Ueber die Deutsche Declination.
6) Wie unterscheidet sich das Adjectiv von dem Adverbium?
7) Ueber die verschiedenen Arten der Deutschen Comparation.
8) Ueber den Charakter der unregelmäßigen Conjugationen im Deutschen.

9) Ueber das Deutsche Tempus.
10) Ueber die mit Stock, Stein und Blut zusammengesetzten Adjectiva.
11) Ueber die Bedeutsamkeit des Du, Er, Ihr, Sie in der Anrede.
12) Ueber die Participial-Construction im Deutschen.
13) Ueber die allgemeinen Grundsätze der Deutschen Orthographie.
14) Ueber die Interpunktion (ihr Entstehen, ihren Zweck, ihren Gebrauch).
15) Ueber die Pflicht, seine Muttersprache so rein als möglich zu sprechen und zu schreiben.
16) Was nennt man Hochdeutsch?
17) Welches sind die allgemeinsten Eigenschaften einer guten Schreibart?
18) Was sind veraltete Wörter?
19) Ueber Klarheit und Deutlichkeit in der Schreibart.
20) Ueber die Kürze des Ausdrucks.
21) Ueber den Wohlklang.
22) Ueber die figürliche Sprache (ihr Entstehen, ihren Einfluß auf die Schönheit der Rede).
23) Unterschied zwischen den nothwendigen und den verschönernden Beiwörtern.
24) Was ist Inversion?
25) Ueber Gleichniß und Vergleichung.
26) Ueber die Metapher.
27) Ueber den Unterschied zwischen Metonymie und Synekdoche.
28) Ueber die Allegorie.
29) Ueber Personendichtung.
30) Ueber die Hyperbel.

31) Ueber die Ironie.
32) Was ist naiv?
33) Ueber die Einheit in der Schreibart.
34) Ueber den Unterschied der drei Schreibarten: der niedern, mittlern und höhern.
35) Ueber den Geschäftsstyl.
36) Ueber den Briefstyl.
37) Ueber den historischen Styl.
38) Ueber den Lehrstyl.
39) Ueber die bildliche Schreibart.
40) Ueber den Redestyl.
41) Ueber Sentimentalität in der Schreibart.
42) Was heißt Genius der Sprache?
43) Ueber den Begriff eines klassischen Schriftstellers.
44) Ueber die Entstehung der Sprache.
45) Die Sprache als das höchste Kunstwerk des Menschen betrachtet.
46) Was ist Sprachgebrauch, und wie weit gehen seine Rechte?
47) Ueber Sprichwörter (ihr Entstehen, ihren Charakter, ihren Nutzen).
48) Inniger Zusammenhang zwischen denken und sprechen.
49) Die Beredsamkeit der Alten und der Neuern.
50) Schreibend lernt man schreiben, sprechend lernt man sprechen.

2. Synonymische Aufgaben.

(s. Teut. Th. 2).

1) Was heißt synonym?
2) Genaue Begriffsbestimmung nachfolgender Wörter: kindlich und kindisch, berühmt und berüchtigt,

heldenmüthig und tollkühn, geistlich und geistig, klein und kleinlich, einfach und einfältig, gleich und ähnlich, zeitig und zeitlich, fließend und flüssig, verlegen und verlegt, abgelegen und abgelegt, bewogen und bewegt, gemahlen und gemahlt, Kunst und Künstelei, Einheit und Einigkeit, erfinden und entdecken, Empfindsamkeit und Empfindelei.

3) Absicht, Zweck, Endzweck, Augenmerk.
4) Abenteuer, Begebenheit, Vorfall, Zufall.
5) Acker, Feld, Land.
6) Ahnen, Vorfahren, Voreltern.
7) Amt, Bedienung, Dienst, Stelle.
8) Anstifter, Stifter, Urheber.
9) Angesicht, Antlitz, Gesicht.
10) Arbeit, Geschäft, Beschäftigung.
11) Ehrliebe, Ehrbegierde, Ehrgeiz, Ehrsucht.
12) Eigenliebe, Selbstliebe.
13) Ersatz, Erstattung, Genugthuung.
14) Fehler, Mangel, Gebrechen.
15) Feld, Gefilde, Flur.
16) Fleiß, Arbeitsamkeit.
17) Gasthof, Gasthaus, Herberge, Wirthshaus.
18) Gebot, Befehl, Gesetz, Verordnung.
19) Gebrauch, Sitte, Gewohnheit, Mode, Ceremonie.
20) Gefährten, Gesellen, Genossen, Gespielen.
21) Gerechtigkeit, Billigkeit.
22) Gerücht, Sage, Ueberlieferung.
23) Hader, Streit, Zwist, Wortwechsel, Zank, Strauß.
24) Inschrift, Aufschrift, Ueberschrift.
25) Irrthum, Versehen.

26) Kosten, Unkosten.
27) Lehrling, Schüler, Jünger, Zögling.
28) Nachtheil, Schaden, Verlust.
29) Neugier, Wißbegier.
30) Waffen, Gewehr, Rüstung.
31) Anklagen, verklagen, belangen.
32) Ankommen, anlangen, eintreffen.
33) Anlegen, errichten, stiften.
34) Antreffen, finden.
35) Anwenden, gebrauchen, nutzen.
36) Anzeigen, entdecken, eröffnen, offenbaren.
37) Befehlen, verordnen, gebieten, heißen, vorschreiben.
38) Betrügen, täuschen, hintergehen, belisten, überlisten, berücken.
39) Beifallen, Beifall geben, beipflichten, beistimmen, beitreten.
40) Brauchen, gebrauchen.
41) Denken, glauben, meinen, wähnen, wissen.
42) Empfangen, erhalten, bekommen.
43) Hoffen, fürchten, ahnen.
44) Lehren, unterrichten, unterweisen.
45) Reden, sprechen, sagen.
46) Ueberführen, überweisen, überreden, überzeugen.
47) Zerstören, verheeren, verwüsten, veröden.
48) Alt, bejahrt, abgelebt.
49) Alt, veraltet, altväterisch, alterthümlich.
50) Anständig, schicklich.
51) Eigensinnig, eigenwillig, halsstarrig, starrsinnig, starrköpfig, hartnäckig, störrig, widerspenstig.
52) Gesittet, sittlich.

53) Kostbar, kostspielig (kostspillig).
54) Krank, siech, ungesund, unpaß, kränklich, krankhaft.
55) Kundig, erfahren.
56) Schuldlos, unschuldig; — treulos, ungetreu; — trostlos, untröstlich.
57) Vermögend, bemittelt, wohlhabend, begütert, reich.
58) Unnatürlich, übernatürlich, widernatürlich.
59) Umsonst, vergebens.
60) Gegen, wider.
61) Mit, durch.
62) Nach, zu.
63) Sondern, aber.

3. Aufgaben aus der Sittenlehre, Religion und Religionsgeschichte.

1) Was ist und wozu dient die Sittenlehre?
2) Betrachtungen über das Kantische Grundprinzip der Moral: handle so, daß die Maxime deines Willens Maxime der ganzen vernünftigen Natur seyn könne.
3) Was wird in der Sittenlehre unter Glückseligkeit verstanden?
4) Was ist Tugend?
5) Ueber die Freiheit des Willens.
6) Ueber die Perfectibilität (Vervollkommnungsfähigkeit) des Menschen.
7) Wie würdest Du das Dasein Gottes beweisen?
8) Ueber den moralischen Sinn.
9) Was nennt man Collision der Pflichten?
10) Ueber das Gewissen.

11) Wie muß eine Handlung beschaffen seyn, wenn sie ihrem Urheber zugerechnet werden soll?
12) Was nennt man eine Zwangspflicht?
13) Suum cuique.
14) Worin besteht die Gerechtigkeit?
15) Ueber Unterlassungs- und Begehungssünden.
16) Die erste Sünde des Menschen entsprang aus Ungehorsam.
17) Ueber die Verschiedenheit der Sünden in Ansehung der Verschuldung (Nachlässigkeit, Unbedachtsamkeit, Uebereilung, Bosheit, Verbrechen, Missethat, Laster).
18) Ueber das Gebet.
19) Was heißt Gottesdienst?
20) Ueber Verfolgungsgeist.
21) Ueber den Eid (s. Garve Anm. und Abh. über Cicero's Abhandlung von den Pflichten).
22) Unterschied zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion.
23) Was heißt Selbstkenntniß; warum ist sie so schwer?
24) Selbstliebe und Eigenliebe.
25) Ueber den Werth einer wohlgeordneten Selbstliebe.
26) Ueber die Erscheinung, daß sich der Mensch oft für besser hält, als er ist. (Die Gründe liegen in der Eigenliebe, in den Schmeicheleien Anderer, in der Unaufmerksamkeit auf uns selbst, in falschen Begriffen, die wir uns von der Tugend und Gottesfurcht machen).
27) Ueber den Selbstmord.
28) Ueber die Ehre.
29) Ueber die Menschenliebe.
30) Ueber die nöthige Beschränkung des Wohlthätigkeitsgefühls.

31) Was ist, und wie erlangt man Menschenkenntniß?
32) Ueber die Schmeichelei.
33) Ueber den Hochmuth.
34) Welche Gründe lassen sich für die Unsterblichkeit der Seele anführen?
35) Ueber die schnelle und allgemeine Verbreitung der christlichen Religion.
36) Ueber den wesentlichen Unterschied zwischen der jüdischen und christlichen Religion.
37) Ueber die Entstehung des Mönchwesens.
38) Welches Gute hat die Einrichtung der Klöster gehabt?
39) Ueber den Aberglauben.
40) Hätte Christus, als Stifter einer neuen Lehre, eben so wirksam unter den Griechen oder Römern auftreten können?
41) Huß, der Vorläufer Luthers.
42) Ueber Luthers Reformation.
43) Soll die Lutherische Bibelübersetzung gegen eine neuere vertauscht werden?
44) In wie fern ist die Furcht unserer Tugend schädlich?
45) Welche Rechte kommen dem Menschen über die Thiere zu?
46) Der Mensch denkt, Gott lenkt.
47) Der erste Schritt zum Laster ist der letzte auf der Bahn der Tugend.
48) Ueber die Unduldsamkeit (Intoleranz).
49) Was ist von der Gewohnheit zu halten, sich bei seinen Fehlern damit zu beruhigen, daß Andere auch Fehler haben?
50) Es ist nützlich, mit sich selbst unzufrieden zu seyn.
51) In welchen Fällen müssen wir Andern Nachsicht versagen?

52) Ist die Nothlüge erlaubt?
53) Ueber die geordnete Liebe zum Leben.
54) Welche Betrachtungen können die Furcht vor dem Tode mildern?
55) Ist das Kartenspiel erlaubt?
56) Ueber den moralischen Werth schneller Entschließungen. (Wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste. S. Göthe's Hermann und Dorothea, 4. Ges.).
57) Ist die Bemerkung, daß es dem Gottlosen oft wohl, und dem Rechtschaffenen übel geht, ein Beweis, daß es keine göttliche Vorsehung gibt?
58) Wie können Krankheiten Beförderungsmittel unserer sittlkchen Bildung werden?
59) Welche Vorzüge hat das Christenthum vor den übrigen Religionen?
60) Wie arbeitet man bösen Neigungen entgegen?
61) Wer eine Frevelthat auszuüben gedenkt, macht sich der Frevelthat schuldig.
62) Worauf wird es dem Moralisten bei der Würdigung unserer sittlichen Handlungen ankommen?
63) Das Laster bestraft sich durch sich selbst. (Erwiesen an dem Geizigen, Neidischen, Rachsüchtigen, Ehrgeizigen, Unmäßigen und Verschwender.)
64) Vom Nutzen der Leidenschaften.
65) Ueber die guten und schlimmen Folgen der Kreuzzüge.
66) In wie fern ist es wahr, was jener Dichter sagt: Wer nicht an Tugend glaubt, hat selber keine?
67) Bestimmung des Begriffs: gutes Herz.
68) Warum sind die Menschen oft gegen die Fehler am strengsten, die sie selbst an sich haben?
69) Ueber den Undank.
70) Es ist besser Unrecht leiden als Unrecht thun.

71) Ueber Gewissenszwang.
72) Ueber Denkfreiheit.
73) Warum ist das socios habere malorum ein Trost?
74) De mortuis et absentibus nil nisi bene.
75) Warum wirkt die Religion auf die sittliche Veredelung vieler Menschen noch immer so wenig?
76) Sinnliche Vergnügen mäßig genießen ist erlaubt.
77) Von der Ordnung, und deren Einfluß auf die Gesinnung und das Leben der Menschen.
78) Ueber den Leichtsinn.
79) Wer sich selbst beherrscht, bewahrt sich vor moralischer Knechtschaft.
80) Ueber den Charakter der Demuth.
81) Wir werden nicht mit der Tugend, sondern zur Tugend geboren.
82) Wer viel begehrt, dem fehlt viel, oder: der Habsüchtige hat nie genug.
83) Nur durch Mühe und Anstrengung gelangt der Mensch zur Tugend.
84) Tugend ist nicht Tugend, wenn uns Kraft und Gelegenheit zum Bösen fehlt.
85) Ueber pflichtmäßige Aufopferung des Lebens.
86) Ueber die Wahrheitsliebe.
87) Ueber die Kunst, den Menschen gut zu finden.
88) Ueber das historische Ansehen der Wunder.
89) Was heißt christlicher Sinn?
90) Ueber den Zweikampf in Ehrensachen.
91) Ueber die Moden.
92) Wird es in der Welt besser oder schlimmer?
93) Ueber die Vaterlandsliebe.
94) Ueber die äußern Uebel.
95) Die Unbeständigkeit der irdischen Dinge ist für den Menschen wohlthätig.

96) Wie achten wir uns selbst?

97) Ueber natürliche und willkürliche Belohnungen und Bestrafungen.

98) Ueber die Sorge für den Körper.

99) Ueber die Selbstbeherrschung.

100) Vergleichung der sinnlichen und geistigen Freuden.

101) Leiden (Krankheit, Dürftigkeit, Krieg, Trennung rc.) dienen nicht bloß zu unserer Prüfung, sondern sind selbst wieder eine Quelle von Freuden.

102) Ueber Muhamed und den Einfluß seiner Lehre auf die Völker des Mittelalters.

103) Ueber den Einfluß der Lehre von der Unsterblichkeit auf die Moralität der Menschen.

104) Ueber den Einfluß falscher Begriffe auf unsre Sittlichkeit. Erwiesen an den Wörtern: Bildung, Aufklärung, Religion, Ehre, Glück, Freiheit.

105) Ueber Temperamentstugenden und Temperamentsfehler.

106) Ohne Tugend können wir auch die äußern Glücksgüter nicht ungestört genießen.

107) Woraus erklärt sich der Wahn, daß des Bösen in der Welt mehr als des Guten sey?

108) Ueber den Einfluß positiver Religionen auf die Bildung des Menschengeschlechts.

109) Das Positive in der Religion ist eine nothwendige Schranke für die Willkür.

4. Aufgaben aus der politischen Geschichte und der bürgerlichen Gesetzgebung.

1) Was heißt und wozu studirt man Geschichte?

2) Welcher Zeitraum iu der ältesten Griechischen Geschichte ist der wichtigste?

3) Krösus und Cyrus. Eine historische Erzählung.
4) Sitten der Perser.
5) Ueber den Argonautenzug.
6) Sieg der Griechen über die Perser bei Salamis.
7) Welche Folgen bewirkte die Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes?
8) Leonidas stirbt mit seinen Spartanern eines ehrenvollen Todes.
9) Miltiades bei Marathon.
10) Themistokles, der Retter Griechenlands.
11) Die olympischen Spiele.
12) Ueber Lykurgs Staatsreform.
13) Ueber Solon und seine Gesetze.
14) Ueber Aristides.
15) Ueber Sokrates.
16) Sitten und häusliches Leben der Athener zur Zeit ihrer höchsten Blüthe.
17) Die Schlacht bei Leuktra.
18) Was erleichterte dem Philipp die Bezwingung Griechenlands?
19) Kurze Uebersicht der Thaten Alexanders.
20) Alexander, von der Nachwelt angeklagt und vertheidigt.
21) Ueber den Kunst-Charakter der Griechen.
22) Eigenthümlichkeit der Spartaner.
23) Die Geschichte der Athener ist anziehender für uns, als die Geschichte der Spartaner.
24) Ueber die Römischen Volkstribunen.
25) Geschichte der ersten Römischen Gesetzgebung.
26) Coriolan an der Spitze der Volsker.
27) Die Gallier in Rom.
28) Camillus, Roms Erretter.

29) M. Curtius und Decius Mus opfern sich dem Vaterlande.
30) Pyrrhus und Fabricius.
31) Einleitung zu einer Geschichte der Punischen Kriege.
32) Hannibal's Marsch über die Alpen.
33) Q. Fabius Maximus Cunctator.
34) Die Schlacht bei Cannä.
35) M. Claudius Marcellus erobert Syrakus.
36) Die Schlacht bei Sena.
37) Scipio Africanus der Aeltere.
38) Zerstörung Karthago's.
39) Ueber den Zustand der Künste in Rom.
40) Ueber die Römischen Spiele.
41) Jugurtha.
42) Marius und Sulla.
43) M. Tullius Cicero.
44) Ueber die Erziehung eines jungen Römers von Stande.
45) Cn. Pompejus.
46) Charakter des Julius Cäsar.
47) Cäsar's Tod.
48) Antonius und Kleopatra.
49) Die schöne und tugendhafte Octavia.
50) Augustus häusliche Leiden.
51) Ueber den Charakter eines Freistaats.
52) Welche Veränderungen im Zustande der Römer gingen während der Punischen Kriege vor?
53) Ist es als eine Begünstigung des Diebstahls zu betrachten, wenn das Spartanische Gesetz der Jugend erlaubte, fremdes Eigenthum zu entwenden?
54) Welche Zwecke verbindet der Staat mit seinen Strafen und Belohnungen?

55) Beschuldigung des Römischen Volks wegen seiner vielfach begangenen Ungerechtigkeiten.

56) Historische Vergleichungen, und zwar: Solon und Lykurgus; Thrasybulus und Pelopidas; Kodrus und Decius Mus; Luc. Jun. Brutus, der Vertreiber der Römischen Könige, und M. Jun. Brutus, der Mörder Cäsars; die dreißig Tyrannen der Athenienser und die Römischen Decemvirn.

57) Ist es zu mißbilligen, daß Solon in seiner Gesetzgebung den Müßiggang als ein Verbrechen behandelte, und mit Entehrung bestrafen ließ?

58) Warum schickten die Athener ihre verdienstvollsten Feldherren (Aristides, Cimon rc.) ins Exil?

59) Worin liegt es, daß die Spartaner den Gesetzen des Lykurgus anhänglicher waren, als die Athenienser den Gesetzen des Solon?

60) Wenn die Vaterlandsliebe im Alterthume größer war als bei uns, woher kommt dies?

61) Was haben die Griechischen Spiele für die Veredelung des Volks bewirkt?

62) Worin liegt es, daß die Christliche Religion unter den Heiden mehr Eingang fand als unter den Juden?

63) Folgt daraus, weil der Stifter der Christlichen Religion die Sklaverei nicht abgeschafft hat, daß er sie billigte?

64) Ueber die Christenverfolgungen in den ersten Jahrhunderten.

65) Ueber die Entstehung der Mönche und Mönchsorden.

66) Welchen Einfluß haben die Klöster auf die Wissenschaften gehabt?

67) Die Völkerwanderung, die Veranlassung zur Gründung neuer Staaten.

68) Ueber die Veranlassung der Kreuzzüge.

69) Das Zeitalter der Hohenstaufen, als der Glanzpunkt der Deutschen Kaisergeschichte.

70) Ueber die Erfindung des Pulvers, und den Einfluß desselben auf die Führung der Kriege.

71) Wohlthätige Folgen der Eroberung Konstantinopels durch die Türken für die Verbreitung der Wissenschaften.

72) Was begründete das Ansehn und die weltliche Macht der Päpste?

73) Hermann, Deutschlands Erretter.

74) Was ist besonders an den alten Deutschen zu loben?

75) Ueber Karl den Großen.

76) Wie entstanden die Städte?

77) Ueber die Deutsche Hansa.

78) Geschichte der Sicilianischen Vesper.

79) Das Mädchen von Orleans.

80) Columbus erste Entdeckungsreise.

81) Ueber die Folgen der Entdeckung von Amerika.

82) Las Casas.

83) Welchen Einfluß hat die Erfindung der Buchdruckerkunst auf die Wissenschaften gehabt?

84) Luther, auf dem Reichstage zu Worms.

85) Ueber den Einfluß der Lutherischen Kirchenverbesserung auf das Studium der alten Litteratur.

86) Welche Umstände sind als Vorbereitungen zur Lutherischen Kirchenverbesserung zu betrachten? (Sinken der päpstlichen Macht; Unsittlichkeit der Geistlichen und Mönche; Stiftung der Universitäten zu Prag und Leipzig; Buchdruckerkunst; Kenntniß der Bibel, befördert durch Wiclef und Huß).

87) Ueber die vielseitige Entwickelung der Europäischen Kultur im 15ten und 16ten Jahrhundert.

88) Veranlassung des dreißigjährigen Krieges.

89) Gustav Adolph, der kräftigste Beschützer des Protestantismus.
90) Wallenstein's Verrätherei.
91) Die Folgen der Aufhebung des Edikts von Nantes.
92) Schicksale der Maria Stuart.
93) Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.
94) Der verketzerte Galilei.
95) Die Schlacht bei Pultawa.
96) Peter der Große gibt seinem Reiche die erste Kultur.
97) Friedrich II. als Freund der Wissenschaften.
98) Nächste Veranlassung der Französischen Revolution (Staatsumwälzung).
99) Ueber die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft.
100) Begriff eines Staats.
101) Ueber den Unterschied der Stände und die Ungleichheit des Vermögens.
102) Ueber die Gleichheit der Rechte in einem wohlgeordneten Staat.
103) Uebersicht der Vortheile und Beschwerden der bürgerlichen Gesellschaft.
104) Der Krieg, als ein altes Uebel betrachtet.
105) Der Krieg, nach seinen wohlthätigen Einflüssen auf die physische und moralische Kraft der Menschen.
106) Ueber den Trieb nach Eigenthum.
107) Ueber die Vaterlandsliebe.
108) Ueber den Kosmopolitismus (Weltbürgersinn).
109) Die Staatsumwälzungen, von ihrer moralischen Seite betrachtet.
110) Die Staatsumwälzungen von Seiten ihres Einflusses auf den Charakter eines Volks.
111) Die Gesetzgebung, betrachtet aus dem Gesichtspunkt der Volkserziehung.
112) Ueber den Nationalhaß (Völkerhaß).

113) Ueber das Lehnssystem der alten Deutschen.
114) Vergleichung des Zustandes der Sklaven unter den Griechen, Römern und Germanen.
115) Die Kenntniß der Geschichte berichtiget unser Urtheil über die Begebenheiten der Gegenwart.
116) Wodurch machte sich Europa zum ersten Welttheil?

5. Aufgaben aus der Philologie.

1) Bestimmung des Begriffs Philologie.
2) Gründe, warum das Studium der Philologie jedem Studirenden wichtig seyn muß.
3) Aus welchem Gesichtspunkt muß man die klassischen Schriften der Griechen und Römer betrachten, um, aller Uebersetzungen ungeachtet, ihren fortdauernden Nutzen zu beweisen?
4) Wie bildete sich der Grieche zum Griechen?
5) Worin liegt es, daß die Athenienser alle übrige Völker Griechenlands an Geistesbildung übertroffen haben?
6) Homer's Iliade und Odyssee.
7) Was kann uns besonders zum Studium der Griechischen Sprache hinziehen?
8) Virgil's Aeneide.
9) Homer und Virgil, als epische Dichter mit einander verglichen.
10) Ueber die dramatischen Dichter der Griechen.
11) Was bestimmte den Plato, daß er in seinem erdichteten Staat den Homer zu lesen verbot?
12) Ueber die Griechischen Idyllendichter.
13) Warum geben wir den Schriftstellern des Augusteischen Zeitalters den Vorzug?

14) Wodurch unterscheidet sich die Kultur der Römer von der Kultur der Griechen?

15) Warum hat die dramatische Poesie kein Glück unter den Römern gemacht?

16) Ueber Horaz, als Odendichter.

17) Ueber Roms Idyllendichter.

18) Verdient Livius die unbedingte Glaubwürdigkeit, die ihm von Einigen beigelegt wird?

19) Ueber den Charakter der Ciceronianischen Schreibart.

20) Welche Eigenschaften fodern wir von dem Uebersetzer alter Klassiker?

21) Vergleichung der Deutschen Sprache mit der Lateinischen.

22) Welches sind die Veränderungen, denen eine lebende Sprache unterworfen ist?

23) Heißt es: er tritt mir oder mich auf den Fuß.

24) Ueber den Gebrauch des unbestimmten Pronomens es.

25) Ueber die Deutschen Endsylben ig, icht und isch.

26) Ueber die Bildsamkeit der Deutschen Sprache.

27) Was begründet den Wortreichthum der Deutschen Sprache?

28) Wie läßt sich der Wortreichthum der Deutschen Sprache gegen den Einwand rechtfertigen, daß der Deutsche doch so viele Fremdwörter aufgenommen?

29) Sollen wir den Reim in der Deutschen Dichtkunst behalten, oder die Sylbenmaße der Griechen und Römer nachbilden?

6. Aufgaben aus der Mythologie.

1) Was ist Mythologie, und aus welchem Gesichtspunkt müssen wir sie betrachten?

2) Wodurch unterscheidet sich die Römische Götterlehre von der Griechischen?
3) Ueber das Fatum der Alten.
4) Welche Vorstellungen machte sich der Grieche vom Hades?
5) Tod und Schlaf als Zwillingsbrüder betrachtet.
6) Des Hercules Duldung und Vergötterung.
7) Ueber das Orakelwesen des Alterthums.
8) Ueber die Bacchanalien.
9) Ueber die Laren und Penaten.
10) Woher entstand die Verschiedenheit in der Erzählung gewisser Mythen?
11) Ueber die Aehnlichkeit in den Mythen verschiedener Völker.
12) Ueber die Heroen.
13) Erläuterung der Mythe: Ceres sucht die geraubte Proserpina.
14) Ueber das Götterwesen der alten Deutschen.
15) Wie kamen die Menschen darauf, sich Götzen zu bilden?
16) Das Studium der Griechischen und Römischen Mythologie ist, ungeachtet vieler anstößigen Dichtungen derselben, eines der nützlichsten und angenehmsten.
17) Ueber den Gebrauch der nordischen Mythologie in der Deutschen Dichtkunst, mit Bezug auf Klopstocks Ode: der Hügel und der Hain.

7. Aufgaben aus den Alterthümern.

1) Welchen Nutzen gewährt uns das Studium der Griechischen und Römischen Alterthümer?
2) Vor welchen Fehlern hat man sich bei dem Studium der Alterthümer besonders zu hüten?

3) Wie war der Religionszustand der alten Griechen?
4) Welche Umstände vereinigten sich zur schnellen Geistesausbildung der Griechen?
5) Wie war die erste Regierungsform der Griechischen Völkerschaften?
6) Von den Waffen des heroischen Zeitalters.
7) Ueber die Schlachten und Schlachtordnungen im heroischen Zeitalter.
8) Ueber den Charakter der Griechischen Kampfspiele.
9) Ueber den Areopagus zu Athen.
10) Was gehörte zu einem civis romanus?
11) Ueber das Verhältniß des Römischen Patrons und seiner Clienten.
12) Ueber den religiösen Cultus der Römer.
13) Ueber die Verwaltung der Römischen Provinzen.
14) Was machte die Römischen Heere in den frühsten Zeiten der Republik so furchtbar?
15) Wenn wir die Thatkraft der Griechen und Römer bewundern müssen, werden wir ihnen auch ihr bürgerliches Glück beneiden?
16) Ueber den politisch und sittlichen Zustand der Griechen zur Zeit des Macedonischen Königs Philipp.
17) Ueber die Religionsgebräuche der Alten, die mit einer Art von Raserei begangen wurden.
18) Ueber den Charakter der öffentlichen Spiele bei den Römern, verglichen mit dem Charakter der Griechischen.
19) Wie war die gesetzliche Folge in der Erlangung der Römischen Staatswürden?
20) Ueber den Römischen Soldaten zur Zeit der Republik.
21) Ueber den Römischen Sklavenhandel.

22) Von den wichtigsten Veränderungen der Römischen Staatsverfassung unter den Kaisern.
23) Wodurch erlosch nach und nach der Römische Heldenmuth?
24) Ueber die Pracht in der Lebensweise der vornehmen Römer zur Zeit der Republik.
25) Vergleichung der Ordalien im Mittelalter mit den Auspicien der Römer.

8. Aufgaben aus der Archäologie, der Litteratur und Kunst.

1) Was ist Archäologie, und welchen Nutzen gewährt uns das Studium derselben?
2) Ueber das Bücherwesen der Alten.
3) Was verstand der Grieche unter Grammatik?
4) Ueber die verschiedenen Lehrarten der Griechischen Weltweisen.
5) Ueber die Griechischen Symposien.
6) Beschreibung einer Griechischen Bibliothek.
7) Ueber Griechische Inschriften und deren Charakter.
8) Ueber die Schreibstoffe der Römer.
9) Wie unterscheidet sich die freie Kunst von der mechanischen?
10) Ueber die bildende Kunst und deren Zweck.
11) Was heißt Ideal?
12) Ueber den Geschmack.
13) Welche Ursachen hat es, daß es die Griechen in den bildenden Künsten zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht haben?
14) Welche Lebensart war der Erfindung der Künste am zuträglichsten?

15) Waren die zeichnenden oder bildenden Künste die ersten, auf welche der Mensch verfiel?
16) Ueber die verschiedenen Massen, worin die alten Bildhauer arbeiteten.
17) Warum hat sich die bildende Kunst bei den Aegyptern nie zur schönen Kunst erhoben?
18) Ueber das Labyrinth (Herodot, II. c. 148, und Strabo Lib. 17. p. 811. ed. Casaub.)
19) Ueber die Mumien der Aegypter. (Herodot, II. 86 — 88.)
20) Ueber die Griechische Kunst in Rom.
21) Bemerkungen über einige der berühmtesten Griechischen Statuen (Venus, Niobe, Apoll).
22) Ueber die Hermen.
23) Ueber die Reliefs.
24) Ueber Mosaik.
25) Ueber Attribute.
26) Was heißt Ausdruck in der bildenden Kunst?
27) Ueber die Steinschneidekunst der Griechen.
28) Ueber die Stoffe, worauf bei den Griechen gemalt wurde.
29) Ueber den Nutzen der Griechischen und Römischen Münzen für die schöne Kunst.
30) Ueber den Einfluß der Baukunst auf die Versittigung der Menschen.
31) Ueber die Pracht und den Umfang in den Tempeln und Theatern der Alten.
32) Ueber die Säulengänge in der Griechischen und Römischen Baukunst.
33) Charakter der Gothischen Baukunst.
34) Ueber Runen-, Keil- und Lapidarschrift.
35) Wie bildeten die Alten den Tod?

36) Woraus erklärt es sich, daß der Deutsche bei aller wissenschaftlichen und Sprach-Bildung noch nicht die Höhe der bildenden Kunst des Alterthums erreicht hat?

9. Aufgaben aus der Poetik.

1) Was ist Poesie, und wie unterscheidet sie sich von Prosa?
2) Ueber den Reim.
3) Ueber Stoff und Zweck der Fabel.
4) Was heißt lyrische Poesie?
5) Ueber den Begriff des Schönen.
6) Ueber den Charakter der Wehmuth, als Grundgefühls der elegischen Dichtung.
7) Wie unterscheidet sich die Epistel von dem prosaischen Brief?
8) Ueber das Epos.
9) Wie unterscheidet sich die dramatische Poesie von der epischen?
10) Woraus läßt sich das Vergnügen erklären, das wir an der Tragödie empfinden?
11) Ueber den Chor in den alten Tragikern.
12) Was heißt komisch?
13) Ueber den Charakter des Schauspiels.
14) Ueber den Begriff des Romantischen.
15) Was heißt poetische Wahrheit?
16) Ueber den Charakter der Idylle.
17) In wie fern bildet die Satyre den Gegensatz der Idylle?
18) Wodurch wird die didaktische Poesie zur Poesie?
19) Welchen Vortheil gewährt der Gebrauch der Thiere und leblosen Körper dem Fabeldichter?

20) Ueber das Naive.
21) Was ist ästhetische Täuschung?
22) Ueber die Verwandtschaft des ästhetischen und sittlichen Gefühls.
23) Ueber das Schicksal in dem Griechischen Trauerspiele.
24) Ueber den Kontrast.
25) Ueber das Launichte.
26) Ueber das Rührende.
27) Welche Nachtheile hat die Romanen-Lectüre für den Jüngling?
28) Ueber die zweckmäßige Einrichtung der Lectüre für einen Studirenden.
29) Was heißt und wozu nutzt die Declamation?
30) Ueber die Gebehrdensprache.
31) Worin liegt es, daß die Beredsamkeit in neueren Zeiten lau betrieben wird?
32) Warum sind die rohern Zeitalter die eigentlichen Zeiten der Poesie?
33) Warum wollte die Tragödie bei den Römern nicht gedeihen?
34) Warum erbittert uns Widerspruch in Geschmackssachen mehr als in andern Dingen?
35) Welchen Einfluß haben die schönen Künste auf den Charakter eines Volks?
36) Die Phantasie, als Schöpferinn und Zerstörerinn des menschlichen Glücks betrachtet.
37) Was heißt Genie?
38) Was nennt man Maschinerie in der epischen und dramatischen Poesie?
39) Ueber Originalität.
40) Ueber den Ausdruck plastisch.
41) Wie unterscheidet sich Talent von Genie?

10. Aufgaben aus der Litteraturgeschichte der Deutschen.

1) Wie unterscheiden sich Litteratur- und Kulturgeschichte?
2) Ueber den Bardengesang der alten Deutschen. (Tacitus de situ etc. c. 3; Ammianus Marcellinus, lib. 16. c. 30, und lib. 26. c. 7; Vegetius, lib. 3. c. 18; Diodor, 5. c. 31; Strabo, 4, 197).
3) Ueber Ulphilas und dessen Bibelübersetzung.
4) Karls des Großen Bemühungen um Deutsche Bildung.
5) Ueber Ottfried und dessen poetische Uebersetzung der Evangelien.
6) Welche Umstände vereinigten sich, den Minnegesang unter den Schwäbischen Kaisern zu wecken?
7) Ueber die schöne Eigenthümlichkeit der Schwäbischen Dichter.
8) Ueber Inhalt und Charakter des Nibelungen-Liedes.
9) Der Krieg auf der Wartburg.
10) Ueber die Meistersänger.
11) Ueber das episch-satirische Gedicht: Reineke Fuchs.
12) Ueber den Theuerdank.
13) Ueber Luthers wohlthätigen Einfluß auf Deutsche Sprache und Deutsche Prosa.
14) Ueber Ulrich von Hutten.
15) Ueber Hans Sachs.
16) Ueber Opitz Verdienste um die Deutsche Poesie.
17) Ueber die Nachahmungssucht fremder Eigenthümlichkeit um die Mitte des 17ten Jahrh.
18) Gottsched und Bodmer.

19) Ueber Friedrichs II. Einfluß auf die Denkfreiheit und Geistesbildung der Deutschen.

20) Ueber Albrecht von Haller.

21) Gellert, der gelesenste Volksschriftsteller der Deutschen.

22) Ueber Klopstock, als lyrischen Dichter.

23) Ueber Lessing, als dramatischen Dichter und Kritiker.

24) Ueber Schiller, als lyrischen und dramatischen Dichter.

25) Ueber Joh. Heinr. Voß, als Uebersetzer der Alten.

26) Ueber Göthe's Torquato Tasso.

27) Ueber Adelung, als Grammatiker und Lexikographen.

28) Aus welchem Gesichtspunkt muß man das Studium der Alt-Deutschen Sprache betrachten, um den Nutzen desselben zu erweisen?

29) Woraus läßt sich beweisen, daß die Deutsche Sprache unter allen neuern Sprachen am meisten der Vervollkommnung fähig sey?

30) Wie läßt es sich erklären, daß die Deutschen das Studium der neuern Sprachen am eifrigsten betreiben?

II. Aufgaben aus der Logik, Anthropologie und empirischen Psychologie.

1) Ueber die Erkenntniß durch die Sinne.

2) Ueber die Gewißheit unsrer Erkenntniß.

3) Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft.

4) Ueber Ideen-Verbindung.

5) Ueber das Abstractions-Vermögen.

6) Ueber Vorstellung und Begriff.
7) Was gehört zu einem Urtheil?
8) Was ist eine Definition?
9) Was gehört zu einer logischen Division?
10) Was nennt man einen förmlichen Schluß?
11) Was heißt denken?
12) Wie unterscheiden sich Gedächtniß- und Erinnerungskraft?
13) Von den Quellen der Irrthümer.
14) Ueber das Gewissen.
15) Ueber Erfahrungskenntniß.
16) Wie unterscheidet sich die synthetische von der analytischen Lehrart?
17) Vom Gefühlsvermögen.
18) Was heißt Affect?
19) Ueber die Leidenschaften.
20) Ueber das Begehrungsvermögen.
21) Wann wird der Trieb nach Eigenthum fehlerhaft?
22) Ueber den Ehrtrieb.
23) Ueber das Temperament.
24) Ueber den Bau des menschlichen Körpers.
25) Betrachtungen über die Willensfreiheit der Menschen.
26) Ueber Träume und deren Entstehung.
27) Wie schützt man sich vor dem Zerstreutseyn?
28) Entwickelung der Begriffe: angenehm, gut, schön.
29) Warum gilt uns der entfernt lebende, berühmte Mann mehr als der, den wir kennen?
30) Ueber die üble Laune.
31) Ueber die Macht der Gewohnheit.
32) Warum wollen wir lieber geachtet als geliebt seyn?

33) Wie läßt es sich erklären, daß man sich der Schimpfwörter als Liebkosungen bedient?

34) Ueber die Liebe zum Sonderbaren.

35) Woher kommt es, daß junge Personen sich so gern mit Todesgedanken beschäftigen?

36) Woher kommt der Hang zum Uebertreiben?

37) Was ist stolze Demuth?

38) Warum schmerzt uns ein Blick oder kurzer Verweis mehr als eine Strafpredigt?

39) Warum rührt der niedergeschlagene Schmerz stärker als der laut sich äußernde?

40) Warum verstärkt Widerstand und Hinderniß das Begehren?

41) Warum ist die Erwartung eines Uebels peinlicher als das Uebel selbst?

42) Ueber die Affectation Derer, die in Nebendingen oder gar in Thorheiten groß seyn wollen.

43) Woraus läßt sich die, dem Alter eigene Sparsamkeit erklären?

44) Woraus erklärt es sich, daß wir leichter und lebhafter Mitleiden als Mitfreude empfinden?

45) Worin liegt es, daß die Erinnerung überstandener Uebel uns oft Vergnügen macht? (Habet praeteriti doloris secura recordatio delectationem. Cic. Epist. ad divers. v. 12).

46) Wie verschafft man sich Menschenkenntniß?

47) Wie werden wir es anfangen, wenn wir bei den widersprechenden Zeugnissen fremder Erfahrungen die Wahrheit finden wollen?

48) Meinen, glauben, wissen.

49) Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit.

12. Aufgaben aus der Geschichte der Philosophie der Griechen und Römer.

1) Was ist eine Geschichte der Philosophie?
2) Worin bestand die Philosophie der Griechen in der ältesten Periode, und welche Männer sind aus dieser Periode zu merken?
3) Wodurch unterscheiden sich die sogenannten sieben Weisen von den Gesetzgebern Griechenlands?
4) Welches waren die berühmtesten Weltweisen der Jonischen Schule, und welche Lehrsätze wurden durch sie verbreitet?
5) Ueber Pythagoras und dessen Schule.
6) Worin bestand die Philosophie der Sophisten?
7) Was lehrte Sokrates, und worin besteht sein höchstes Verdienst?
8) Wodurch schwächte die Cynische Philosophie die guten Wirkungen ihrer Lehren?
9) Worin besteht das Wesen der Platonischen Philosophie?
10) Ueber Aristoteles und seine Verdienste um die Philosophie.
11) Von der Secte der Stoiker.
12) Von der Epikurischen Philosophie.
13) Von der skeptischen Philosophie.
14) Worin bestand das Studium der Philosophie unter den Römern, und welche Männer brachten dasselbe zu Rom in Aufnahme?

B. Aufgaben nach den verschiedenen Stylarten und Redeformen.

1. Der historische Styl.

Hieher gehören sehr viele, in den vorigen Abtheilungen (besonders in der 4ten) zerstreut liegende Aufgaben, denen wir aber noch folgende hinzufügen:

1) Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten, die jeder erlebt hat.
2) Erzählung irgend einer Begebenheit aus der Französischen Revolution.
3) Verbannung und Zurückberufung des Cicero.
4) Catilina's Verschwörung.
5) Der Tod der Virginia, nach dem Livius, B. 3. C. 44—48.
6) Erzählung der Unternehmung der Flotte aus Syrakus gegen die Seeräuber. Cic. Orat. in Verrem l. 5. c. 33—38.
7) Cinna und Augustus, nach dem Seneca de clementia, lib. 1. c. 9.
8) Cäsar und der Veteran. Seneca de beneficiis, lib. 5. c. 24.
9) Zustand des Darius, als seine Satrapen sich gegen ihn verschworen; seine Flucht, sein Tod. Curtius, lib. 5. c. 8—13.
10) Der sterbende Darius und Alexander. Curtius, lib. 5. c. 13.
11) Ueber den Untergang des Römischen Westreichs.
12) Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII.
13) Enthauptung Karl's I. in England.

14) Karl's XII. Zug nach Pultawa, die Schlacht und deren nächste Folgen.
15) Die Entdeckung Amerika's durch Columbus.
16) Befreiung der nordamerikanischen Staaten.
17) Beschreibung des Hinabsteigens in die Höhle von Antiparos, nach Engel's Philosoph für die Welt.
18) Beschreibung des Jahrmarkts in einer kleinen Stadt.
19) Der Weihnachtsabend in einer Familie.
20) Beschreibung einer nächtlichen Feuersbrunst, nach Schiller.
21) Beschreibung einer schönen Landschaft.
22) Der Brocken. Beschreibung einer Fußreise dahin.
23) Die Seuche; nach Virgil, Georgica, lib. 3. v. 470—566.
24) Verwüstungen eines ausgetretenen Stroms.
25) Der Frühling; nach Thomson.
26) Das Landleben.
27) Der Thiergarten bei Berlin.
28) Der Gesundbrunnen bei Freienwalde.
29) Die Weinlese.
30) Das Erntefest.
31) Beschreibung einer Wassermühle.
32) Beschreibung einer Luftpumpe.
33) Beschreibung einer Elektrisir-Maschine.
34) Die Zeitalter; nach Ovidii Metam. lib. 1. v. 89—150.
35) Die Deucalionische Ueberschwemmung, Ovidii Metam. lib. 1. v. 253—312.
36) Beschreibung einer Landstadt und ihrer Sitten.
37) Der Schiffbauer-Damm bei Berlin.
38) Zustand eines Volks, das sich zu einem schweren Kriege rüstet.

39) Einleitung zu dem Europäischen Völkerkrieg der Jahre 1813 und 1814.

40) Was begründete das Ansehn und die weltliche Macht der Päpste?

2. Der Lehrstyl.

1) Weisheit ist schätzbarer als Leibesstärke.

2) Bloße Ausbildung des Geistes ist eine einseitige Ausbildung.

3) Der öffentliche Unterricht ist besser als der Privatunterricht.

4) Nur der öffentliche Unterricht gibt eine wahre, volkthümliche Bildung.

5) Die Geschichte der Griechen und Römer studiren, ist zum Verstehen ihrer Schriften nothwendig.

6) Viele Romane lesen, gibt eine einseitige Bildung und schadet dem guten Geschmacke.

7) Es ist wünschenswerth, Leiden aus eigner Erfahrung zu kennen.

8) Fleißiger Ackerbau ist eine ergiebige Quelle des Völkerreichthums.

9) Welche Vortheile gewährt es dem Menschengeschlecht, daß die verschiedenen Länder der Erde auch verschiedenen Boden, verschiedenes Klima und verschiedene Erzeugnisse haben?

10) Welche Vortheile entspringen für den Menschen aus dem Mangel verschiedener Vorzüge, welche den Thieren eigen sind?

11) Die Gesetze sind ein Schutz für die Guten.

12) Feine Sitten sind noch keine gute Sitten.

13) Preßfreiheit ist das kräftigste Schutzmittel gegen religiöse und politische Bedrückung.

14) Ein wahrer Vaterlandsfreund ist auch ein guter Mensch.
15) Wer seinen Körper schwächt, verliert seinen Muth.
16) Lebenssorgen sind nützlich, denn sie erhalten in uns das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, befördern die Verbindung der Menschen unter einander, und beleben den Menschen zur Thätigkeit.
17) Noth ist zu allen Zeiten die wohlthätige Weckerinn menschlicher Kräfte gewesen. (Noth lehrt beten.)
18) Widerlegung des Satzes: die Urtheile der Menschen über uns sind gleichgiltig.
19) Widerlegung des Satzes: ein dummer Mensch macht sein Glück besser als ein kluger.
20) Widerlegung der Behauptung: es ist mehr Böses als Gutes in der Welt.
21) Beweis, daß Vorurtheil und Aberglaube nur Böses stiften können.
22) Widerlegung der Behauptung: der Bauer muß dumm bleiben, sonst gehorcht er nicht.
23) Widerlegung der Meinung: man brauche die Sprachen nicht zu erlernen, deren man nicht unmittelbar zu seiner künftigen Lebensart bedarf.
24) Was ist von dem Grundsatz zu halten: man muß es mit keinem Menschen verderben?
25) Haben die Alten unsers Volks recht, wenn sie urtheilen, das jetzige Geschlecht sey weichlicher als die vorigen?
26) Einsicht und Kenntniß schaden da mehr als sie nutzen, wo sie durch keine sittliche Kraft geleitet werden.
27) Nicht wer gut anfängt, sondern wer gut vollendet, verdient Lob.
28) Die Doppel-Natur des Menschen fodert allerdings Freuden der Sinne, wie Freuden des Geistes und

Herzens; aber nicht alle diese Freuden haben gleichen Werth und gleiche Dauer.

29) Warum findet man unter den Deutschen keine Beredsamkeit?

30) Woher kommt die Aehnlichkeit vieler Wörter in den verschiedenen Sprachen?

31) Was ist von der unbeschränkten Ausübung der Wohlthätigkeit zu halten?

32) Ist das, was schicklich ist, auch allemal gut?

33) Wie unterscheiden sich der Mann von Kopf und der Mann von Kenntnissen?

34) Wie unterscheidet sich der unterrichtete Mann von dem Gelehrten?

35) Aus welchem Gesichtspunkt muß der junge Gelehrte das Sprachstudium betrachten?

36) Warum würde die Solonische Staatsverfassung für unsre Zeiten und Sitten anwendbarer seyn als die Lykurgische?

37) Was sind Volksfeste? Und welche Begebenheiten unsers Volks könnten dazu benutzt werden?

38) Warum ist es so schwer, sich selbst kennen zu lernen?

39) Woher kommt die Sonderbarkeit einiger Menschen, mit einem gewissen Wohlgefallen von ihren Fehlern zu sprechen, oder sich gar welche anzudichten?

40) Wenn sich der National-Charakter einzelner Völker immer mehr und mehr in den allgemeinen Charakter der gebildeten Menschheit verliert: ist dies als ein Fort- oder Rückschritt in der sittlichen Welt zu betrachten?

41) Die Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter ist der menschlichen Gesellschaft eben so nützlich, als die Ungleichheit der körperlichen und geistigen Kräfte.

3. Versuche im bildlichen Styl.

1) Das Leben, ein rinnendes Gewässer; oder, das Leben, eine Reise.
2) Die sanfte Rede, ein Thau.
3) Der Mensch, ein Wanderer.
4) Bücher, eine Gesellschaft.
5) Der Mensch ein Schiff, Leidenschaften treiben die Segel.
6) Der Unglückliche, ein Schiffbrüchiger.
7) Der König, ein Hirte, oder der Vater seines Volks, oder der Steuermann am Ruder.
8) Die Schule, ein Pflanzengarten.
9) Laster, eine Krankheit; oder der böse Mensch, eine Pest der Gesellschaft.
10) Vernunft, das Licht der Seele; Wissenschaft, das Licht der Welt.
11) Das unbenutzte Talent, ein vergrabener Schatz.
12) Ein durch Erziehung und Unterricht veredelter Jüngling, ein durch Impfung veredelter Baum.
13) Ein ungesunder Körper, ein verstimmtes Instrument; die Seele der Tonkünstler.
14) Ein sich selbst überlassener Jüngling, ein Schiff ohne Steuermann auf hoher See.
15) Der Tod, ein erquickender Schlaf.
16) Ein zorniger Mensch, ein loderndes Feuer oder ein brausendes Meer.
17) Der Hausvater, ein Gärtner.
18) Der gute Mensch, ein Fruchtbaum.
19) Der Freund im Unglück, ein Führer bei der Nacht.
20) Der Jugendlehrer, ein Säemann.
21) Ein Wohlthäter der Armen, die erquickende Früh-

lingssonne oder ein kühlender Regen bei Sonnenhitze, oder ein Thau nach schwülen Tagen.

22) Blüthen und Hoffnungen.

23) Der Fluß und die Freiheit.

24) Das Licht und die Erkenntniß; — die Finsterniß, die Unwissenheit und der Irrthum; — die Nacht, das Bild der Ruhe, des Grabes; auch Bild des Unglücks und der Unwissenheit; — die Sonne, das Bild der Wahrheit, der Freude, der Reinheit, der belebenden Kraft, der Herrlichkeit und Majestät; — das Feuer, Bild der Reinheit, des Glanzes, der erwärmenden, aber auch zerstörenden Kraft; — Quell, Bild der Fülle, Güte, der Erquickung, des Anfangs und Ursprungs; — Mond, Bild des stillen Wohlthuns, der Milde, der Erquickung; — Zeder, Bild der Dauer und Festigkeit; — Zipresse, Bild der Trauer; — Lorbeer, Bild des Ruhms, des Sieges, der Unsterblichkeit; — Oelbaum, Bild des Friedens; — Lilie, Bild der Reinheit und Unschuld; — Rose, Bild der Jugend, Liebe und Freude; — Rose mit ihren Stacheln, Bild der mit Leiden gemischten Lebensfreuden; — Veilchen, Bild der Bescheidenheit und Demuth; — roher Diamant, Bild des verborgenen, noch unentwickelten Talents; — Anker, Bild der Hoffnung, des Schutzes; — Zwei junge Eichen, deren Wurzeln sich verschlingen, und deren Stämme in gleicher Höhe zum Himmel emporstreben, das Bild der Freundschaft; — der Tod, ein erquickender Schlaf nach langen Mühen.

4. Versuche im affectvollen Vortrag.

1) Unwille gegen die, welche aus Eigennutz das Volk in Dummheit erhalten.

2) Klagen über den Zustand eines Volks, das sich durch bürgerliche Kriege vernichtet.

3) Klagen über den Mangel einer vernünftigen Erziehung in den niedern Ständen.

4) Hoffnungen eines Jünglings, der mit Kenntniß und guten Vorsätzen in's bürgerliche Leben eintritt.

5) Abscheu gegen die kleinen Tyrannen, welche ihre Untergebenen in Druck und Sklaverei erhalten.

6) Wünsche eines Patrioten für sein bedrängtes Vaterland.

7) Freude eines Jünglings, der seinen für todt gehaltenen Freund wieder findet.

8) Abschied aus meiner Vaterstadt.

9) Empfindungen bei dem Anblick eines von Feuer zerstörten Dorfs, gleich nach der Ernte.

10) Freude eines, aus der Fremde zurückkehrenden Jünglings, der seinen Geburtsort in besserem Wohlstande findet.

11) Freude eines Genesenen nach einer schweren Krankheit, an einem schönen Frühlingstage.

12) Unwillen gegen die Deutschen, die ihre Muttersprache verachten.

13) Rückkehr eines siegenden Heeres.

14) Empfindungen bei der Nachricht: es wird Krieg.

15) Gebet nie den Muth auf

a) bei Armuth und äußern Hindernissen;

b) bei dem Widerstand, den man von ausgebreiteten Vorurtheilen und herrschenden Gewohnheiten zu erwarten hat; und

c) bei Verfolgungen, seiner Ueberzeugung, oder der Tugend wegen.

16) Rede des Darius, um seiner Soldaten Mitleid zu erregen. Curt. l. 5., c. 8.

17) Vorwürfe, die Alexander seinen Soldaten macht. Curt. l. 10., c. 2 und 3.

18) Rede des Scythischen Gesandten an den Alexander. Curt. l. 7., c. 8.

19) Rede des Mithridates gegen die Römer. Justin. l. 38, c. 4—7.

20) Rede des Oedipus, aus des Seneca Tragödie, Act 4, Scene 3, V. 868. u. f.

21) Laocoon und seine Söhne. Nach Virgil, Aen. l. 2., v. 200—230.

22) Anrede des Hannibal an seine Truppen, vor dem Uebergang über die Alpen.

5. Versuche im komischen und scherzhaft-satirischen Styl.

1) Der eingebildete junge Gelehrte.
2) Der Kleinstädter in der Residenz.
3) Die Politiker.
4) Die Neujahrs-Gratulanten.
5) Die Reise auf dem Postwagen.
6) Lob des Esels.
7) Lob der Unwissenheit.
8) Lob der Moden.
9) Das Kleid macht wol den Mann.
10) Der Sprachverderber.

6. Dialogen, Briefe, Reden, Charakterschilderungen.

1) Gespräch der Soldaten Alexander's bei dessen Todtenfeier.
2) Scipio Africanus und Hannibal vor der Schlacht bei Zama.
3) M. Portius Cato und Scipio bei Thapsus überzeugen sich, daß sie den Untergang der alten Verfassung nicht überleben können.
4) M. Brutus und C. Cassius berathen sich, ob sie an der Verschwörung gegen den Cäsar Theil nehmen wollen.
5) Alexander und Diogenes (nach Wieland's Dialogen des Diogenes von Sinope).
6) Der Gläubige und der Zweifler. Ein Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele.
7) Die Deutsche Sprache und die Französische im Wettstreit über ihre Vorzüge.
8) Sulpitius Troſtschreiben an Cicero, über den Tod seiner Tochter.
9) Cicero macht dem Pompejus über seine Unthätigkeit Vorwürfe.
10) Augustus befeuert den Varus in seinem Feldzuge gegen die Deutschen.
11) Cicero's Bittschreiben an einen seiner Freunde in Rom, die Aufhebung seines Verbannungs-Dekrets zu bewirken.
12) Lobrede auf den Epaminondas.
13) Entwickelung des Charakters und der Verdienste des Themistokles, des Perikles ꝛc. um Athen.
14) Charakter des Sokrates, des Cicero ꝛc.

15) Leichenrede auf den Leonidas bei Thermopylä.
16) Cato reizt den Senat, Karthago zu zerstören.
17) Rede des Antonius an das Volk, den Tod Cäsar's zu rächen.
18) Rede eines Heerführers, kurz vor einer entscheidenden Schlacht.
19) Das Augusteische Zeitalter.
20) Die Völkerschlacht bei Leipzig, nach ihren Folgen für Europa.
21) Ueber Preußens Kriegsruhm.
22) Ueber den Fanatismus.
23) Die Athener und Spartaner, eine Parallele.
24) Wie erscheint uns Karl der Große in den Berichten seiner Zeitgenossen?
25) Wallenstein, als Mensch und als Krieger.
26) Der geschäftige Müßiggänger. Ein Gemälde nach dem Leben.
27) Charakter eines Weichlings, Schmeichlers, Geizigen rc.

7. Nach-

7. Nachlese.

Gemischte Aufgaben, einem großen Theile nach aus inhaltreichen Spruchreden und Parallel-Stellen mustergiltiger Schriftsteller bestehend. *)

1) In wie fern ist der Ausspruch wahr: wer nicht an Tugend glaubt, hat selber keine?

2) Welche Nachtheile hat es, das Alte in den Gebräuchen und Sitten unserer Vorfahren zu verspotten, und das Neue, weil es neu ist, begierig zu ergreifen?

3) Wie läßt sich der Mißbrauch erklären, den die neuere Zeit von dem Ausdruck: er ist ein guter Mann, gemacht hat?

4) Was versteht man unter Genius einer Sprache?

5) Das prangende Kleid, das nicht wärmt — Kenntniß und Gelehrsamkeit ohne Tugend.

6) Der gestirnte Himmel. Eine Betrachtung.

7) Die Chaldäer lasen aus den Sternen die Zukunft; wir lesen aus ihnen die Größe und Erhabenheit Gottes.

8) Die Gebehrdensprache, verglichen mit der Wortsprache.

---

*) Wenn hin und wieder eine Aufgabe gefunden wird, die in den vorhergehenden Rubriken schon einmal, obwol anders gestellt, vorgekommen ist: so hat damit nur angedeutet werden sollen, daß man oft einen und denselben Stoff, besonders wenn er sehr reichen Inhalts ist, benutzen kann, mehrere Aufgaben daraus zu bilden, da es von der Fassung des Thema abhängt, welchen Standpunkt man bei der Betrachtung desselben einnehmen soll. Auch sind durch die Verbindung einzelner Stoffe zu einem Ganzen neue Aufgaben zu umfassendern Arbeiten entstanden.

9) Ueber den Charakter der Deutschen Sprache.
10) Wie läßt es sich rechtfertigen, daß man den Sprachgebrauch zum höchsten Gesetzgeber in der Grammatik gemacht hat?
11) Was heißt Geist der Zeit, und wodurch allein läßt sich mit einigem Erfolg auf ihn einwirken?
12) Ueber das Wunderbare im Epos.
13) Was hindert uns noch, unserer Sprache die gewünschte Reinheit zu geben?
14) Ueber die verschiedenen Zwecke, welche man mit dem Lesen älterer und neuerer Schriftsteller verbindet.
15) Ist für die Statuen der Neuern die antike oder moderne Bekleidung zu wählen? Und bei den Inschriften auf öffentlichen Denkmälern die Deutsche oder die Lateinische Sprache?
16) Welchen Einfluß hat der Charakter eines Volks auf dessen Sprache, und umgekehrt, die Sprache auf den Charakter?
17) Worin liegt es, daß die Erinnerung bestandener Leiden mit einem geheimen Vergnügen verknüpft ist?
18) Der Gesang, als Sache der Volksbildung betrachtet.
19) Ueber die Selbstbeherrschung.
20) Woraus läßt sich die, dem Alter eigenthümliche Sparsamkeit erklären?
21) Das Barometer und Thermometer.
22) Die Raupe und der Schmetterling.
23) Welchen Trost schöpfen wir für die Begebenheiten unserer Zeit aus der Geschichte?
24) Worin stehen wir den Alten nach, worin haben wir Vorzüge vor ihnen?
25) Ueber die Auswanderungen in der alten Welt.

26) Parallele zwischen Sokrates und Christus.
27) Welches Deutsche Wort würde den Begriff von Originalität am erschöpfendsten bezeichnen?
28) Ueber den Einfluß des Temperaments auf die sittliche Ausbildung.
29) Ueber die Hindernisse eines zweckmäßigen Studirens.
30) Klage über den Tod Gustav Adolph's bei Lützen.
31) Nutzen eines litterarischen Tagebuchs für die Beförderung der wissenschaftlichen Selbstbildung.
32) Stofftheile zu einer Anklagrede des Nero.
33) Ueber die Vortheile des Disputirens.
34) Die Nacheiferung (nach ihren Quellen, ihrem sittlichen Werth, ihren guten und verderblichen Wirkungen).
35) Die Erziehung eines jungen Römers von Stande, verglichen mit der unsrigen.
36) Der Eroberer, verglichen mit dem menschenfreundlichen Fürsten. (S. Klopstocks Ode: Friedrich V.)
37) Vergleichung der Gottesurtheile (Ordalien) im Mittelalter mit den Auspicien der Römer.
38) Ueber den Einfluß der Dichter auf die Bildung der Menschen.
39) Für und wider die Todesstrafen.
40) Sind Hannibal, Brutus, Kodrus, Decius, Cato als Selbstmörder zu betrachten? (Joh. v. Müller sagt in seinen vier und zwanzig Büchern allgem. Geschichten, Bd. 1. S. 316 von Cato: Seine Standhaftigkeit war groß genug, und seine That kann nicht verführen; um so sterben zu dürfen, wird erfodert, wie er zu leben).
41) Die Einsamkeit, nach ihren wohlthätigen und nachtheiligen Folgen.
42) Ueber den Werth der Erfahrung.

43) Ueber die Verfertigung des Papiers.

44) Der Confirmationstag. Eine moralische Betrachtung.

45) Der Kirchhof. Eine Abendbetrachtung.

46) Abfertigung eines prosaischen Menschen, der die Poesie eine brodlose Kunst genannt hatte.

47) Auffoderung an Barbarus, rein Deutsch zu sprechen.

48) Welche Gründe werden den jungen Studirenden bestimmen, das Studium der Deutschen Sprache und Litteratur in den Kreis seiner Studien zu ziehen?

49) Welchen vortheilhaften und welchen nachtheiligen Einfluß hat das Studium fremder Sprachen auf unsere Muttersprache und Litteratur gehabt?

50) Schutzrede für den Winter.

51) Die Theorie der Mond- und Sonnenfinsternisse.

52) Lob der Tonkunst.

53) Bericht über den Schaden, welchen ein Hagelwetter (ein Gewitter) an dem Orte des Schreibenden angerichtet hat.

54) Vergleichung der drei Quellen menschlicher Erkenntniß: Erfahrung, Unterricht, Nachdenken.

55) Commentar zu den Worten des Malers Conti in Lessings Emilia Galotti: „Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden?" (Erster Aufz., vierter Auftr.).

56) Die Ideale.

57) Religion und Gesetzgebung, als Hauptmittel der Menschen- und Völkerbildung.

58) Charakter-Särke ist der Fruchtkern eines sittlichen Lebens.

59) Wie berühren und trennen sich Moral und Gesetzgebung?

60) Wahre und fehlerhafte Freundschaft.

61) Würdigung der äußeren Uebel.

62) Welche Vortheile ziehen wir aus dem stillen Umgang mit uns selbst?

63) Einsicht und Kenntniß schaden mehr als sie nutzen, wenn sie nicht von sittlicher Kraft geleitet werden.

64) Ueber das Lächerliche.

65) Was läßt sich zur Bestreitung der Meinung sagen, daß es der Deutschen Sprache an Wohllaut fehle?

66) Ueber die Natur des poetischen Stoffes.

67) Ist die Lutherische Bibelübersetzung, von Seiten ihrer Sprache betrachtet, für den allgemeinen Gebrauch noch hinreichend?

68) Ueber Melanchthons Antheil an der Lutherischen Kirchenverbesserung.

69) Der Protestantismus, als Grund aller Denkfreiheit.

70) Das Sittengesetz ist ein unveränderliches, ewiges Gesetz.

71) Religionsstifter und Gesetzgeber als Bildner der Völker.

72) Die Muttersprache als Hauptmittel einer höher Volksbildung betrachtet.

73) Für und wider den Gebrauch der Deutschen S ft-zeichen zu Deutschen Schrift- und Kunstwer in Bezug auf die vorgeschlagene Einführung er Lateinischen.

74) Was ist von dem Streben nach einer W errschaft zu halten?

75) Ist es zu fürchten, daß die Barb des Mittelalters je in Europa wiederkehren e?

76) Warum fand das Christenthum mehr Eingang unter den Heiden als unter den Juden?

77) Worin stehen wir den Alten nach, und worin haben wir die entschiedensten Vorzüge vor ihnen?

78) Woraus läßt sich die Wahrnehmung erklären, daß die Deutschen seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften das Studium der ältern und neuern Sprachen eifriger und umfassender als andere Völker getrieben haben?

79) Die höchste Wohlthat für das ganze Menschengeschlecht besteht in der Erhaltung und Beförderung der Wissenschaften (denn sie sind der Grund der allgemeinen Wohlfahrt, und das einzige Mittel, den Menschen für seine höhere Bestimmung zu erziehen).

80) Gedanke, Wort und Handlung sind die drei Acte menschlicher Thätigkeit.

81) Historische Entwickelung des Einflusses, welchen das Christenthum auf die Bildung der Völker und Staaten gehabt hat.

82) Ueber Ursprung und Zweck des Schauspiels.

83) Schutzrede für die Klöster.

84) Für und wider die Lykurgische Staatsverfassung.

85) Der Moralist und der Satiriker, verglichen in ihren Zwecken und der Wahl ihrer Mittel.

86) Wodurch rechtfertigt sich die Vorliebe für das Alterthum in dem Studienplan eines Jünglings?

87) Welche Einflüsse hat die Lutherische Kirchenverbesserung auf Sprache und Litteratur der Deutschen gehabt?

88) Folgt daraus, daß der Stifter der Christl. Religion die Sklaverei nicht abgeschafft hat, daß er sie billigte?

89) Die Entdeckung Amerika's nach ihren Folgen für Europa.

90) Der Negerhandel verletzt das Recht der Persönlichkeit, weil er den Menschen zur Sache (Waare) macht.

91) Wie erklärt sich die Entartung der Römer in den letzten Jahrhunderten ihrer Republik?

92) Karl der Große, gewürdigt nach seinen politischen Bestrebungen.

93) Ueber Duldung, Gleichgiltigkeit (Indifferentismus) und Verfolgungssucht in Religionssachen. Ein geschichtlich-sittliches Urtheil.

94) Wer sein Glück weniger in der Außenwelt als in sich selbst sucht, ist der Glücklichste.

95) Woraus läßt sich erklären, daß der Neu-Europäer bei aller Sprach- und wissenschaftlichen Bildung noch nicht die Höhe der bildenden Kunst des Alterthums erreicht hat?

96) Der Völkerhaß der alten, die Menschenliebe der neuen Welt.

97) Ueber den Witz.

98) Zusammenstellung der Gründe, die uns zum Glauben an eine Unsterblichkeit der Seele bestimmen.

99) Einleitung und Commentar zu dem Schillerschen Gedicht: Pompeji und Herkulanum.

100) Der Sieg der Natur über die Kunst, zur Erläuterung des Götheschen Gedichts: der Wanderer. (Gott segne Dich, junge Frau ꝛc.)

101) Ueber den Charakter der Wehmuth. Nach v. Salis Gedicht: die Wehmuth. (Mit leisen Harfentönen ꝛc.).

102) Zweifel, der Weg zur Wahrheit.

103) Sokrates, den das Orakel des Apollo für den

Weisesten erklärte, sagt von sich, er wisse nur, daß er nichts wisse.

104) Bedenke, daß du ein Mensch bist! So ließ Philipp von Macedonien nach der Schlacht bei Chäronea jeden Morgen sich zurufen, um sich vor Uebermuth zu waffnen. Gedenke der Athener! So ließ sich Darius Hystaspis täglich bei der Mahlzeit zurufen, damit das Andenken an die von den Athenern ihm zugefügte Beleidigung nie in ihm erlöschen möchte.

105) Platon verbot in seiner Republik die Lesung des Homer; Cicero (im zweiten Buche der Tuscul. Untersuchungen) stimmt ihm bei; der heil. Augustin eifert gegen das Lesen der profanen Dichter, und Campe's Revisionswerk verwirft die Lesung der Alten auf Schulen. Wie werden wir darüber denken?

106) Als Philipp von Macedonien den Aristoteles (den Platon den Verstand seiner Schule zu nennen pflegte) zum Lehrer seines funfzehnjährigen Sohnes Alexander berief, schrieb er ihm: „ich habe einen Sohn, und danke den Göttern weniger, daß sie mir ihn gaben, als daß sie ihn zu deiner Zeit geboren werden ließen. Ich hoffe, daß deine Sorgfalt und deine Einsichten ihn meiner und dieses Reichs würdig machen werden." — Zu welchen Betrachtungen führt dieses Schreiben?

107) Die Lehren der alten Weisen wissen ist gut, aber sie üben ist besser.

108) Der Tod des Sokrates, verglichen mit dem des Seneca (Tac. Ann. lib. 15. 60.).

109) Die alte Welt ist für uns eine Schule der Ideen, die uns mit Idealen erfüllt, damit wir hochherzi-

ger und freier in unsere eigene Welt eintreten können.

110) Woher kommt die bei den Alten herrschende Hochachtung gegen den Selbstmörder, da doch die Gesetze den Selbstmord nicht gut hießen, und die Moral ihn nicht empfahl? (Cic. de offic. l. 1. c. 31. und Garve's Anmerk. und Abhandl. dazu).

111) Moralischer Egoismus ist der Gegensatz des Patriotismus.

112) Willkürliche Strafen und Belohnungen vereinigen sich in dem Begriff von Vergeltung, denn ihr Hauptzweck ist die Gerechtigkeit selbst. (suum cuique.)

113) Commentar zu der Schiller'schen Romanze: die Kraniche des Ibykus.

114) Was ist wissenschaftliche, was Gelehrten-Bildung?

115) Das Gesetz will nur, daß der Mensch so handle, ohne sich darum zu bekümmern, wie er sey; die Moral will, daß der Mensch so sey, damit er so handeln könne.

116) Die Kunst der deklamatorischen Darstellung, als ein Gegenstand der höheren Bildung betrachtet.

117) Der Nachruhm. Eine historisch-moralische Betrachtung, mit Bezug auf Klopstock's Ode: der Nachruhm.

118) Poesie und Geschichte, nach ihrem absoluten Werth betrachtet.

119) Einfluß der Gelehrten-Bildung auf das Leben und die Versittigung der Völker.

120) Talent, Kenntniß und Tugend bahnen und verschönern den Weg des Lebens.

121) Vollkommene und unvollkommene Pflichten, betrachtet nach ihrem Namen und Begriff. (Garve's Anm. zu Cic. de offic.)

122) Wenn wir zur Lösung der Frage über die beste Regierungsform die Geschichte aller Völker und Zeiten aufrufen: zu welchem Resultat werden wir gelangen?

123) Wann wird die Vorliebe für das Alterthum eine Verachtung des Neuen?

124) Entwickelung der Hindernisse, welche der Ausbildung des Kunstsinnes unter den Römern entgegenstanden.

125) Die Sagengeschichte der Völker ist ein fruchtbarer Stoff für Poesie und plastische Kunst.

126) Lob der menschlichen Sprache. (Klopstock's Ode: die Sprache.)

---

127) In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.
(v. Schiller.)

128) Zwei sind der Wege, auf denen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt. (v. Schiller.)

129) Niemand schaden, Allen Hülfe leisten,
Jedermann ein heil'ger Altar seyn,
Ist Religion. Und diese Freundinn
Geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.
(v. Herder.)

130) „Wer macht sein Schicksal sich wohl besser als es ist?"—
Der, was ihm fehlt, nicht wünscht, und was er hat, genießt! (Kretschmann.)

131) Kleine Freuden laben, wie Hausbrod, immer ohne Ekel; große, wie Zuckerbrod, zeitig mit Ekel.

132) Wandrer, blick auf der Reise durchs Leben bedächtig oft rückwärts,
Daß die Erfahrung dir sey kräftig ein schützender Stab.

133) Klage geziemt nicht dem Starken. Im Kampf mit dem eisernen Schicksal
Siegt nur die rüstige That; Worte sind Beute des Sturms.
(v. Matthisson.)

134) Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal. (Voß.)

135) Das Entree-Billet zur Freude ist ein gutes und ruhiges Herz. (Jean Paul.)

136) Rede Deutsch, o du Deutscher! sey kein Künstler
In Gehehrden und Sitten. Deine Worte
Seyn wie Thaten, wie unerschütterliche Felsen der Wahrheit. (v. Herder.)

137) Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg;
Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

138) Nicht an die Güter hänge das Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz. (v. Schiller.)

139) Das Leben gleicht einem gut geschriebenen Buche; man ist eher damit fertig, als man es wünscht; Thoren durchblättern es flüchtig, aber Kluge lesen es mit Bedacht, weil sie wissen, daß sie es nur einmal lesen können.

140) An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;

Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst du allein.
(v. Schiller.)

141) Nichts halb zu thun, ist edler Geister Art.
(Wieland.)

142) Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth. (Ernst Wagner.)

143) Haben und Wissen kann dem Menschen keine Würde geben, aber Thun.

144) — — — ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros. (Ovid.)

145) Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche. (Krummacher.)

146) Wo ist die Rose ohne den stechenden Dorn?
(Wieland.)

147) Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.
(v. Göthe.)

148) Der Thor blickt nur auf sein Aeußeres, und in seinem Innern empfing er zum Ersatz die täuschende Blüthe der Narrheit, — den Eigendünkel. (Krummacher.)

149) Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln;
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.
(Tiedge.)

150) Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil. (vergl. No. 146.)
(v. Schiller.)

151) Denke auch an den Morgen, wenn du nach Abend siehst, und wenn vor dir eine Sonne untergeht, so wende dich um, und sieh wieder im Morgen einen Mond aufsteigen.

Der Mond ist der Bürge der Sonne, wie die Hoffnung die Bürginn der Seligkeit. (Jean Paul.)

152) Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld. (v. Schiller.)

153) Unedle Mittel schänden edlen Zweck. (v. Collin.)

154) Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesstürmen stritt? —
Es ist ein Herz mit seinen Wunden
Mehr werth, als ein's, das niemals litt. (Tiedge.)

155) Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie fest gebunden.
(v. Schiller.)

156) Der Mensch ist eine Frucht aus seiner eignen Saat.
(Tiedge.)

157) Zeit! unschätzbares Gut! Weise nur kennen dich;
Sie geizen nur nach dir. Jeglicher Augenblick
Fließet Weisen Gebrauch. Weisen nur ist bewußt,
Was oft eine Minute lehrt. (Denis.)

158) Ob du der Klügste seyst: daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sey, so wie bei Rathe, zu Haus.
(v. Göthe.)

159) Kühnes und Großes vermag der mit Kraft ausdauernde Wille;
Aber es wolle der Geist nie, was das Herz ihm verbeut.
(Brinkmann.)

160) „Darf nicht der Mann, was er will?" —
So trotzet der schwärmende Jüngling;
Während der Weise zuletzt immer nur will, was er darf.
(Brinkmann.)

161) Der letzte Perser-König Darius Kodomannus ruft vor der Schlacht bei Arbela seinem Heere in einer Rede zu: Effugit mortem, quisquis contemserit; timidissimum quemque consequitur. (Curt. l. IV. c. 14).

162) Sokrates sagt beim Platon: ich liebe meine Familie mehr als mich, mein Vaterland mehr als meine Familie, und das menschliche Geschlecht mehr als mein Vaterland.

163) Studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. (Cic. Arch. 7.).

164) Die Menschen sind nicht da, um neben einander zu grasen, und ein Mann kann sich mit einem süßern Gedanken schlafen legen, als daß er satt ist. Im Schuldbuch der Gesellschaft steht sein Leben, seine Erziehung, seine Bildung, — und ein Biedermann bezahlt seine Schulden.
(Leisewitz.)

165) Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!
(v. Schiller.)

166) Die Länge des Umgangs mit Thörichten kann uns leicht gewöhnen, schön zu finden, was wir anfangs lächerlich fanden; und wenn Andere uns eine Zeitlang zur Schau gesessen haben, sitzen wir selbst Andern in eben dieser Stellung. (Meißner.)

167) — — Die Straße, die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Thäler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeßne Grenzen ehrend —
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.
(v. Schiller.)

168) Herz ohne Kopf ist ein Schiff ohne Steuermann, und es ist ein Glücksfall, wenn ein solches Schiff, von günstigen Winden getrieben, an Ort und Stelle kommt, wo es hin soll. Gebt aber dem geschicktesten Steuermann statt eines

guten Schiffes einen plumpen Kasten ohne Segel, so hat er auch seine liebe Noth, wirft am Ende ungeduldig das Steuerruder ins Wasser, oder läßt es ermattet fallen. Laßt beides vereinigt seyn, so geht's, daß es eine Lust ist. (Demme.)

169) Gebrauch schwächt den Magnet und auch die Tugend nie;
Je mehr man beide nutzt, je mehr vermögen sie.
(Kretschmann.)

170) Der Mensch kann was er soll; und wenn er sagt, er kann nicht, so will er nicht. (Fichte.)

171) Leidenschaften sind die Winde, die unser Lebensschiff forttreiben, die Vernunft ist der Steuermann, der es lenkt. Das Schiff stände still ohne Wind, und liefe auf den Strand ohne Steuermann. (F. Schulz.)

172) Gott hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit. (Engel.)

173) Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang. (v. Schiller.)

174) Dulce et decorum est, pro patria mori.
(Hor. od. 3, 2.)

175) Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie sehr sie nöthig sey;
Doch schöner ists, wenn uns die Seele sagt,
Wo wir der feinen Vorsicht nicht bedürfen.
(v. Göthe.)

176) Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille.
(Novalis.)

177) Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
(v. Göthe.)

178) Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;

Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt,
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt:
Dann kann man ihn mit Freude Andern zeigen,
Und sagen: das ist Er, das ist sein Eigen.
(v. Göthe.)

179) Freunde befinden sich in Gemeinschaft der Güter des Lebens, ihr Sinnbild ist, nach dem Ausspruche des Aristoteles, eine Seele in zwei Körpern. (v. Hippel.)

180) — — — — die Neigung gibt
Den Freund, es gibt der Vortheil den Gefährten.
(v. Schiller.)

181) Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt.
(v. Schiller.)

182) Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet. Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.
(v. Schiller.)

183) Ein langes Glück verliert durch seine Dauer.
(Lichtenberg.)

184) Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.
(v. Göthe.)

185) In der Jugend ist die Hoffnung ein Regenbogen; in den grauen Jahren nur ein Nebenregenbogen des ersten.
(Jean Paul.)

186) Verzweifle Keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden. (Wieland.)

187) Es gibt Pflanzen-Menschen, Thier-Menschen und Gott-Menschen. (Jean Paul.)

188) Einige Menschen sind Klaviere, die nur einsam zu spielen sind; manche sind Flügel, die in ein Concert gehören. (Jean Paul.)

189) Entweder große Menschen oder große Zwecke muß ein Mensch vor sich haben, sonst vergehen seine Kräfte, wie dem Magnet die seinigen, wenn er lange nicht nach den rechten Welt-Ecken gelegen. (Ders.)

190) Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verenget sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
(v. Schiller.)

191) Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an. (v. Göthe.)

192) Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehrt Jeden, was er sey. (Ders.)

193) Die Menschheit ist ein Sternbild, in welchem Ein Stern oft die Hälfte des Bildes mahlt. (Jean Paul.)

194) Im Grabe schläft ein neues Morgenroth. (Tieck.)

195) Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sey auch wer er sey. (v. Göthe.)

196) Gewiß ist unter allen mittelmäßigen Dingen der mittelmäßige Dichter das elendeste. (Lichtenberg.)

197) Je mehr man schon weiß, desto mehr hat man noch zu lernen. Mit dem Wissen nimmt das Nichtwissen in gleichem Grade zu, oder vielmehr das Wissen des Nichtwissens. (d.h. das steigende Gefühl der Wahrheit des Ausspruchs: unser Wissen ist Stückwerk.) (Fr. v. Schlegel.)

198) Homines amplius oculis quam auribus credunt. Longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla. (Seneca.)

199) Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch Keinen hat es verschont. (v. Schiller.)

200) Tendimus huc omnes, metam properamus ad unam;
Omnia sub leges mors vocat alma suas.
(Ovid.)

201) Rebus in angustis facile est contemnere vitam.
Fortiter ille facit, qui miser esse potest.
(Martial.)

202) Etwas fürchten und hoffen und sorgen,
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.
(v. Schiller.)

203) Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —

Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben,
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,

Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt sich zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.
(Chor in Schillers Braut von Messina.)

204) Kriege, sagt Joh. v. Müller, sind wie Ungewitter wohlthätig und schrecklich.

205) — — — — Jetzo erschrecket uns
Der Adler keiner über der Wolken Bahn.
Des Griechen Flug nur ist uns furchtbar,
Aber die Religion erhöhet
Uns über Hämus, über des Hufes Quell!
(Klopstock's Ode: Kaiser Heinrich.)

206) Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab es nur;
Die Welt wird's kennen. Aber das edelste
Ist Tugend! Meisterwerke werden
Sicher unsterblich; die Tugend selten!
Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. — — —
(Klopstock's Ode: der Rheinwein.)

207) Reines Herzens, das seyn! es ist die letzte,
Steilste Höhe von dem, was Weis' ersannen,
Weisre thaten! — —

208) Das Schöne ist ein Bedürfniß des Menschen; aber das Schönste ist etwas Heiliges, es soll zu dem Göttlichen uns leiten, dessen Ausfluß es ist. Deshalb verlieh die Natur uns jenes immer, dieses aber erscheint uns seltener.
(Krummacher's Parabeln. Bd. 1. Par. 29.)

209) O, die Wunde des Gewissens wird keine Narbe, und die Zeit kühlt sie nicht mit ihrem Flügel, sondern hält sie bloß offen mit ihrer Sense. (Jean Paul.)

210) Die Wahrheit finden wollen ist Verdienst, wenn man auch auf dem Wege irrt. (Lichtenberg.)

C. Lesearten aus Klopstock, Ramler und Schiller.

Die Veränderungen, welche die Dichter in den verschiedenen Ausgaben ihrer Werke gemacht haben, sind ein wichtiges Studium für den Studirenden, dem es darum zu thun ist, seinen Geschmack zu bilden, und sein kritisches Gefühl zu schärfen. Diese Beschäftigung ist gewissermaßen als der Schlußstein in den Deutschen Stylübungen auf Schulen zu betrachten, daher wir mit ihr die Reihe der Aufgaben beenden. Oben an steht, wie billig, Klopstock, von dem Lessing sehr wahr sagt: „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiß studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln.“ Doch sind nicht alle späteren Aenderungen auch wirkliche Verbesserungen. Belege dazu werden sich selbst in nachfolgenden Beispielen finden.

a) Aus Klopstocks Oden.

Wingolf.

Lied 1. Str. 1 und 2.

Neuere Leseart.

Wie Gna im Fluge, jugendlich ungestüm
Und stolz, als reichten mir aus Iduna's Gold
Die Götter, sing' ich meine Freunde,
Feiernd in kühnerem Bardenliede.

Willst du zu Strophen werden, o Haingesang?
Willst du gesetzlos, Ossians Schwunge gleich,

Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,
Frei aus der Seele des Dichters schweben?

Aeltere Leseart.

Wie Hebe kühn, und jugendlich ungestüm,
Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn,
Unsterblich, sing' ich meine Freunde,
Feiernd in mächtigen Dithyramben.

Willst du zu Strophen werden, o Lied, oder
Unterwürfig, Pindars Gesängen gleich,
Gleich Zeus erhabnem, trunknem Sohne
Frei aus der schaffenden Seele taumeln?

Str. 8. Neuere Leseart.

Wo Scipionen, Flaccus und Tullius,
Urenkel denkend, tönender sprach, und sang.

Aeltere Leseart.

Wo Zeus und Flaccus neben einander,
Mit Zeus und Flaccus Scipio donnerte.

Lied 2. Str. 14. Neuere Leseart.

Dem Enkel winkend, stell' ich dein heilig Bild
Zu Tiburs Lacher und zu der Houyhmeß Freund.

Aeltere Leseart.

Der Nachwelt winkend setz' ich dein heilig Bild
Zu Lucianen hin und zu Swiften hin.

Lied 5. Str. 1. Neuere Leseart.

S a h st du die Thräne ꝛc.

Aeltere Leseart.

S i e h st du die Thräne ꝛc.

Eben das. Neuere Leseart.

Sing mir begeistert, als vom Dreifuß,
Brittischen Ernst ꝛc.

Aeltere Leseart.

Gib mir den Becher, diesen vollen,
Welchem du winkst ꝛc.

Lied 5. Str. 4. Neuere Leseart.

Sie führet, hoch den Flügel, Begeistrung her!
Verdeckt dem Auge, welches der Genius
Nicht schärft, siehst du sie, seelenvolles,
Ahndendes Auge des Dichters, du nur!

Aeltere Leseart.

Euch bringt die Dichtkunst oftmahls im weichen Schooß
Zu Freunden! Kein Aug' unter den Sterblichen
Entdeckt sie; du nur, seelenvolles,
Trunknes, poetisches Auge, siehst sie!

Lied 6. Str. 7. Neuere Leseart.

Zu Wein und Liedern wähnen die Thoren dich
Allein geschaffen. Denn den Unwissenden
Hat, was das Herz der Edlen hebet,
Stets sich in dämmernder Fern' verloren.

Aeltere Leseart.

Zu Wein und Liedern wähnen dich Priester nur
Allein geboren. Denn den Unwissenden
Sind die Geschäfte großer Seelen
Unsichtbar stets und verdeckt gewesen.

Lied 7. Str. 2 und 3. Neuere Leseart.

— — — Tönet! da töneten
Ihm Lieder, nahmen Geniusbildungen

Schnell an; in sie hatt' er der Dichtkunst
Flamme geströmt aus der vollen Urne!

Aeltere Leseart.

— — — Werdet! da wurden ihm
Lieder. Die sah ich menschliche Bildungen
Annehmen. Ihnen haucht' er schaffend
Leben und Geist ein. — — —

An Giseke.

Zeile 1 und 2. Neuere Leseart.

Geh! ich reiße mich los, obgleich die männliche Tugend
Nicht die Thräne verbeut.

Aeltere Leseart.

— — obgleich der männlichen Tugend
Thränen zu weiblich nicht sind.

Zeile 21 und 22. Neuere Leseart.

Wenn nicht Thränen die Seele vergießt, unweinbar dem Fremdling
Sanftes, edles Gefühls.

Aeltere Leseart.

Wenn die Seele nicht Thränen, den Freundschaftslosen unweinbar,
Bang und erbebend vergießt.

Der Zürchersee.

Str. 10. Z. 3 und 4. Neuere Leseart.

Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

Aeltere Leseart.

Durch dich reden die Lippen
Der verstummenden Liebe laut.

Str. 15. Z. 3. Neuere Leseart.

Ist, beim Himmel! nicht wenig.

Aeltere Leseart.

Ist, Goldhäuser! nicht wenig.

Friedrich der Fünfte.

An Bernstorff und Moltke.

Z. 6. Neuere Leseart.

Tönte die Saite von ihm.

Aeltere Leseart.

Sang ihn mein furchtsames Lied.

Z. 31—36. Neuere Leseart.

Auch wird jenen furchtbaren Tag, den die Sionitinn
Jetzo stammelnd besingt,
Wenn in dem Tempel des Ruhms die Lorbeern alle verwelkt sind,
Und die Ehre nicht schützt,
An dem großen Tage wird des Menschlichen Lohn seyn,
Wie sein Leben einst war!

Aeltere Leseart.

Dann wird jenen furchtbaren Tag, den die Muse des Tabor
Jetzo &c.
Wenn im Tempel der Ehre die Lorbeern &c.
Und kein Ruhm mehr beschützt,
Ach, den Tag wird dann der sanften Menschlichkeit Lohn seyn,
Wie ihr &c.

Friedrich der Fünfte.

Str. 11. Z. 1. Neuere Leseart.

Fang den lyrischen Flug stolz mit dem Namen an.

Aeltere Leseart.

Wag' auch diesen Flug noch; nenne den Namen selbst.

Friedensburg.

Str. 10. Z. 1. Neuere Leseart.

Kann was heiliger uns, als ein Gebieter seyn.

Aeltere Leseart.

Kann was feirlicher denn uns wie ein König seyn.

Die beiden Musen.

Str. 5. Z. 3 und 4. Neuere Leseart.

— — — schon hub der Herold
Ihr die Drommet' — — —

Aeltere Leseart.

— — — schon klang des Herolds
Silberton ihr — — —

Str. 9. Z. 1—3. Neuere Leseart.

Doch wäg's noch Einmal, eh zu gefahrvoll dir
Der Herold tönet. War es nicht ich, die schon
Mit der an Thermopyl die Bahn maß?

Aeltere Leseart.

Doch eh der Herold dir zu gefahrvoll tönt,
Sinn's nach noch Einmal. Bin es nicht ich, die schon
Mit der am Thermopyl gestritten?

Der Rheinwein.

Str. 15. Neuere Leseart.

Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. — —

Aeltere Leseart.

Allein sie soll auch dieser Unsterblichkeit
Nur wenig achten. — —

---

b) Aus Ramler's Oden.

(Mehrere neuere Lesearten in den Ramlerschen Oden können zeigen, daß Veränderungen nicht immer Verbesserungen sind, und daß durch eine zu ängstlich gebrauchte Feile auch Phantasie und Gefühl nicht selten in ihrer Freiheit gehemmt werden).

Sehnsucht nach dem Winter.

Z. 1—20. Neuere Leseart.

Die Stürme durchheulen die Luft, und schleudern Wolken auf Wolken,
Und donnernd stürzen die Ströme durchs Land.
Die Wälder trauern entblößt; das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler gejagt.
Der Weinstock, ein dürres Gesträuch. . . Was klag' ich so müßig den Weinstock?
Auf, Freunde! trinket sein schäumendes Blut!
Schon seht ihr den triefenden Herbst mit leerem Fruchthorn entweichen;
Bald kömmt der Winter, mit Tannen bekränzt,
Und deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,

Und hüllt in Blüthe den Wald, (dem fröhlichen Barden ein Frühling!)
Und streuet Lilien über das Thal.
Dann schwimmt der Jüngling nicht mehr durch reißende Fluthen, dann schweift er
Auf harten Wassern laut jauchzend umher,
Die Füße beschuhet mit Stahl, und überwindet den Reiter,
Der am Gestade den Wettlauf gewagt,
Dann zittern die Bräute nicht mehr in wankender Gondel, sie fliegen
Beherzt auf gleitenden Wagen dahin,
Erwärmt vom Siberischen Pelz, durch silberne Schleier beschirmet,
An ihre zärtliche Führer gelehnt.

Aeltere Leseart vom Jahre 1772.

Die Stürme befahren die Luft, verhüllen den Himmel in Wolken,
Und jagen donnernde Ströme durchs Land;
Die Wälder stehen entblößt; das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler geführt.
Der Weinstock, ein dürres Gesträuch... Was klag' ich den göttlichen Weinstock?
Auf! Freunde, trinket sein schäumendes Blut,
Und laßt den Autumnus entfliehn mit ausgeleeretem Füllhorn
Und ruft den Winter in Tannenkranz her.
Er deckt den donnernden Strom u. s. w.
Der alle ꝛc.
Und füllt mit Blüthe den Wald, daß alle Thiere sich wundern,
Und säet Lilien über das Thal.
Dann ꝛc.
Beherzt ꝛc.
Der Liebling wärmet sich falsch im Hermeline der Nymphe,
Die Nymphe lächelt, und wehret ihm falsch.
Dann baden die Knaben nicht mehr, und schwimmen nicht unter den Fischen;

Sie gehen auf harten Gewässern einher,
Und haben Schuhe von Stahl; der Mann der freundlichen Venus
Verbarg der Blitze Geschwindigkeit drein.

An die Stadt Berlin.

Str. 1. Z. 1. Neuere Leseart.

Ich sahe sie! (noch zittern die Gebeine).

Aeltere Leseart.

Ich sahe sie! (mir zittern die Gebeine).

Z. 6. Neuere Leseart.

Was tief in meine Seele drang,
Als dein entzückter Mund es allen Fauen, allen
Hamadryaden sang.

Aeltere Leseart.

Was mein erstauntes Ohr durchdrang,
Und was dein Göttermund den Fauen sang, und allen
Hamadryaden rc.

Z. 19.—26. Neuere Leseart.

Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blick?
Ward nicht das Blutpanier, von ihm gefasset,
Zur drohenden Aegide? stand
Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
Erstarrt an Haupt und Hand?
Bis alle, von dem kleinen Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam weiter drang,
Wie Halme rc.

Aeltere Leseart.

Warf nicht der Kriegesgott einst plötzlich eine Wolke
Vor seines rc.

Sah ich nicht jüngst, als er vom fernen Süden
Den Riesen aus der Mitternacht
Sein Heer entgegenriß (ein kleines Heer von Müden,
Bereit zur zehnten Schlacht),

Wie das Panier, von seiner Hand gefasset,
Zur drohenden Aegide ward?
Die Feinde sah'n den Schild der Pallas, die sie hasset,
Und hafteten erstarrt

Am Boden, — Bis sie durch sein Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam ꝛc.
Wie Halmen ꝛc.

Auf ein Geschütz.

Str. 3. Z. 1—11. Neuere Leseart.

Schon wär' ich diesen immer neuen Scenen,
Womit das Jahr den Erdkreis ziert,
Entrissen, und dem Arm der Freundschaft, und den schönen
Entwürfen, halb vollführt.

Schon säh' ich, rings von Stygischen Gewässern
Umwunden, das geheime Feld
Elysiens; den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt

Voll wackrer Brennen säh' ich, hörte Lieder
Von Ihm, bei jedem Freudenmahl
Von Ihm, der wider ꝛc.

Aeltere Leseart.

Ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus;
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus,

Verdammt zum Spott bei bodenlosen Fässern;
Und Minos Antlitz, und das Feld

Elysiens; den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels, und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich: ihre Lieder,
Ihr Fest bei jedem Freudenmahl
Ist er, der wider ꝛc.

Auf die Wiederkunft des Königs.

Str. 4. Neuere Leseart.

Dein Vater, der dich in der Theurung nährte,
Er kommt, mit Staub und Ruhm bedeckt,
Und hat die Zwietracht, die der Völker Mark verzehrte,
Zur Höll' hinabgestreckt.

Aeltere Leseart.

Dein Vater, der dich oft in deinem Mangel
Gespeis't, — kehrt wieder in dein Land,
Und hat in Fesseln an der Höllenpforten Angel
Die Zwietracht hingebannt.

---

c) Aus Schillers Gedichten.

Die Klage der Ceres.

Str. 8. Z. 2. Neuere Leseart.

Wenn von Nordes kaltem Hauch.

Aeltere Leseart.

Von des Nordes kaltem Hauch.

Der Spazirgang.

Z. 11.—13. Neuere Leseart.

Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf,
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich.

Aeltere Leseart.

Kräftig brennen auf blühender Au die ꝛc.
Aber der ꝛc. — — — Wohllaut — —
Frei mit weit hin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese.

Z. 33. Neuere Leseart.

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos.

Aeltere Leseart.

Unter mir seh' ich endlos den Aether und über mir ꝛc.

Z. 75 und 76. Neuere Leseart.

Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz.

Aeltere Leseart.

Tausend Hände belebet ein Geist, in tausend Brüsten
Schlägt, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz.

Z. 124. Neuere Leseart.

Und vom Meissel beseelt redet der fühlende Stein.

Aeltere Leseart.

Und von Dädal beseelt redet das fühlende Holz.

Z. 135. Neuere Leseart.

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken.

Aeltere Leseart.

Körper und Stimme leiht dem stummen Gedanken die Presse.

Z. 141—142. Neuere Leseart.

Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heiligen Natur ringen sie lüstern sich los.

Aeltere Leseart.

Freiheit heischt die Vernunft, nach Freiheit rufen die Sinne,
Beiden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng.

Z. 197. Neuere Leseart.

Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter.

Aeltere Leseart.

Wiegest auf gleichem Mutterschooße die wechselnden Alter.

Die Götter Griechenland's.

Str. 12. Z. 7—8. Neuere Leseart.

Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Aeltere Leseart.

Ach ꝛc.
Blieb mir das Gerippe nur zurück.

II.

Gedankenstoff in verschiedenen Stylproben.

Der Lehrer, welcher den Sprachunterricht auf der mittlern und höhern Bildungsstufe zu leiten hat, wird die Nothwendigkeit fühlen, seinen Schülern von Zeit zu Zeit einzelne Abschnitte und Stellen, besonders wenn sie sich auf die Aufgaben beziehen, aus klassischen Schriftstellern vorzulesen. Der Zweck dieser Vorlesungen ist: theils das noch beschränkte Ideen-Reich der Jugend allmählig zu erweitern, und neue Ansichten von schon bekannten Gegenständen zu eröffnen; theils aber auch die mittlern Köpfe (deren Zahl die größere ist) durch die verschiedene Art der Darstellung, selbst der fehlerhaften, vor einer sklavischen und gedankenlosen Nachahmung zu sichern, und dadurch sowol das Gefühl des Bessern zu wecken, als auch die Kenntniß der Meisterwerke unsers Volks zu befördern. Nicht allen Lehrern aber stehen die Bücher selbst zu Gebote, die zu Vorlesungen dieser Art sich eignen, daher (mit Uebergehung allbekannter und leicht zugänglicher Werke, wie der Schillerschen ꝛc.) nachstehende kleine Sammlung aus einigen weniger verbreiteten, aber doch erlesenen Schriftstellern jenem Mangel abhelfen mag. (Die Stücke sind nach der Orthographie ihrer Verfasser abgedruckt).

1. Lob der Wissenschaften.

(Bruchstück aus Christ. Garve's vermischten Aufsätzen. Breslau 1796. S. 276. und flg.

1. Das erste, womit man immer anfangen muß, wenn man die Wissenschaften lobt oder wenn man sie anbaut, ist, wie Friedrich der Zweite sagt, die Dichtkunst und die schöne Litteratur. In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen geboren ist, dem fehlen zwei Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft groß, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann — Einbildungskraft und Empfindung. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen, und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen noch Früchte treiben.

Die Dichtkunst hat, vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung, den Vorzug, daß sie unbegränzt ist. Sie erstreckt ihr Gebiet so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht. Sie malt die Gestalt der Dinge ab, sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen des menschlichen Herzens. Sie hat sogar schon den Lauf der Gestirne beschrieben, und dem Ackersmann und Hirten seine Arbeiten vorgezeichnet. Das geschäftige und das einsame Leben, die Körper- und Geisterwelt, die abgezogensten Ideen und die sinnlichsten Gefühle können, auf gleiche Weise, ihr Stoff geben, und von ihr Licht und

anziehende Kraft bekommen. Sie verschönert jede Kenntniß ohne Ausnahme, und zeigt jeden Gegenstand in einem reizenden Licht: es sey in dem, welches durch Erhabenheit und Würde, oder in dem, welches durch Erregung theilnehmender Empfindungen, oder endlich selbst in dem, welches durch das Lächerliche über Dinge verbreitet wird.

Der Reiz in den Werken der Dichtkunst kommt theils von dem Anschaulichen der Vorstellungen, theils von dem Kunstreichen der Sprache her, in welche sie diese Vorstellungen kleidet. Man verlangt von ihr eine erhöhete Klarheit der Begriffe. Schildert sie Gegenstände der Sinne? — Man will sie gleichsam vor Augen sehen. Behandelt sie Gegenstände des Verstandes? — Man will sie mit Leichtigkeit und lebhafter Theilnahme fassen. Man verlangt noch mehr. Man fordert den glücklichsten und wohlklingendsten — einen genau abgemessenen, und doch zugleich zwanglosen Ausdruck. — Die Harmonie und deren Wohlklang, welcher aus einem regelmäßigen Versbau und den Sylbenmaaßen entsteht, hat von jeher einen großen Theil des Vergnügens ausgemacht, welches die Meisterstücke der Dichtkunst verursacht haben. Je mehr die Wahl der Wörter und Ausdrücke durch diese Regelmäßigkeit beschränkt wird: desto größere Bewunderung erregt ein Dichter, der doch immer die eigenthümlichsten zu treffen gewußt hat. Ueberdies prägt Kürze, mit einer bestimmten Modulation verbunden, die Gedanken tiefer in's Gedächtniß; und die Sinnlichkeit selbst nimmt bei Dichterwerken an demjenigen Vergnügen Theil, welches eigentlich für Verstand und Herz bestimmt war.

Dieses Gefühl für poetischen Wohlklang ist nicht

allen Nationen, und in keiner Nation allen Menschen, — auch nicht allen Menschen von Geist und Fähigkeiten — in gleichem Grade eigen. Es kann bei gewissen Nationen, — wie es bei den Italiänern wahrscheinlich der Fall ist, — zu stark werden, und unter den gemischten Empfindungen, welche die Dichtkunst erregen soll, ein zu großes Uebergewicht bekommen. Alsdann macht die Musik eines Gedichts mehr Eindruck als sein Inhalt, und diese göttliche Kunst ist in Gefahr, in leeres Wortgepränge und in melodiereiche Albernheiten auszuarten. Wenn auf der andern Seite die Harmonie der Verse bei einem Volke nicht genug beobachtet, von den Lesern nicht lebhaft genug gefühlt wird: so bleibt seine Poesie immer eine verstümmelte Prosa. Aber wenn in dichterischen Werken Verstand und Ohr zugleich befriedigt werden; wenn Reichthum an Gedanken, Wahrheit und Aehnlichkeit der Schilderungen, mit dem vollkommensten, und einem metrischen Ausdrucke verbunden ist: dann sind sie ohne Zweifel die ersten von allen Erzeugnissen des Geistes, und am meisten fähig, einen allgemeinen und einen bleibenden Eindruck zu erwecken. So wie alle Kräfte des menschlichen Geistes daran gearbeitet haben: so werden auch alle dadurch in eine angenehme Thätigkeit gesetzt.

Ein unbemerkter Vorzug der Poesie ist, daß sie bei ganz bekannten Gegenständen und ausgemachten Sätzen verweilen darf, welche die Prosa, die ohne Neuheit in den Sachen nie gefallen kann, verwirft. Dadurch wird die Dichtkunst dem menschlichen Geschlechte wohlthätig, weil sie auf die offenbaren und von Allen zugestandenen Wahrheiten, die zugleich immer die nützlichsten sind, die Aufmerksamkeit von neuem hinzieht, und den durch Gewohnheit und Wiederholung unkräftig gewordenen Leh-

ren uralter Weisheit den Glanz wiedergibt, durch den sie von neuem auf das menschliche Gemüth wirken.

Aber warum scheint der Geschmack an der Dichtkunst in unserm so sehr aufgeklärten und alle Geistesübung so sehr schätzenden Zeitalter abzunehmen? Warum nimmt er im Alter ab? Eine genauere Erörterung dieser Frage würde mich über die Gränzen dieses Aufsatzes hinausführen. Diese einzige Bemerkung, weil sie kurz ist, will ich mir zu machen erlauben. Das menschliche Geschlecht und der einzelne Mensch scheinen Beide, so wie sie in höhere Lebensperioden kommen, mehr die Erweiterung ihrer Begriffe und Erkenntnisse, als die Verschönerung derselben zu verlangen. Man wird habsüchtiger, so wie man mehr hat. Und ein sehr bereicherter Geist läßt sich ungern durch die schönste Darstellung der von ihm schon in Besitz genommenen Gebiete, in seinem Fortgange zu neuen Erwerbungen aufhalten. — Indeß ist auch vielleicht jene vermeinte Erfahrung eine bloße Täuschung. Vielleicht erregen noch jetzt sehr große Dichter eine Bewunderung, die der Verehrung der alten Zeit für sie wenig nachgibt. Aber es gibt solcher Dichter nur sehr wenige; und Horaz hat Recht, daß in dieser Art der Geisteswerke nur das ganz Vollkommene gefallen kann.

Welche Veränderung aber auch mit dem Eindrucke vorgegangen seyn mag, die die Werke der Dichtkunst auf die Zuhörer und Leser machen: so scheint doch derjenige Einfluß unverändert geblieben zu seyn, den ihre Hervorbringung auf die Glückseligkeit des Dichters selbst hat. Ob ich es gleich nicht aus eigener Erfahrung weiß, so glaube ich doch ganz deutlich einzusehen, daß die Poesie dem, welcher, von der Natur und seinem Genie dazu berufen, sie mit Glück übt, unter allen geistigen

Arbeiten den angenehmsten Selbstgenuß gewährt. Bei dieser Spannung und Erhöhung aller unsrer Seelenkräfte, worin die dichterische Begeisterung besteht, bei diesem lebhaften Anschauen der anziehendsten oder wichtigsten Gegenstände, worin sie den Dichter versetzt, ist zugleich der Verstand auf's lebhafteste wirksam, um das Angeschaute zu ordnen und zu bezeichnen. Gewiß, wenn in dem Geiste des Menschen sich je eine schöpferische Kraft äußert und Wollust erregt: so muß es bei der Verfertigung einer Aeneide, einer Henriade oder eines Oberon seyn.

Daher finden wir auch, daß, wer dieses Vergnügen einmal gekostet, und von der Natur die Fähigkeit, es zu genießen, empfangen hat, durch unwiderstehliche Reize bis in sein höchstes Alter dazu hingezogen wird.

2. Das Studium der Geschichte, zu welchem ich übergehe, gewährt dem Menschen, welcher eine vollkommene Ausbildung seiner selbst sucht, und nach dem edlen Vergnügen der befriedigten Wißbegierde trachtet, einige der Vortheile, welche an eine hohe Geburt und die Bekleidung wichtiger Staatsämter verknüpft (geknüpft) zu seyn scheinen. — Es gehört unter die reelsten (wesentlichsten) Vorzüge der Großen, wenigstens unter ihre wichtigsten Ansprüche, daß sie mit den Angelegenheiten und den Begebenheiten der Staaten bekannt sind, und die geheimen Triebfedern und Ursachen derselben, in den Charakteren und Leidenschaften der Machthabenden, zu entdecken Gelegenheit haben. Und eben diese Kenntnisse in Absicht der vergangenen Zeiten verschafft die Geschichte ihren Liebhabern aus den besten Quellen und mit der möglich größten Genauigkeit.

In der That: was verlangt der Ehrgeiz des Eroberers? Wonach strebt der Privatmann, welcher zu den

ersten Würden des Staats emporzusteigen sucht? — Man sagt, daß sie auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu spielen wünschen. — Aber was heißt das? — Ohne Zweifel so viel, als ihre eigene Talente vor der Welt sehen zu lassen. — Aber wenn mich nicht alles täuscht: so wünschen sie durch die Theilnahme an den Begebenheiten ihres Zeitalters auch zugleich von denselben besser unterrichtet zu seyn, — und durch die Verbindung mit den großen oder leitenden Personen der Staaten, diese Personen selbst genauer kennen zu lernen.

Der Mensch ist sich oft der Bewegungsgründe, wonach er handelt, nur unvollkommen bewußt. Das Erkennen der Dinge ist ein Ziel, nach welchem er in vielen Fällen mittelbar strebt, indeß seine Begierden nach einem ganz andern Ziele gerichtet zu seyn scheinen. Wenigstens gehört dasselbe ganz gewiß mit unter die Zwecke und Antriebe des Ehrgeizes. — Diejenigen Dinge und Personen, welche der große Haufen von weitem anstaunt, in der Nähe zu betrachten, und den Gang des großen Spiels, bei welchem die Schicksale der Nationen als Preise aufgestellt sind, bis in die geheimen Kunstgriffe oder in die verborgenen Fehler der Spielenden zu verfolgen: das ist sicher ein Hauptzweck, um dessen willen so viele Menschen wünschen, dabei mit geschäftig, — kurz, warum sie wünschen, vornehm und groß zu seyn.

Diese Vortheile nun, welche der Mensch sich selbst nicht verschaffen kann, und wozu Geburt und Schicksal nur wenige zulassen: diese bringt die Geschichte, wenn sie gehörig studirt wird, dem denkenden Gelehrten gleichsam entgegen.

Und noch dazu findet sich bei Staatsgeschäften, in die man selbst verwickelt ist, und bei den Begebenheiten, die man als Augenzeuge sieht, ein Umstand, der sie

weniger wichtig, oft zuletzt so langweilig machen kann, daß das Vergnügen der Erkenntniß, welches sie gewähren, von den damit verbundenen Beschwerden bei weitem überwogen wird: — der, daß man höchst selten eine vollendete Reihe von Ursachen und Wirkungen vor sich sieht, daß Knoten geschürzt, aber nicht aufgelöst werden. Dieser Umstand findet bei den von der Geschichte dargestellten Begebenheiten viel weniger statt. — Viele Dinge, die für die Zeitgenossen und Mitwirkenden nicht wichtig waren, sind durch ihre Folgen für uns wichtig geworden. Viele, die, da sie geschahen, höchstens nur die Neugierde reizten, befriedigen nun, da wir sie in ihrer Verbindung mit spätern Ereignissen übersehen, unsre edelste Wißbegierde.

Der Zusammenhang nehmlich und die Verkettung der Weltbegebenheiten ist es, welcher sie zu einem des vernünftigen Menschen so würdigen Schauspiele macht. Aber wie wenige Glieder dieser Kette sind es, welche ein Mensch, auch in dem längsten Leben, das ihm zu Theil werden, und auf dem höchsten Standpunkte, auf den er durch seine Lage in der bürgerlichen Gesellschaft gestellt werden kann, mit eigenen Augen übersieht? Nach Ort und Zeit eingeschränkt, — selbst durch das, was in seiner Nähe und in diesem Augenblick sich ereignet, zu stark angezogen, um auf das Entfernte und Abwesende eine hinlängliche Achtsamkeit zu wenden, bleibt oft der, welcher das Schauspiel aufführen hilft, am unwissendsten in Absicht des Plans und der Wirkung des ganzen Stücks. Wenigstens ist es gewiß, daß der, welchen das Glück so hoch erhoben hat, daß er von den Staatsbegebenheiten und Staatsverhandlungen ein naher Zuschauer seyn kann, nur dann diesen seinen Standort zu jener edlen Geistesunterhaltung zu nutzen im Stande

ist, wenn er zuvor schon den Faden der Weltbegebenheiten, so wie ihn uns die Geschichte überliefert, in der Hand hätte, und durch das Studium dieser Wissenschaft seine Erfahrungen an die Denkmäler der Vorwelt zu knüpfen gelernt hat.

In Absicht eines Punkts stehen die Kenntnisse, welche die Geschichte dem Gelehrten mittheilt, hinter denen, welche die Erfahrung dem Geschäftsmanne gibt, am weitesten zurück, — in Absicht der Anschaulichkeit der Vorstellungen. — Der lebhafte Eindruck, den die Gegenwart und das, was die Sinne rührt, auf den Menschen macht, geht bei Erzählungen verloren. Und von der Stärke des ersten Eindrucks hängt sowohl die Festigkeit ab, mit welcher ein Gegenstand sich unserm Gedächtnisse einprägen, als die Lebhaftigkeit des Nachdenkens, zu welcher er unsern Verstand erwecken soll. Alle Seelenkräfte beschäftigen sich in der Folge leichter und glücklicher mit demjenigen, was zuerst in der Empfindung die stärkste Aufmerksamkeit erregt und das klärste Bild hinterlassen hatte.

Dieser Ursachen wegen ist, um die Geschichte recht zu lernen, und des Vergnügens, das sie gewähren kann, vollkommen zu genießen, noch mehr als bei andern bloß speculativen Theilen der Gelehrsamkeit, eine lebhafte Einbildungskraft, ein der Theilnehmung an fremden Angelegenheiten fähiges Herz, und ein in das Ganze einer Sache durch einzelne Merkmale eindringender, Verstand nöthig. Mit allen diesen Fähigkeiten muß derjenige ausgerüstet seyn, und bei seinem Geschichts-Studium zu Werke gehen, der sich durch Worte und todte Schrift in alte Zeiten und fremde Länder versetzen, und durch den Nebel der Entfernung deutlich genug hindurch sehen soll, um ein fühlender und beurtheilender Beobachter

längst vergangener und ihm unvollkommen bekannter Auftritte zu seyn. Besonders ist zu diesem Endzwecke die Gabe, Vergleichungen anzustellen, und Aehnlichkeiten aufzusuchen, unentbehrlich: weil wir oft das Vergangene aus dem Gegenwärtigen, die Nachrichten der Geschichte aus unsern Erfahrungen enträthseln müssen, um jenes zu begreifen, und diese richtig zu verstehen; noch mehr aber, weil wir erst das Band müssen gefunden haben, durch welches der alte Zustand der Dinge mit dem gegenwärtigen, — wovon unser eigener Zustand ein Theil ist — zusammenhängt, ehe wir uns wahrhaft für jenen interessiren können.

Die Geschichte lös't die große Aufgabe: an welche Kette von Ursachen und Wirkungen die gegenwärtige Gestalt der moralischen und politischen Welt geknüpft sey; — eine Gestalt, von welcher unsre eigne Bildung abgehangen hat, und durch welche alle unsre Geschäfte, selbst unsre Vergnügungen und unsre Unglücksfälle modifizirt werden. Unter den Aufschlüssen, welche uns die Geschichte hierüber gibt, ist einer, welcher das wichtigste der eben genannten Stücke, unsre Geistesbildung, betrifft, besonders deutlich. Sie entwickelt uns nämlich zwei, vom Alterthume bis auf uns herabreichende, Hauptfäden, an denen (die) sich die Kenntnisse und Künste der Menschen angereiht haben, und deren vereinigtes Ende wir in der Hand halten. Der eine kommt von Palästina und der mosaischen Gesetzgebung her, und geht durch die beiden großen Revolutionen des eingeführten Christenthums und der Kirchenverbesserung im sechszehnten Jahrhunderte hindurch, um uns Europäern, und besonders uns Deutschen Protestanten, unsre religiösen Begriffe und alle damit zusammenhängenden Eigenheiten unsers Geistes und unsrer gesellschaftlichen Ein-

richtungen zuzuführen. Der andre, welcher uns unsre wissenschaftliche Cultur mitbringt, nimmt seinen Ursprung in dem Dunkel des alten Egyptens, zieht sich von da über Griechenland und Rom, und breitet sich endlich über alle Länder Europens aus. Tausend feinere Fäden laufen in der Weltgeschichte von allen Seiten zusammen, um jene große Hauptfäden zu spinnen. Fast alle merkwürdige Personen, fast alle des Aufbehaltens würdige Begebenheiten der Vorwelt trugen etwas dazu bei, diese doppelte Gestaltgebung unsers jetzigen Menschenlebens, unsre religiöse und unsre wissenschaftliche Cultur, — die nun allmählich zu Einer gemeinschaftlichen Cultur vereiniget, zu vollenden.

Wer nun diese Beziehung aller, mit dem menschlichen Geschlecht vorgegangenen, Veränderungen auf sich selbst und seinen gegenwärtigen Zustand einsieht, und es mit einer gewissen Anschaulichkeit gewahr wird, daß Jahrtausende, und die, während derselben ununterbrochen fortlaufenden, Handlungen und Schicksale der Staaten und einzelnen Personen daran gearbeitet haben, ihn zu einem solchen Menschen zu machen, als er in diesem Augenblicke ist, — ihm diejenige Vollkommenheit, den Genuß, die äußern Vortheile zu verschaffen, welche er besitzt: wie könnte der, gleichgültig und ohne Vergnügen den Unterricht der Geschichte empfangen: es wäre denn, daß er sein eignes Selbst mit Gleichgültigkeit betrachtete.

Das große Räthsel, wie die Welt entstanden sey, und was aus ihr werden solle, wird zwar nie völlig aufgelöset werden. Aber es ist doch der würdigste Gegenstand der menschlichen Nachforschungen. Und wenn wir irgendwo Aufschlüsse oder wenigstens Anlässe zum Nachdenken, darüber finden können: so ist es in der Vergleichung dessen, was die Welt ehedem war und was

sie jetzt ist; und in der Beobachtung der Stufen, durch die sie aus dem einen Zustand in den andern übergegangen ist. Ist es Beschäftigung des Geistes, die wir suchen? — Hier finden wir mannigfaltigen Stoff, Gedächtniß, Scharfsinn, Witz und urtheilenden Verstand zu üben. — Ist es theilnehmende Empfindung oder aus Selbstliebe entstehende Leidenschaft, durch die wir angezogen seyn wollen? — Alle Gegenstände der Geschichte beziehen sich auf unser Ich, nicht bloß durch das Band der Aehnlichkeiten, sondern auch durch das Band von Ursachen und Wirkungen; nicht bloß, in so fern wir Menschen eben der Art sind, wie die, welche in jenen Auftritten glücklich oder elend waren, sondern auch, in so fern wir in unserm eigenen Schicksale durch ihre Handlungen und Leiden mit bestimmt werden. Selbst die dunkeln Ahndungen, die wir über die uns bevorstehende Zukunft haben, und die nach der Empfindung des Gegenwärtigen unsre Selbstliebe am nächsten angehen, werden etwas aufgehellt, wenn wir die Gesetze des Schicksals, die über unser ganzes Geschlecht bisher gewaltet haben, in der Geschichte aufgedeckt finden.

---

2. Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unsrer Sprache und Litteratur.

(Eine Vorlesung von Garve.)

Wenn wir die Fähigkeiten eines Menschen kennen, um zu wissen, was er thun kann, und seine besondern Umstände, um zu wissen, was er zu thun Gelegenheit und Bewegungsgründe gehabt; so können wir ungefähr voraussehen, welche Werke er unternehmen wird; wenig-

stens können wir diejenigen, die er bereits geliefert hat, uns erklären. Eben so, wie mit einzelnen Menschen, verhält es sich auch mit ganzen Nationen. Was man die Litteratur eines Volks nennt, ist der Inbegriff der Werke, die es in seiner eigenen Sprache besitzt: und die Gestalt derselben hängt theils von dem Eigenthümlichen in dem Geiste der Nation, theils von den besondern Umständen ab, durch welche dieser Geist seine Richtung gegen gewisse Gegenstände, und mehr Hülfsmittel zu der einen, als zu der andern Gattung erhalten. Das Eigenthümliche in dem Geiste der Nation selbst ist ausnehmend verborgen; es ist schwer, das Gemeinschaftliche in der Denkungsart eines Volks aus einer so unendlichen Menge von einzelnen Verschiedenheiten herauszubringen: und da man nur immer eine sehr kleine Anzahl von Fällen vor sich hat, so kann man fast nie einen allgemeinen Schluß machen, der nicht durch gegenseitige Beispiele wankend würde. Die besondern Umstände aber, unter welchen die Aufklärung eines Volks sich angefangen, liegen mehr vor Augen, und lassen sich mehr außer Streit setzen; oder wann auch hier eine so vielfältige Verbindung mannichfach wirkender Ursachen statt fände, daß die Geschichte sie nicht alle angeben, noch die Philosophie sie alle errathen könnte; so gibt es doch darunter einige so merkliche und so mächtige, daß sich ihr Einfluß weder verkennen, noch auch unrecht verstehen läßt.

Sie sehen leicht, meine Herren, daß diese Umstände von doppelter Art sind; daß sie entweder außer der Nation, von der die Rede ist, oder in ihrer eigenen innerlichen Verfassung liegen. Zu jenen gehört vornehmlich die Zeit, in der eine Nation an Wissenschaft überhaupt, und besonders an ihrer eigenen Sprache, Geschmack gewinnt, und dann die Beschaffenheit der Litteratur bei

andern Nationen, die vor ihr aufgeklärt wurden, und ihr Licht ihr mittheilten. Was war das für ein Zeitpunkt, wo die Barbarei sich zuerst in Deutschland zu zerstreuen anfing? Ein späterer allerdings, als bei den mittäglichen und westlichen Völkern. Italien ist das erste und fast das einzige Land, das zu eben der Zeit, wo es die Meisterstücke der alten Sprachen mit Mühe wieder kennen lernte, zugleich Meisterstücke in seiner eignen schuf. Das Licht, das dort aufgegangen war, kam in nicht gar langer Zeit darauf auch zu uns; aber es war ein fremdes Feuer, das uns nur erleuchtete, ohne zugleich unser eignes anzuzünden. Wir lasen und lernten, ja wir schrieben sogar Lateinisch und Griechisch; viele gut, einige sogar vortrefflich; aber doch konnte das noch lange keine Litteratur geben, keine uns eigene Litteratur, die ein treues Gemälde unsers besondern Geistes, unserer unterscheidenden Denkungsart gewesen wäre. Die Gelehrten machten in diesem Jahrhunderte gleichsam eine eigene, unter die andern zerstreuete Nation aus, die allenthalben ungefähr dieselbige Denkungsart, denselbigen Ton hatte: und zwar deswegen, weil sie durchgängig auf einerlei Art war gebildet worden. Da sie ihre eigene, dem übrigen Theil des Volks unverständliche Sprache redeten und schrieben; so hatten sie zwar unter sich selbst eine nähere, mehr unmittelbare Gemeinschaft, als die Gelehrten unsers Jahrhunderts: aber auf die Uebrigen der Nation hatten sie wenig Einfluß; auch nahmen sie eben so wenig von der besondern Denkungsart derselben und der eigenthümlichen Wendung ihres Geistes an. Denn sie schrieben nicht allein, sondern sie faßten auch ihre Ideen in einer fremden Sprache.

Was damals Luther für die Deutsche Sprache gethan hat, darf ich Ihnen, meine Herren, nicht sagen.

Es ist wahr, seine Sorgfalt, seine Richtigkeit im Ausdrucke, seine Genauigkeit in der Wortfügung, haben unsre Grammatik und unser Wörterbuch in einer größern Reinigkeit erhalten, vielleicht auch vollständiger gemacht, als es ohne ihn würde geschehen seyn: aber bei alledem haben doch seine Werke unsre Litteratur nicht angefangen; sie haben es uns nicht leichter gemacht, Werke der Gelehrsamkeit, oder Schriften zum Vergnügen in unserer Sprache zu liefern. Wer diese hervorbringen wollte, hatte noch alles zu thun; er mußte noch selbst die Ausdrücke, die Wendungen, die Zierrathen aus dem zerstreuten Reichthume der Sprache zusammenlesen, mußte noch selbst unbestimmte Wörter bestimmen, oder, wenn er für seine Ideen gar keine hatte, bald durch Zusammensetzung und Abänderung neue finden, bald sich dadurch helfen, daß er fremde entlehnte; mußte noch selbst neue Verbindungen, neue Wendungen wagen, wo die Sprache zu ungelenk war; kurz, er mußte sich seinen Styl noch erschaffen. — Doch war das nachfolgende Jahrhundert in aller Absicht weit dunkler und barbarischer, als das, worin Luther lebte. Man vergaß sein Bischen ächtes altes Latein über den Zänkereien, zu welchen sich eine verderbte, mit spitzfindigen Begriffen überladene Latinität am besten schickte; und Deutsch lernte man auch nicht. Mit einem Worte: man hatte eigentlich gar keine Sprache.

In dieser Zwischenzeit, am Ende des vorigen (17ten) Jahrhunderts, machten unsre westlichen Nachbarn, die Franzosen, auf einmal ein gewaltiges Aufsehen. Sie eroberten und schrieben: und wer durch die Pracht des Königs und den Muth der Truppen auf die Nation war aufmerksam gemacht worden, der fand, wenn er näher mit ihr bekannt war, Schriftsteller und Künstler, die Hochachtung und Bewunderung verdienten. Die

Veränderung war so plötzlich, so groß, daß sie nothwendig sowohl die Franzosen selbst, als auch ihre Nachbarn, in eine Art von Betäubung setzen mußte, in welcher beide nicht wußten, was sie von sich, und was sie von den andern zu halten hätten. Jene glaubten getrost, daß sie die erste Nation auf der Welt wären, und in der That hatten sie einigen Anspruch auf diesen Namen.

Die Deutsche Nation war damals noch ein so zusammengesetztes, ungleichartiges Ganze, daß das Urtheil über jene sehr verschieden ausfiel. Alle, die durch ihren Rang oder ihre Theilnehmung an den öffentlichen Staatsgeschäften den Glanz dieses erobernden und witzigen Volkes mehr in der Nähe sahen, und ihn mit der traurigen Dunkelheit ihrer Nation verglichen, welche nichts als Schulgelehrte aufweisen konnte; die alle beeiferten sich, an diesem Glanze Theil zu nehmen, suchten sich, so viel als möglich, dieser fremden Nation einzuverleiben, sich von ihrer eigenen durch Sprache und Sitten zu unterscheiden; und so waren sie herzlich zufrieden, daß die Deutschen von den Franzosen verachtet wurden, weil sie selbst glaubten, halbe Franzosen zu seyn. — Unsre Gelehrten hingegen, die dem Spiel sehr in der Ferne zusahen, ließen sich noch wenig durch diese Verachtung der Fremden und ihrer eigenen Landsleute rühren, oder sie trösteten sich durch eine gegenseitige innige Verachtung der elenden Tändeleien eines Volks, bei welchem nach ihrer Meinung, die wahre Gelehrsamkeit auszusterben anfing. Von dieser Seite also war es nicht zu hoffen, daß Ehrgeiz und Eifersucht sehr rege werden, und Deutsche Schriftsteller mit den Französischen um den Preis kämpfen sollten. Unterdessen verbreitete sich der Geschmack an dem Ausländischen in Sprache, Sitten und Schriften von den Großen bis zum wohlhabenden

Bür-

Bürger, und endlich bis zu der Klasse von Leuten, die zwischen dem Gelehrten und dem Weltmanne in der Mitte stehen. Begierde, den Großen zu gefallen und sein Glück zu machen, Theilnehmung an ihrer Arbeit in gelehrten Bedienungen, Ehrgeiz, ihres Umganges gewürdigt zu werden, Handel mit den Franzosen, die die nützlichen Künste zugleich mit den angenehmen und schönen zur Vollkommenheit brachten: alles das trug zu der allgemeinen Ausbreitung dieses fremden Geschmacks bei. Nun dachten endlich auch wir Deutschen daran, daß wir eine Sprache hätten, die sich schreiben ließe; aber da wir hieran nicht eher dachten, als bis wir schon von den Schönheiten einer fremden Sprache gerührt (berührt), schon von der Politur fremder Schriftsteller eingenommen waren, so konnte es gar nicht anders seyn, wir mußten ihnen nachahmen, auch ohne die Absicht zu haben. Lassen Sie uns doch sehen, meine Herren, wie weit ungefähr diese Nachahmung sich erstreckt hat.

Man muß hier die Gestalt unserer Wissenschaften und den Charakter unsrer jetzigen Schriftstellersprache wohl unterscheiden. In jenen steckt, wenn ich so reden darf, mehr Lateinischer Geist, in dieser hingegen mehr Französischer und Englischer. Beide zusammen machen eine Mischung, die, wenn man sie recht auseinander schneiden könnte, den Zustand unsrer Köpfe und unsrer Schriften am besten erklären würde.

Wissenschaften und Philosophie fingen nicht erst da bei uns an, wo wir anfingen, Deutsche Schriftsteller zu haben. Wir hatten schon einen großen Vorrath von Gelehrsamkeit, und zur Philosophie hatten wir viele und uns eigene Anlage. — Den Stoff dazu hatten wir, wie alle Europäische Nationen, von den Alten, theils unmittelbar durch ihre eigene Werke, theils mittelbar

durch die unreinen Kanäle der neuern scholastischen Theologie und Philosophie bekommen. Sokrates, Aristoteles und Cicero, sammt dem guten Tomas Magister, haben vielleicht auf die Art und Weise, wie wir die Wissenschaften lehren, auf die Abtheilung und Hauptwörter unserer Systeme, auf die Fragen, die wir vorzüglich untersuchen, die Schwierigkeiten, die wir auflösen, und die Streitigkeiten, die sich immer von neuem bei uns entspinnen, weit mehr Einfluß, als wir uns vorstellen mögen.

Aber nun unsre eigene Sprache. Die Unterscheidung dessen, was in ihr schön, edel, anständig seyn sollte, die Beeiferung, sich über allerhand Arten von Gegenständen in ihr auszudrücken, und gut auszudrücken; diese hat sich erst angefangen, als sich das jetzige Jahrhundert anfing. Und woher haben wir da unsre Regeln und unsre Muster genommen? — Die alten Sprachen sind von der unsrigen zu entfernt, als daß sie viel zu ihrer Ausbildung beitragen könnten: überdieß sind die, welche Deutsch schreiben, und gut zu schreiben sich Mühe geben, gerade nicht die größten Kenner der alten Sprachen. Es war also ganz natürlich, daß die schon verfeinerte Sprache unsrer Nachbarn, die wir alle eher gelernet hatten, ehe wir in der unsrigen arbeiteten, und deren eingebildete oder wahre Vortrefflichkeit uns zuerst gereizt hatte, auf eine Verbesserung unserer eigenen zu denken, daß, sage ich, diese unsern Ausdruck, oft ohne unsern Vorsatz, bildete und bestimmte.

Das Französische kam zuerst, das Englische folgte. Man merkt den Uebergang von jenem zu diesem gar deutlich in unsern Schriftstellern. Unser Styl ist in der neuesten Zeit gedrungener, körnichter, reicher geworden, aber auch oft gewagter und zuweilen ausschwei-

fender. Man drückt seine Gedanken vielleicht freier und eigenthümlicher aus, und bei guten Köpfen gewinnt der Leser dabei allemal; aber man verzeiht sich auch seltsame Zusammensetzungen von Wörtern, ungewöhnliche Redensarten, und das artet dann bei schlechten Schriftstellern sehr oft ins Sinnlose und Abentheuerliche aus. Kurz, diese Art von Freiheit hat, so wie jede andere, ihren Vortheil und ihren Nachtheil. Die guten Schriftsteller werden dadurch vortrefflich und die mittelmäßigen elend.

Vielleicht, meine Herren, halten Sie es der Mühe werth, daß ich von dem Einflusse dieser fremden Litteratur auf die unsrige noch etwas genauer rede, und zwar besonders, in so fern er sich auf die Sprache erstreckt hat.

Eine sich bildende Sprache nimmt von einer andern entweder einzelne Wörter, oder Wendungen, oder eine gewisse allgemeine Farbe an, die sich eher empfinden, als deutlich erklären läßt. Einzelne Wörter kann eine Sprache, wie die unsrige, eigentlich von keiner fremden borgen, die gar nicht mit ihr verwandt ist, die ihren Wörtern ganz andre Endungen gibt, sie mit ganz andern Tönen ausspricht, sie nach ganz andern Gesetzen abändert. Und doch hat sie dergleichen nicht wenige aus der Französischen und Englischen herübergenommen; oft, weil sie wirklich zu arm war, noch öfter aber, weil die Schriftsteller ihren ganzen Reichthum nicht kannten, oder aus Trägheit nicht erst lange durchsuchen wollten. Armuth ist es in einem doppelten Falle: einmal, wenn für die Sachen, die wir sagen wollen, ganz und gar keine Wörter in der Sprache vorhanden sind, entweder weil die Sache bei der ersten Bildung der Sprache noch gar nicht da, oder weil sie der Nation noch nicht bekannt war; und dieser Fall kommt in allen Sprachen

vor, wo sich jeder, der von unbekannten Dingen zum erstenmal spricht, des Rechtes bedient, ein neues ausländisches Wort zu brauchen. Zweitens, wenn zwar die Sprache ein Wort hat, die Sache im Ganzen auszudrücken, aber keins, das edel und zu dem jetztgewählten Tone der Schreibart passend wäre, oder keins, das zugleich alle Nebenbegriffe ausdrückte, die wir eben jetzt zu unserer besondern Absicht glauben nöthig zu haben. Dieses letztere ist es, was so viel fremde Wörter auch in unsre guten Schriftsteller gebracht hat. In der That muß der Fall bei einem guten Schriftsteller öfter vorkommen, weil bei diesem immer die Ideen genauer bestimmt sind, und er mehr auf die kleinen Schattirungen Acht hat, die ganz gleich scheinende Wörter noch unterscheiden. Schreibt er besonders über eine Materie, worin die Ausländer viel gearbeitet, und viel von ihm sind gelesen worden; so wird sich ihm mancher Begriff gar unter keinem andern Worte, als unter dem fremden darbieten; mancher wird ihm nicht genau und stark genug gesagt scheinen, so bald er nicht mit eben demjenigen Worte gesagt wird, womit er zuerst ihn bekommen hat. Oft ist es bloße Einbildung, wenn uns das nicht mehr vollgiltig dünkt, was durch den langen Gebrauch unscheinbar geworden, obgleich das Fremde und Neugeprägte in der That von keinem größern innern Gehalte ist. Oft aber ist es wahre Empfindung, und dann ist dessen Ohr nicht sowohl zärtlich, als verzärtelt, der weniger ein fremdes Wort, als eine halbgesagte, übelpassende Idee dulden kann, weniger von der feinen Richtigkeit in den Gedanken, als von einer pedantischen Reinigkeit der Sprache gerührt wird. *)

*) Die Wahrheit dieses Ausspruchs muß auch der strengste Sprachreiniger fühlen. Man nehme aus Göthe's, Schiller's und

Eine Sprache, wenn sie für alle Klassen von Werken bequem seyn soll, muß einerlei Sache auf mehr als einerlei Art, nach den verschiedenen Gattungen der Materie und den verschiedenen Absichten des Schriftstellers, ausdrücken können. In diesen Gattungen der Schreibart gibt es unzählige mittlere Stufen; doch lassen sie sich überhaupt auf drei bringen. Diese sind die eigentlich poetische und malerische, die populäre und dialogische, und die didaktische.

Sehen wir unsere Sprache an, so finden wir sie an Wörtern der ersten Art reicher, als vielleicht irgend eine andere. Namen, die die Dinge oder die Veränderungen von ihrer sinnlichsten Seite vorstellen, die, so zu sagen, nur die sichtbare Erscheinung der Sache, nicht ihre innere Natur ausdrücken, solche Namen haben wir in Menge; und oft sind wir auch im Stande, neue zu machen, ohne daß wir der Sprache Gewalt thäten. Diesen Reichthum unsrer Sprache hat wohl niemand besser gekannt, besser genutzt, als Klopstock und Geßner, obgleich in zwei ganz verschiedenen Arten. Wie weit hier die Französische hinter der unsrigen bleibe, das zeigen ihre eigenen Originalwerke, die immer, sobald es auf Schilderungen der sichtbaren Natur ankömmt, zu allgemein sind, und der Imagination das Bild mit zu wenig Bestimmung, zu wenig Lebhaftigkeit vormalen; noch mehr aber zeigen es ihre Uebersetzungen unsrer Deutschen Dichter, besonders der beiden, die wir oben genannt haben. Klopstock verliert im Französischen ganz unendlich. Tausend, im Deutschen genau bestimmte

---

Jean Paul's geistvollsten Schriften alle Fremdwörter weg, vertausche sie, so gut man kann, gegen Deutsche, und dann sehe man, ob die Begriffe noch dieselbe Schärfe, Klarheit und Anmuth haben.

d. V.

Wörter, werden dort zu allgemeinen, denen die bedeutungsvolle Nüance fehlt; eine unzählige Menge der malerischsten, ausdruckvollsten Beiwörter, die aus der schwachen, dunklen Ferne dem Auge der Imagination das Bild näher und in die rechte Lage rückten, geht zum Theil ganz verloren, zum Theil werden sie durch solche ersetzt, die weit abstrakter, und eben deswegen weit leerer sind, zum Theil werden sie mit einem Schwalle von Wörtern umschrieben, worunter die ganze Idee erstickt. Oder wenn man die Uebersetzung der Messiade für zu unvollkommen hält, um sie bei der Vergleichung zum Grunde zu legen; so vergleiche man die Uebersetzung Geßners, die von so ausgemachter und vorzüglicher Güte ist, mit dem Originale.

Was Wörter im gesellschaftlichen Style betrifft, so wie er im Lustspiele, in der Erzählung, in andern zur Ergötzung geschriebenen Werken vorkommt, so möchten wir sie in hinlänglicher Anzahl haben; nur daß die Gränze zwischen dem Niedrigen, dem Komischen, dem Vertraulichen u. s. w. weniger genau bestimmt ist, oder oft das alte sehr ausdrückende Wort verächtlich und pöbelhaft geworden, ohne daß ein andres an seine Stelle gekommen. Bei einigen solcher Wörter ist alle Rettung verloren; besonders wenn man sich einmal bei ihnen an gewisse unanständige oder ekelhafte Nebenbegriffe gewöhnt hat: bei andern ist die Rettung noch möglich, wenn sich ihrer ein Schriftsteller vom ersten Range annimmt. Ein Mann, von dem schon die ganze Nation überzeugt ist, daß er mit der feinsten Auswahl und sorgfältigsten Ueberlegung schreibt; wenn so ein Mann ein mit Unrecht verachtetes Wort wieder gebraucht: so wird man vielleicht in dem ersten Augenblicke anstoßen; aber bald wird man auf Gründe zu seiner Entschuldigung denken; man wird

das Wort an Stellen hingesetzt finden, wo es so eigenthümlich und passend ist, daß man es für unentbehrlich halten muß; von dem Ansehen dieses Mannes unterstützt, werden es andre Schriftsteller ihm nachgebrauchen, und bald werden wir eben so gewohnt seyn, es zu hören, als ob wir uns niemals davon entwöhnt hätten. Auf diese Art hat uns Ramler und Lessing schon manches Wort, manchen Ausdruck gerettet, und andre Schriftsteller von gleichem Ansehen, wie sie, sollten es auch thun. Die meiste Unbequemlichkeit findet man, wenn man Gespräche schreibt. Man möchte so gerne die Sprache rein erhalten, so gerne das alles Deutsch sagen, was wirklich Deutsch gesagt werden kann; und doch möchte man auch der Nachahmung das völlige Ansehen der Natur geben; man möchte gerne die Redensarten beibehalten, wie sie im Gespräche wirklich gehört werden. Wie will man aber beide Endzwecke vereinigen, wenn sich von den unglücklichen Zeiten her, wo man weder Französisch noch Deutsch, sondern ein Gemengsel von beiden Sprachen redete, noch eine so große Menge fremder Wörter und Redensarten, besonders unter den Vornehmen, erhalten hat, wofür schlechterdings kein gleichgeltender Deutscher Ausdruck da ist, der gemein und gebräuchlich wäre? Diese Unart hat indessen an den meisten Orten schon ziemlich nachgelassen; man bedient sich schon weit mehr, als vor dem, der Ausdrücke der Muttersprache, und wo diese noch nicht gewöhnlich sind, da hat der Schriftsteller das Recht, sie gewöhnlich zu machen.

Er bildet, wenn er nur sonst vortrefflich ist, die Sprache des Umgangs, wie die Sprache der Bücher; und schreibt der Nation vor, wie sie reden soll, wenn er ihr nicht nachschreiben kann, wie sie wirklich redet.

Wenn es den Deutschen in irgend einer Gattung der Schreibart an Wörtern fehlt, so fehlt es ihnen in der didaktischen Gattung. Daher kommt es, daß unsre Philosophen, oder die, welche auch in Werken anderer Art gerne philosophiren, entweder immer in Metaphern schreiben, oder eine Menge fremder Wörter gebrauchen. Hier nur hat die Französische und Englische Sprache einen augenscheinlichen Vorzug. Da unsere Wissenschaften, wie ich bereits gesagt habe, von den Lateinern zu uns gekommen sind, oder uns durch Lateinisch geschriebene Bücher sind überliefert worden: so sind die meisten Wörter, die wir in den abstrakten Theilen der Wissenschaften nöthig haben, Lateinisch. Diese haben nun natürlicher Weise in Sprachen, die von der Lateinischen abstammten, leicht können aufgenommen werden; und die Franzosen, die sonst für die Reinigkeit ihrer Sprache so sehr besorgt sind, nehmen in dieser Art alle Tage noch mehr auf. Wir, die wir eine eigene Stammsprache haben, konnten diese Wörter durchaus nicht in Deutsche verwandeln. Wir mußten also Deutsche suchen oder machen, die mit jenen einerlei Ideen bezeichnen sollten. So haben wir uns freilich zu helfen gesucht: aber wer in dieser Gattung schreibt, und noch mehr, wer darin übersetzt, der wird finden, daß für eine Menge von Begriffen immer nur Ein Wort vorhanden ist, wo die philosophische Genauigkeit deren mehrere verlangt, und unsre Nachbarn auch wirklich deren mehrere haben.

Dies, meine Herren, sey genug von den einzelnen Wörtern gesagt. Das Zweite, was eine Sprache von der andern entlehnen kann, sind Redensarten, gewisse Verbindungen von Wörtern, die schon ganze vollständige Gedanken bezeichnen; gewisse eigne Wendungen

und Uebergänge. Und hier ist es nun, wo unsre Sprache unstreitig sehr viel von ihren Nachbarinnen angenommen hat, und auch künftig noch annehmen wird, so wie wir uns mit neuen Nationen bekannt machen, oder neue Bücher lesen und bewundern werden. Wie weit darin der Gebrauch gehe, und wo der Mißbrauch anfange; das ist auch hier, wie in allen andern Dingen, unendlich schwer zu bestimmen. Zum Unglück hilft das Eifern sehr wenig, wenn auch der Mißbrauch augenscheinlich wäre. Die Sprachen haben ihre Revolutionen, wie die Völker, die sie reden; und diese Revolutionen mögen nun zur Verbesserung oder Verschlimmerung gereichen, so werden sie demjenigen allemal Verderbnisse scheinen, der an die Neuerungen noch nicht gewöhnt ist. Freilich würde unsre Sprache ganz anders seyn, wenn unsre Nation, als die erste an Kultur und Künsten, alles das aus sich selbst hervorgebracht hätte, was ihr jetzt von andern ist überliefert worden; anders würde sie seyn, wenn die Griechen und Römer so unsre Nachbarn wären, wie jetzt die Franzosen und Engländer; anders endlich, wenn die sprachverwandten nordischen Nationen entweder vor uns, oder mit uns zu gleicher Zeit, durch ihre Schriftsteller Aufsehen gemacht hätten. Vielleicht, wenn bei der Sache ja etwas zu bedauern ist, so ist es dies, daß wir gerade am meisten mit Völkern in Verbindung gestanden, deren Sprache so wenig mit der unsrigen gemein hat, und uns niemals um diejenigen gekümmert haben, die unsre eigne älteste Sprache oder einen Dialekt derselben reden.

Unter der Menge besonderer Anmerkungen, die ich machen könnte, will ich nur eine einzige machen, die mir vorzüglich wichtig scheint. Die Französische Sprache gebraucht lange nicht so viel Verbindungswörter, als die

unsrige; sie bringt die Ideen in keinen so genauen Zusammenhang, als die unsrige. Dadurch hat sie eine abgerissene, sentenziöse Schreibart veranlaßt, worin man Satz auf Satz einzeln hinwirft, und es dem Leser selbst überläßt, sich die Verbindung hinzu zu denken. Wenn der Mann, der so schreibt, in der That ein bündiger Kopf ist, der sich an eine strenge und genaue Ordnung seiner Gedanken gewöhnt hat, so mag für einen auch denkenden Kopf in einer solchen Schreibart viel leichte und schmeichelhafte Beschäftigung, und mithin viel Reizendes seyn. Aber sobald sich ihrer ein nicht so bündiger Schriftsteller bedient, so leitet sie ihn ohne Unterlaß von dem geraden Wege seiner Ideen ab; sie führt ihn in Versuchung, Sätze zusammen zu häufen, die keine richtige Folge machen; und dann verliert sich der Schriftsteller oft völlig von seinem Ziele, scheint uns die scharfsinnigsten Sachen zu sagen, und sagt uns im Grunde so viel als nichts. Die so geschriebenen schlechten Bücher sollten gar nicht übersetzt werden; die geschriebenen guten Bücher sollte der Uebersetzer eben dadurch am meisten verdeutschen, daß er die wirklich vorhandene Verbindung der Ideen so viel als möglich angäbe; und keiner unserer Originalautoren sollte der Sprache Gewalt thun, um sie eben so zerrissen und unzusammenhängend in ihren Gliedern zu machen, als die Französische es geworden ist. Nichts ist einem guten Werke so wesentlich, als ein richtiger Gang und eine genaue Verbindung der Gedanken; und nichts an einer Sprache so schätzbar, als wenn sie durch ihr Genie diesen richtigen Gang und diese genaue Verbindung begünstiget.

Sie sehen, meine Herren, daß meine Materie kaum angefangen, und nichts weniger als erschöpft ist; ich

kann Ihnen daher aus den übrigen Theilen nur einige zerstreute Gedanken vorlegen.

Die Provinz, in welcher die guten Schriftsteller zuerst zum Vorscheine gekommen sind, und der Dialekt dieser Provinz muß nothwendig mit in Betracht gezogen werden, wenn man wissen will, warum unsre Denkungsart und unsre Sprache gerade diesen und keinen andern Schwung genommen haben. Wäre die Dichtkunst in Schwaben, wo sie aufzublühen anfing, zur völligen Reife gediehen, so würde sich unser Geschmack ganz anders gewöhnt haben, wir würden uns unstreitig von dem, was gut Deutsch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich seyn soll, ganz andre Begriffe machen, als jetzt. — Alle Sprachen, die in großen Reichen gesprochen werden, müssen Dialekte haben; aber nicht bei allen haben diese Dialekte gleiche Wirkung. Wenn jedermann, oder wenn wenigstens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte seines Landes versteht, wie das in Griechenland war, und noch jetzt in Italien ist; wenn nicht jede Provinz den Dialekt der andern durchaus und absolut lächerlich findet; wenn der Athenienser, seines feinen und verwöhnten Ohrs ungeachtet, doch die Delikatesse und den Wohlklang des jonischen Herodots nicht verkennt: so kann davon die Dichtkunst und Beredsamkeit Vortheil ziehen. Uns aber, bei denen jene Bedingungen nicht statt finden, würde ein Dichter, wie Homer, der die verschiedenen Dialekte unsers Landes vereinigen wollte, nicht anders, als abentheuerlich und abgeschmackt scheinen.

Ueber den Mangel einer allgemeinen Hauptstadt ist schon vielfältig geklagt worden. Halb ist die Klage gerecht, und halb ist sie ungerecht. Auf die Künste hat freilich eine allgemeine Hauptstadt einen sehr großen

Einfluß; denn nur durch die gegenseitige Mittheilung der Einsichten und Empfindungen, und durch den Ehrgeiz, den die Nebenbuhlschaft erregt, können die Menschen ihre Werke zur Vollkommenheit bringen; und bei den Künsten findet diese Mittheilung anders nicht statt, als durch die Gegenwart und den Anblick. Zur Kultur der schönen Wissenschaften ist es in gewisser Absicht nützlich, das die Schriftsteller beisammen wohnen, sich ihre Gedanken und Entwürfe mündlich mittheilen, einer des andern Rath höre, einer den andern entflamme und aufmuntere; aber so nothwendig ist es bei weitem nicht, als bei den Künsten. Es gibt hier schon Wege, wodurch sich Kenntnisse und Geschmack auch in entfernte Gegenden verbreiten können. Ja, vielleicht besäßen wir einige unsrer schönsten Werke nicht, die sich durch den originellen Charakter der einfältigsten und liebenswürdigsten Natur empfehlen, wenn unsere Schriftsteller nur dem üppigen Publikum einer allgemeinen Hauptstadt hätten gefallen wollen, und der gekünstelte Ton der vornehmen Welt einmal Mode geworden wäre. — Wer am meisten Recht hat, über den Mangel einer Hauptstadt zu klagen, das ist der theatralische Dichter. Denn dieser vermißt damit ein gebildetes, bestimmtes, überall bekanntes Publikum, dessen Sitten er kopiren, und das ihn hinlänglich belohnen könnte; er vermißt eine Bühne, die reich genug wäre, alle guten Schauspieler der Nation an sich zu ziehen, und eben dadurch vollkommen genug, ihn über das Praktische seiner Kunst zu belehren; und ihm Muth zur Ueberwindung ihrer unzähligen Schwierigkeiten zu geben.

Es scheint, als wenn es unsern Schriftstellern bisher noch an der Beharrlichkeit gefehlt hätte, lange Zeit an einem Werke im Verborgenen zu arbeiten, und viele

Jahre lang einen weitläuftigen Plan zu verfolgen, ohne die Frucht des Ruhms von der Bekanntmachung desselben zu genießen. Und doch sind die Werke der Montesquieu und der Ferguson nur auf diese Weise entstanden. Eine Hauptursache davon ist wohl die, daß bei den meisten unsrer jungen Köpfe der Ruf, den sie als Schriftsteller suchen, bloß das Mittel seyn soll, ihr Glück zu machen. Freilich können sie alsdann nicht genug eilen, diesen Ruf zu erhalten; und es wäre sehr unnatürlich, wenn sie nicht mit einer kleinen Vollkommenheit ihrer Werke zufrieden wären, wofern dieselben nur gut genug sind, Leute, die ihre Umstände verbessern können, auf sie aufmerksam zu machen.

Man klagt darüber, daß unsere Großen unsere Bücher nicht lesen, und man hat Recht, darüber zu klagen. Aber auch dies hängt so natürlich mit den Umständen unserer Nation, und selbst mit der Beschaffenheit unserer Litteratur zusammen, daß man sich wenigstens nicht wundern darf, wenn man auch klagt. Keine Werke der Philosophie erlauben mehr Erhabenheit im Ausdrucke, mit mehr Scharfsinn in der Untersuchung verbunden, als die, welche von Verwaltung der Staaten handeln. Keine ziehen die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und der Großen mehr auf sich. Wir haben bisher noch kein einziges Werk dieser Art, das wir den Schriften unsrer Nachbarn an die Seite setzen könnten. — Wenn es uns gelänge, unsern Fürsten einen Deutschen Montesquieu in die Hände zu geben, vielleicht würden sie dann auch unsere Klopstocke und Geßnere und Lessinge und Moses lesen.

3. Malerei und Poesie.

(Aus der Vorrede zu Gotthold Ephr. Lessing's Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Lessings vermischte Schriften (Berlin 1771—1794. 30 Bde.) Neunter Bd. S. 3 u. flg.)

Der erste, welcher die Malerei*) und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen: auf Handlungen, auf Gedanken sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweite der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

Jene beiden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des

---

*) Lessing erinnert am Schlusse der Vorrede, daß er unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreife.

Kunstrichters beruhet das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzelnen Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwischen beiden Künsten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes, in ihren verlornen Schriften von der Malerei, die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätiget und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen seyn, mit welcher wir noch jetzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehreren Stücken geglaubt, uns weit über sie weg zu setzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzern und sichern Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des Griechischen Voltaire, daß die Malerei eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malerei sey, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubt.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß ohngeachtet der vollkommenen Aehn-

lichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Malerei; bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles, was der einen recht ist, soll auch der andern vergönnt seyn; alles, was in der einen gefällt oder mißfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieser Idee sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja diese Afterkritik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht, und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt; indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

---

4. Von dem Virgilischen Laokoon und der Gruppe.

(Bruchstücke aus Lessing's Laokoon. Werke, neunter Band, S. 56. u. flg.)

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. Ich will von den ältern Gelehrten, die dieser Meinung gewesen sind, nur den Bartholomäus Marliani, und von den neuern den Montfaucon nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ohngefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen seyn, die sich nicht weniger als von selbst darbieten. Dabei setzen sie voraus, daß, wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sey, als für den Künstler.

Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sey. Denn vielleicht hat der Dichter eben so wenig den Künstler, als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern beide haben aus einerlei Quelle geschöpft. Nach dem Macrobius würde Pisander diese ältere Quelle seyn können. — Pisanders Gedichte sind verloren; wie die Geschichte des Laokoon von ihm erzählt worden, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen; es ist aber wahrscheinlich, daß es mit eben den Umständen geschehen sey, von welchen wir noch itzt bei griechischen Schriftstellern Spuren finden. Nun kommen aber diese mit der Erzählung Virgils im geringsten nicht überein, sondern der römische Dichter muß die griechische Tradition

völlig nach seinem Gutdünken umgeschmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzählet, so ist es seine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künstler in ihrer Vorstellung mit ihm harmoniren, so können sie nicht wohl anders als nach seiner Zeit gelebt, und nach seinem Vorbilde gearbeitet haben.

Ich empfinde sehr wohl, wie viel dieser Wahrscheinlichkeit zur historischen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts Historisches daraus schließen will, so glaube ich wenigstens, daß man sie als eine Hypothesis kann gelten lassen, nach welcher der Criticus seine Betrachtungen anstellen darf. Bewiesen oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. —

Der Einfall, den Vater mit seinen beiden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein malerischen Phantasie zeiget. Wem gehört er? dem Dichter oder dem Künstler? — Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kommt, ergreifen sie auch ihn. Nach ihrer Größe konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen, und Vordertheilen schon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Augenblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn sattsam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war itzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheinet eine Stelle des Donatus zu bezeugen. Wie viel weniger

wird er den Künstlern entwischt seyn, in deren verständiges Auge alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet.

In den Windungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führt, vermeidet er sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen. Hierin mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts gibt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affekte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur sowohl als an den Nebenfiguren, in voller Thätigkeit, und da am meisten beschäftiget, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts, als diese Freiheit der Arme, fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen. Dieses Bild füllet unsere Einbildungskraft vortrefflich: die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Gesichte. Dem ohngeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frei seyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und

jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben seyn. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen seyn, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußern Last gewirkt worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinausragenden spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre. — Die alten Bildner übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erforderte. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrucke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nehmlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeiget, gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Sie erhebet die Weisheit der Künstler eben so sehr als die andere, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowohl anzupreisen wagen, als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheinet er mit seinen beiden Söhnen völ-

lig nackend. Man sagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königssohn, ein Priester, bei einem Opfer nackend vorgestellt werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Ubliche sey, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwei Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen, und lieber gegen die Wahrheit selbst verstoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müssen. Wenn die alten Artisten bei dem Einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschieht. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiedenen Stoffe eben so gut nachahmen, als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, eben so viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeit, ist es einerlei Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn, und ist es ihnen gleich viel, womit sie getäuscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht: sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllet. Ja sie hindert nicht allein nicht, diese Binde;

sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen nnd Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiliget.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdruckes. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so (opferte er) hier das Uebliche dem Ausdruck (auf). Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe (es) zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

5. Die Statue des Vatikanischen Apollo.

(Joh. Joach. Winckelmann's sämmtliche Werke. Dresden 1808 — 1820. 8 Bde.).

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung desselben entgangen sind. Er übertrifft alle andern Bilder desselben, so weit Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Geh mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Bildern, die sich über die Materie erheben, zu erfüllen. Denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er erst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie in's Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu

umarmen wünschen. In allen uns übrig gebliebenen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen.

Eine Stirn Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken seinen Willen erklären; Augen, der Königinn der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, um den die höchste Anmuth schwebt. Sein weiches Haar spielet wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt. Es scheinet gesalbt mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden.

Ich vergesse alle andere über den Anblick dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheinet sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung angeschwellt sehe, und ich fühle mich im Geiste weggerückt nach Delos und in die lyrischen Haine, Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte; denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit; wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben? die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand führen, die ersten Züge, die ich hier entworfen, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, welche das Haupt der Gottheiten, die sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

6. Wie hat sich der Begriff von Gottheiten in dem frühesten Zeitalter gebildet?

(Aus Wieland's Agathodämon).

Zwei unverträglich scheinende Eigenschaften unsrer Natur vereinigen sich, die Idee von dem, was man Dämonen oder Götter nennt, in unsrer Seele zu erzeugen: auf der einen Seite, ein angeborner instinktmäßiger Drang, uns über die sichtbare Welt, den für unsern Geist allzu engen Kreis der Sinne, Bedürfnisse und Leidenschaften, ins Unendliche empor zu schwingen; auf der andern, die Unmöglichkeit, jemals, wenigstens in diesem Erdenleben, aus den Schranken heraus zu kommen, die unsrer Vorstellungskraft von innen und außen gesetzt sind.

Nichts von allem, was wir sehen und hören, und keiner von den angenehmsten Eindrücken, womit diese Erscheinungen in unserm Innern verbunden sind, kann jenem wunderbaren Triebe genug thun. Nichts erscheint uns so schön, so groß, so vortrefflich in seiner Art, daß wir nicht etwas noch Schöneres, Größeres und Vortrefflicheres in dieser Art denken könnten, oder, oft sogar wider unsern Willen, ahnen müßten. Wenn es auch einige Gegenstände und Gefühle gibt, die unsre ganze Seele auszufüllen und zu befriedigen scheinen, so ist es doch in der That nur im unmittelbaren Augenblicke des Genusses. Dieser ist kaum vorüber: so dehnt sich die von ihm zusammen gedrückte Einbildung, mit ihrer ganzen Schnellkraft, wieder aus, und was uns unübertrefflich schien, dient ihr jetzt bloß zur Springfeder, um sich zur Idee einer noch höhern Vollkommen-

heit zu erheben, wovon sich ein mehr oder weniger täuschendes Bild in ihrem Zauberspiegel darstellt.

Diese Ungenügsamkeit unsers Geistes mit dem, was uns die Welt der Erscheinungen und Täuschungen, welche man sich irriger Weise als die wirkliche vorzustellen gewohnt ist, darbietet, erstreckt sich nicht allein auf alle einzelne Gegenstände der Natur für sich, oder bloß in ihrem besondern Verhältnisse gegen uns betrachtet; auch der Zusammenhang und die Ordnung dieser Dinge, es sey nun, daß wir sie als Theile eines Ganzen, oder als Wirkungen gewisser Ursachen, oder als Mittel zu gewissen Zwecken betrachten, vermag uns, aus eben demselben Grunde, nie mehr als eine vorübergehende Befriedigung zu geben. Immer fehlt etwas darin, was wir wünschen; immer finden wir irgend eine Erwartung getäuscht; alles sollte sich, meinen wir, besser schicken und in einander fügen, alles leichter und schneller zum Zwecke eilen, reiner zusammen klingen, kurz, schöner und vollkommner seyn, als es nach unserm Maaßstabe ist. — Daher diese lieblichen Träume der Dichter und Philosophen von einem goldnen Weltalter, von Götter- und Heldenzeiten, von Unschuldswelten und platonischen Republiken, womit die Menschen sich von jeher so gern haben einwiegen lassen, und die, so oft man sie im Ernst zur Wirklichkeit bringen wollte, allemal so viel Unheil angerichtet haben.

Es ist ein wunderbares Etwas in uns, das immer geneigt ist, die Dinge außer uns als bloßen Stoff zu behandeln, und sich unaufhörlich beschäftigt, Welten nach seinem eignen Entwurfe und zu seinem eignen Zwecke daraus hervor zu rufen. Aber auch dann, wenn es, von der vergeblichen oder verderblichen Arbeit ermüdet, seine Schöpfungskraft ruhen läßt, und das Gött-

liche in der Natur anerkennt, aber nun mit gleicher Vermessenheit in ihr Geheimniß einzudringen, und die innere Beschaffenheit, die wirkenden Ursachen und den wahren Zusammenhang der Dinge zu erforschen strebt, wird es durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit immer wieder in sich selbst zurückgezogen, wo es sich, nach dem hartnäckigsten Herumtreiben in den Gewinden und Irrgängen der Spekulation, immer wieder auf der alten Stelle findet, unvermögend sich von seinem Joch loszuwinden, und wider Willen genöthigt, immer sich selbst zum Maaße, Muster und Urbilde der Wesen, die ein undurchdringlicher Schleier ihm verbirgt, zu nehmen.

Diese Nothwendigkeit ist es denn, was in jenem jugendlichen Alter der Welt, als der menschliche Geist, aus der Betäubung der Kindheit erwachend, seine ihm selbst noch unbekannten Kräfte zu versuchen und zu entwickeln anfing, den Dämonen, als unsichtbaren Bildern, Bewegern und Beschützern der sichtbaren Dinge, in seiner Ideenwelt das Daseyn gab. Denn da es ihm eben so unmöglich war, an einem dummen thierischen Anstaunen der Natur sich genügen zu lassen, als sich die Erscheinungen derselben aus den Ursachen, die zunächst in die Sinne fallen, zu erklären; wie hätte er sich anders helfen können, als den Grund dieser Erscheinungen in dem Willen und der Macht gewisser unsichtbarer Wesen zu finden, die er sich auf eben diese Weise als die Werkmeister derselben vorstellte, wie er sich bewußt war, Urheber der Werke seiner eignen Hände zu seyn?

Aber mit unsichtbaren Dämonen können sich die Menschen nicht behelfen. Ach das Unsichtbare muß ihnen, wenn es Etwas für sie seyn soll, sichtbar werden

können; muß eine Gestalt bekommen, ohne welche es weder ihrer Einbildungskraft erscheinen kann, noch ihrem Verstande denkbar ist. Wenn also die Dämonen, die man sich als Beweger der Natur und Beschützer der Menschen vorstellte, eine Gestalt haben mußten: so konnten sie schicklicher Weise unter keiner andern, als der edelsten und vollkommensten aller Gestalten gedacht werden; und wo in der ganzen Natur hätte der Mensch eine schönere, edlere, vollkommnere, als seine eigne gefunden? Auch würden alle Versuche, sich z. B. den Vater der Götter und Menschen unter einer andern als der menschlichen Form vorzustellen, ewig fruchtlos bleiben. Zwar kann und soll der Dichter und der bildende Künstler, um uns würdige Göttergestalten zu zeigen, die Menschen, die er zu Modellen zu nehmen genöthigt ist, von allen der Einzelheit anklebenden Mängeln befreien. Er kann und soll sie in ihrer reinsten Schönheit denken, und sie größer, edler und kraftvoller darstellen, als vielleicht jemals ein wirklicher Mensch gewesen ist. Er kann die Blüthe der Jugend mit der Reife des vollendeten Alters in ihren Formen vereinigen; kann sie mit Ambrosia nähren, in ätherischen Schimmer kleiden, durch himmlische Wohlgerüche und einen leichtern als menschlichen Gang als Wesen höherer Art sich ankündigen lassen: aber nichts desto weniger werden seine Götter, sobald er sie erscheinen läßt, zu dem, was sie in seiner eignen Einbildung zu seyn genöthigt sind, zu Menschen.

Eben darum finden wir auch, daß die Vorstellungen von den Göttern mit der Kultur immer gleichen Schritt gehalten haben. Die homerischen Götter sind noch eben so roh, als seine Menschen, und daher auch eben denselben Bedürfnissen und Leiden-

schaften unterworfen. Homer, wie gewaltig auch seine Dichtungsart war, konnte so wenig über die Schranken der Menschheit, als über seine eignen hinausgehen. Seine Götter waren alles, wozu sie ein Geist, wie der seinige, in einem Zeitalter, wie das seinige, machen konnte. Fünfhundert Jahre später würde ein Dichter von gleich mächtigem Geiste uns schwerlich ein majestätischeres Bild des Vaters der Götter auf seinem Throne haben geben können, als jenes, das die Seele des großen Phidias mit der Idee des olympischen Jupiters schwängerte; aber gewiß hätte sich ein Dichter aus der Zeit des Phidias nicht einfallen lassen, seinem Jupiter so grobe Schmähungen und so cyklopenmäßige Drohungen gegen die Königin der Götter in den Mund zu legen, wie sich der homerische im Angesichte des ganzen Himmels erlaubt. Die Götter Homers schimpfen einander, wenn sie aufgebracht sind, eben so ungezogen als seine Helden; und seine Helden sprechen mit den Unsterblichen in einem Tone, als ob sie recht gut wüßten, daß sie mit ihres Gleichen sprächen.

---

7. Zur Beantwortung der Frage, ob Luxus und Kultur den Völkern wohlthätig sind.

(Aus Sturz: Erinnerungen aus Bernstorff's Leben. 1777).

Wäre jetzt noch ein Land von allen andern durch unwegsame Grenzen abgesondert; hätten seine Bewohner nie die Lüste fremder Völker gekostet, und nie mit neuen Kenntnissen, auch neue Begierden erworben; so hätte

freilich kein Luxus der erleuchteten oder verdorbenen (verderbten) Völker ihre Hütten erreicht; und die Frage mag den Witz eines Sophisten beschäftigen, ob ein solches Volk nicht glücklicher, als ein gesittetes sey?

Aber sobald der Sophist vergleicht und empfindet; so söhnt er sich wieder mit der allgemeinen Vernunft aus. Ihm grauet alsdann vor dem Ideale seiner Welt, das noch in mancher Insel des Südmeers übrig ist, wo Geschöpfe, wie Menschen gestaltet, keine andern, als thierische Bedürfnisse fühlen, und wann diese befriedigt sind, nicht aus ihrer Felsenkluft kriechen. Alle Kräfte des gesellschaftlichen Lebens haben sich schon lange vereiniget, um ein so dürftiges Glück von der veredelten Erde zu treiben. Die Neugier, das Verlangen nach Reichthum und Ruhm, die Wissenschaften und der Handel haben unter fernen Nationen einen vertraulichen Umgang gestiftet, und Erfindungen, Bequemlichkeiten, Neigungen und Sitten in einen allgemeinen Umlauf gesetzt. Ein Volk unterrichtet das andre, und zündet seinen Wetteifer an; einigen verleiht die Natur ohne Mühe, was andern ihr Fleiß nur sparsam gewährt; alle streben nach dem Grade der Glückseligkeit, den die Vorsicht wenigen zugetheilt hat.

So bildet sich endlich, langsamer oder schneller, der Geist der Völker. Der Strom rauscht unaufhaltsam daher, und droht nicht immer mit Verwüstung, sondern kündigt Fruchtbarkeit an, wenn ihn nur ein kluger Staatsmann in die rechten Kanäle zu leiten versteht, wenn er die Neigung zum Vergnügen, diese Urkraft alles menschlichen Bestrebens, zur Triebfeder eines nützlichen Fleißes anwendet, wenn er ein ermuntertes Volk dahin leitet, daß es sich aus den Fesseln fremder Thätigkeit reißt, und selbst seines Glückes Schöpfer wird.

Der Luxus, der dadurch veranlasset oder ernähret wird, ist kein Uebel, sondern die höchste Gesundheit des Staates, dessen Nerven ihre äußerste Federkraft üben. Alsdann stockt der Nahrungssaft nirgends; keine Materie bleibt unnütz; weder Kinder noch Greise sind müßig; der Geschmack reift; der Verstand klärt sich auf; die Künste veredeln die Natur; die Wissenschaften mildern die Sitten; die Menschlichkeit und der Duldungsgeist gehen aus den Zimmern der Weltweisen hervor, und nähern sich dem Throne; das Land wird verschönert; der Einwohner erleuchtet.

Freilich droht auch mitten im Wohlstande ein künftig Verderben. Je mehr ein Volk seine Begierden und ihre Befriedigung verfeinert; je mehr es im Frevel des Witzes und im Kennergeschmacke sinnlicher Freuden zunimmt; je mehr verliert es an Würde der Sitten, an Stärke der Seele, und je schneller eilt es seinem Untergange zu. Aber man kämpft umsonst gegen das Schicksal aller Staaten, welche die Vorsehung, wie die Natur, durch ähnliche Perioden, von der Blüthe zur Reife, von dieser zum Verwelken und Abfallen führt, und endlich zur Nahrung einer neuen Entwickelung, im allgemeinen Chaos begräbt.

Nur fragt man, ob wir nicht berechtigt sind, von der Weisheit der Regierung Mittel zu erwarten, um eine so traurige Epoche zu entfernen, und ob es nicht in ihrer Macht stehet, der Ueppigkeit Grenzen zu setzen, wenn sie auch ihrem Einbruche nicht wehren kann? Allerdings. Damit aber keine nützliche Verfeinerung, kein zuläßiger Genuß aus kleinmüthiger Furcht ungewisser schädlicher Folgen zugleich mit verdrängt werde, kommt es auf die schwere Bestimmung an, was schädlicher Luxus sey? Ein Begriff, der in verschiedenen

Zeiten und Staaten, nicht ein Menschenalter durch, der nämliche bleibt. Unsre Väter fanden eine Pracht unter Fürsten gefährlich, die nun ohne Nachtheil des Staates zum Bürger herabgesunken ist. Ein Einwohner von London und Paris findet in keiner nordischen Hauptstadt ein üppiges Leben; auch ist es ungewiß, welchen Grad des Wohllebens sich endlich selbst ein von der Natur wenig begünstigtes Volk erlauben darf, wenn alle seine Kräfte zweckmäßig arbeiten.

Ein Staatsmann verfehlt zuverläßig den Endzweck, wenn er allzustreng gegen einzelne Beispiele der Ueppigkeit eifert, deren Wirkung im Ganzen vielleicht unmerklich ist; aber das Buch der Nation mit allen handelnden Völkern muß offen vor ihm liegen; er muß ihr Vermögen gegen den Reichthum Anderer zu berechnen, er muß richtig zu beurtheilen verstehen, was ihr, unter verschiedenen Zeiten und Umständen vergönnt werden kann, und was ihr versagt bleiben muß.

---

8. Ueber Revolutionen.

(Von Heeren.)

Die großen politischen Katastrophen (Umwandelungen), durch welche auf lange Zeit hinaus das Schicksal der Menschheit bestimmt wird, die wir unter der allgemeinen Benennung der Revolutionen zu begreifen pflegen, zeigen sich in Rücksicht ihres Ursprungs dem aufmerksamen Beobachter bald von einer gedoppelten Art. Einmal waren sie das Werk eines Einzelnen, der, seinen Leidenschaften fröhnend, als Eroberer auftrat, und, vom Glücke begünstigt, Staaten in den Staub stürzte, um

auf

auf den Trümmern desselben den Thron seiner Größe zu errichten. Man könnte sie reinkriegerische Revolutionen nennen; da sie gleich von Anfang an diesen Charakter annahmen, und Krieg ihr unmittelbarer Zweck war. Von dieser Art waren nicht nur die Unternehmungen eines Cyrus, eines Timur, sondern auch mancher anderer gefeierten Helden, die, selbst an der Spitze gebildeter Nationen, Erobern nicht bloß zu ihrem ersten, sondern auch zu ihrem letzten Zwecke machten. Erscheinungen dieser Art können sehr interessant durch ihre Folgen werden; in ihrem Anfange sind sie es weniger, da sie aus einer einzigen und in ihrem Ursprung gewöhnlich schon unreinen Quelle, der der menschlichen Herrschsucht, fließen.

Aber von ganz anderer Art ist die zweite Gattung der Revolutionen, die wir unter dem allgemeinen Namen der moralisch-politischen begreifen wollen, weil sie ihren Grund in der moralischen Natur des Menschen haben. Wir verstehen darunter diejenigen, welche durch langsam verbreitete, aber herrschend gewordene Volksideen vorbereitet werden, die mit der bisher bestehenden Ordnung der Dinge einen Kontrast bilden, und daher, sobald sie in Wirklichkeit gesetzt werden sollen, gewaltige Erschütterungen und große Veränderungen bewirken müssen. Gleich der Quelle, die kurz nach ihrem Ursprunge sich unter der Erde verlor, um in weiter Entfernung, im Verborgenen verstärkt, als mächtiger Strom wieder hervorzubrechen, entstehen diese Revolutionen in Augenblicken, wo Niemand daran dachte, plötzlich mit furchtbarer Gewalt, und erzeugen Erscheinungen, die auch der Scharfsichtigste nicht hätte voraussehen können. Von denen der ersten Gattung unterscheiden sie sich also gleich darin, daß sie nicht bloß in

ihren Folgen, sondern auch in ihrem Ursprunge höchst interessant sind. Ihr allgemeiner Charakter ist, daß sie lange und meist unbemerkt vorbereitet werden. Sie geben daher auch dem Auge des geübten Beobachters schon gleich Anfangs hinreichende Beschäftigung, da es nicht leicht zu seyn pflegt, ihrer wahren Entstehung nachzuspüren, wenn auch die Veranlassung des Ausbruchs vor Augen liegt. Sie unterscheiden sich ferner von den erstern darin, daß sie gewöhnlich nicht aus Einer, sondern aus vielen, oft sehr verschiedenen Quellen zu entspringen pflegen; die eben durch ihre Vereinigung sich zu dem mächtigen Strome bilden, der endlich alle Dämme durchbricht, und Alles mit sich fortreißt, was sich seinem Laufe widersetzen will.

Ideen, die allgemein verbreitet, und allgemein wirksam werden sollen, müssen von der Art seyn, daß jedermann, daß auch die große Masse des Volkes für sie empfänglich ist, und durch sie zum Handeln gebracht werden kann. Es giebt nur zwei Arten solcher Ideen; die religiösen und die politischen. Die gelehrten Kenntnisse können nur der Antheil einer beschränkten Anzahl von Menschen seyn; die Systeme der Philosophen haben noch keine Kriege zwischen den Nationen erregt, wenn gleich einzelne ihrer Meinungen, zu Volksbegriffen ausgeprägt, darauf Einfluß haben könnten. Die Ideen dagegen von Religion und Vaterland sind zu tief in unsere moralische Natur verflochten, als daß sie bloß Gegenstand der Vernunft bleiben, und nicht auch Gegenstand des Gefühls werden sollten. Je dunkler sie bleiben, um desto stärker scheint eben ihre Kraft zu seyn; und so sind sie es, die auch den ungebildeten Haufen zu elektrisiren vermögen, und ihm eine Wirksamkeit geben, die leicht den Charakter des Enthusiasmus

(der Begeisterung), ja selbst des Fanatismus (der Schwärmerei) annimmt.

Wie furchtbar aber auch diese Erschütterungen sind; so scheint doch durch sie das Schicksal der Menschheit bestimmt zu werden. Die moralische Welt bedarf zu ihrer Reinigung und Erhaltung der Stürme nicht weniger, als die physische. Allein es gehören Generationen, es gehören Jahrhunderte dazu, ehe sie ihre Wirkungen so weit entwickeln, daß das blöde Auge des Sterblichen sie einigermaaßen umfassen kann, und er es wagen darf, über den ganzen Umfang ihrer Folgen sich ein Urtheil anzumaßen. Und wenn auch endlich dieser Zeitpunkt erscheint, wo hätte der Beobachter wohl mehr Ursache ein Mißtrauen in sich selber zu setzen, und es sich oft zu wiederholen, daß sein Gesichtskreis nur beschränkt, und die Ueberschauung des unendlichen Ganzen der Weltgeschichte auch nur das Vorrecht eines unendlichen Wesens ist? —

Seitdem nach dem Falle des Römischen Reichs die Staaten des neuern Europa's sich bildeten, hat dieser Welttheil drei solche Revolutionen gesehen. Das tiefe Sinken seiner Bewohner im Mittelalter hatte seinen Hauptgrund darin, daß es Jahrhunderte hindurch an einer Erschütterung fehlte, die den Geist des Menschen und nicht bloß seine Arme bewegte. Daher jene tiefe Nacht der Barbarei, die im zehnten und eilften Jahrhunderte selbst den letzten Schimmer der Aufklärung endlich auszulöschen drohte; bis am Ende des letztern die Kreuzzüge entstanden, und die erstorbene Menschheit aus dem Schlummer aufschüttelten, der ihr tödtlich zu seyn schien. Wenn gleich vergeblich in ihrem Ausgange, legten sie doch den Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge in Europa. Die Fesseln der Leibeigen-

schaft wurden, wenn auch langsam, dem Landmanne gelöset; und während in den Burgen und bei den Festen der Ritter die junge Muse es zuerst wagte, in eigner Rede zu singen, bildete sich durch den Handel, den sie Europa schenkten, in den Städten dieses Welttheils jener Bürgerstand, an dessen Gedeihen das weitere Schicksal der Völker geknüpft werden sollte.

Nach vier Jahrhunderten erlitt Europa eine zweite noch größere Katastrophe (Umwandlung) durch die Reformation; und wenn diese mit der frühern dahin übereinkam, daß sie beide zunächst aus religiösen Ideen flossen, aber auch beide in gleichem Grade politisch wichtig wurden; so war es unserm Zeitalter aufbehalten, eine dritte Revolution zu sehen, die, aus politischen Ideen entsprungen, auch unmittelbar eine politische Tendenz erhielt; und, wenn sie in allen ihren Folgen sich erst wird entwickelt haben, dem Geschichtsschreiber künftiger Jahrhunderte vielleicht noch einen reichhaltigern Stoff, als eine jener frühern darbieten wird.

---

9. Ueber die Gleichförmigkeit der Kräfte in der sittlichen Welt.

(Aus Georg Forsters Ansichten vom Niederrhein.)

Kein Mensch verstände den andern, wenn nicht in der Natur aller Menschen etwas Gemeinschaftliches zum Grunde läge, wenn nicht die Eindrücke, die wir durch die Sinne erhalten, eine gewisse Aehnlichkeit bei allen Menschen beibehielten, und wenn nicht wenigstens unabhängig von allem objektiven Daseyn, die Bezeichnung der Eindrücke, nach welcher wir gut und böse, recht

und unrecht, widrig und angenehm, schön und häßlich unterscheiden, in uns selbst als Form aller Veränderungen, die in uns vorgehen können, schon bereit läge. Welche bestimmte Eindrücke nun aber diese oder die entgegengesetzte Empfindung in uns hervorbringen sollen; das hängt von Organisation und zum Theil auch von Erziehung oder Gewöhnung ab, und man begreift wohl, wie am Ende die Verschiedenheit der Gefühle, und folglich der Gesinnungen bei manchen Einzelnen schlechterdings nicht zu heben, oder auf einen Vereinigungspunkt zurückzuführen ist.

Aus einem gewissen Standorte betrachtet, kann es allerdings nicht gleichgiltig scheinen, ob dergleichen unüberwindliche Unterschiede forteristiren (fortdauern) sollen, oder nicht; es kann sogar einen Anstrich von höherer Vollkommenheit für sich haben, wenn alle Meinungen sich nach einer gemeinschaftlichen Vorschrift bequemen, und dann durch das ganze Menschengeschlecht nur Ein Wille herrschen, und nur Ein Pulsschlag in der großen sittlichen Welt, wie in der kleinen physischen des einzelnen Menschen, regelmäßig Alles im Umtriebe erhalten dürfte.

Den kürzesten Weg zur Hervorbringung dieser Gleichförmigkeit hatten unstreitig diejenigen gefunden, die den großen Entwurf einer Universalmonarchie, mit dem kräftigsten Glauben an eine geistliche Unfehlbarkeit des höchsten Alleinherrschers, und an sein überirdisches Daseyn, als eines sichtbaren Stellvertreters der Gottheit, zu einem der Zeit und der unruhigen Vernunft Trotz bietenden Ganzen verschmolzen zu haben wähnten. Ein Wille, Eine Weisheit, Eine moralische Größe über alles, deren Macht zu widerstreben, Thorheit, deren Recht zu läugnen, Unvernunft, deren Heiligkeit zu bezweifeln, Gottes-

lästerung gewesen wäre, konnten, wenn es überhaupt möglich ist, bis auf den Punkt sich aller Gemüther zu bemeistern, zuerst das Ziel erreichen, welches auch die ausschweifendste, von dem Schicksale auf Einen kleinen Planeten gebannte Herrschgier sich stecken mußte; das Ziel eines, über alle die Tausende von Millionen vernünftiger Wesen, über alles, was sich regt, was hervorsproßt und was ruht auf dieser weiten Erde, unumschränkt gebietenden Scepters.

Planlos war diese Macht herangewachsen. Ohne tief in die Zukunft zu blicken, hatten die stolzen Halbgötter die Gegenwart genossen. Zu spät ging endlich das vollendete System hervor; die neue Theokratie scheiterte an der Verfassung von Europa. Ihre Vasallen waren Könige; ein anderes Mittel zu herrschen vergönnten ihm die Zeitläufte nicht; allein die mächtigen Satrapen spotteten zuletzt der geistlichen Zwangsmittel, wodurch sie ehedem allmächtig war.

Seitdem die Unfehlbarkeit, und mit ihr die Möglichkeit einer Universalmonarchie, verschwunden ist, blieb der Versuch noch übrig, ob ein entgegengesetztes System von republikanischen Grundsätzen etwa leichter eine allgemeine Verbrüderung des Menschengeschlechts zu einem allumfassenden Staatenbunde bewirken könnte, und ob sich endlich alle Menschen bequemen möchten, den allgemeingiltigen Grundsätzen, die eine solche Verbindung voraussetzt, ohne Widerrede zu huldigen? die Folgen dieser, wenn sie möglich wäre, höchst wichtigen Zusammenstimmung, hat wohl schwerlich jemand in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange überdacht. Bei der vollkommenen Gleichförmigkeit in der praktischen Anwendung jener Grundsätze scheint mir diejenige Einseitigkeit und Beschränktheit der Begriffe unvermeidlich,

welche wir schon jetzt an Menschen wahrnehmen, die unter sich über gewisse Regeln einverstanden, oder an eine besondere Lebensweise gebunden sind. Ein politischer Mechanismus, der durch alle Individuen des Menschengeschlechts ginge, würde den Bewegungen Aller eine Bestimmtheit und Regelmäßigkeit vorschreiben, welche sich mit der Art und Weise, wie unsere Kräfte sich entwickeln, nicht wohl zusammen denken läßt. Je auffallendere und mannichfaltigere Abweichungen wir in der Denkungsart der Menschen bemerken, um so viel reicher sind wir an Ideen und ihren Verknüpfungen; ein großer Theil dieses Reichthums aber ginge unwiderbringlich für ein Zeitalter verloren, welches mehr Einstimmiges in unsern Gedankengang brächte. Wie viele Kräfte unsers Geistes fordern nicht zu ihrer Entwickelung außerordentliche Veranlassungen! Dort, wo alles einen gemessenern Schritt als bisher halten müßte; dort würden diese Kräfte schlummern, oder doch nie zu ihrer Reife gelangen. Geister, wie die eines Perikles, eines Alexander, eines Cäsar, eines Friedrich hätten keinen Schauplatz mehr. Wo die Spontaneität (Willkür) der Handlungen wegfällt, verliert man auch die Uebung der Verstandeskräfte; nur im Streite entgegengesetzter Begierden und Vorstellungsarten offenbart sich die Vernunft in ihrer erhabenen Größe. Nehmen wir die Kontraste des menschlichen Charakters hinweg; geben wir allen Einzelnen mehrere Vereinigungspunkte und einerlei Bestimmung; wo bleibt dann die Spur jener Götterweide, einen großen Mann gegen sein feindseliges Geschick ankämpfen zu sehen? Wo wir aufhören zu unterscheiden, da sind die Grenzen unsrer Erkenntniß; wo nichts Hervorstechendes ist, kann die Einbildungskraft keine Kennzeichen sammlen, um ihren Zusammensetzungen Größe,

Erhabenheit und Mannichfaltigkeit zu geben. Was hülfe es uns, daß wir Freiheit hätten, unsre Geistesfähigkeiten zu entwickeln, wenn uns der Antrieb zu dieser Entwickelung fehlte.

Doch dieser Antrieb wird uns nimmermehr entrissen werden, wenigstens nicht in dieser einzigen, uns denkbaren Welt; wenigstens nicht, so lange sich alle dreißig Jahr das Menschengeschlecht verjüngt, und wieder emporwächset von den bloß vegetirenden Keimen zu der thierischen Sinnlichkeit, und von dieser zu der gemischten physisch-sittlichen Bildung. Buchstaben, Formeln und Schlüsse werden nie im jungen Schößling den mächtigen, dunklen Trieb überwiegen, durch eignes Handeln die Eigenschaften der Dinge zu erforschen, und durch Erfahrung zur Weisheit des Lebens hinaufzusteigen. In seinen Adern wird sich, ihm unbewußt, ein Feuerstrom der Macht und des Begehrens regen, den nichts als Befriedigung bändigen und kühlen, den der Widerstand fremder Selbstheit nur reizen und erzürnen, dem ihre Gewalt allein Schranken setzen, und durch diese das Bewußtseyn wechselseitiger Befugniß wecken kann. Ewig schwankt daher das Menschengeschlecht zwischen Willkühr und Regel; und wenn gleich in wenigen großen Seelen beide vereinigt liegen, und aus ihnen beide in angeborner, stiller Harmonie hervorgehen; so werden sie dennoch, nur vereinzelt, die Götzen der halbempfänglichen Menge. Auch Schwung und Anziehung stellte die Natur an einander so entgegen; ewig ringen auch diese Urkräfte des Welltalls. Darf diese hier, und jene dort der andern etwas abgewinnen; dürfen sie, in gleichen Schalen gewogen, die wunderähnliche Harmonie der Sphärenbahnen erzeugen; sind die Phänomene der Auflösung und der in neuen Bildungen sich wieder verjün-

genden Natur die Folgen ihres unaufhörlichen Kampfes; so darf ja dieser Kampf nicht enden, wenn nicht das Weltall stocken und erstarren soll.

Schön ist das Schauspiel ringender Kräfte; schön und erhaben selbst in ihrer zerstörendsten Wirkung. Mit den Stürmen in der moralischen Welt hat es genau dieselbe Bewandtniß. Die leidenschaftlichen Ausbrüche des Krieges haben ihren Nutzen, wie die physischen Ungewitter; sie reinigen und kühlen die politische Luft, und erquicken das Erdreich.

---

10. Die Curmethoden.

(Aus J. J. Engel's Schriften, 12 Bde. Berlin 1801 — 1806. Erster Theil, der Philosoph für die Welt, S. 356 u. flg.)

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte Dümmler, mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als daß er sich selbst ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie Drangsturm, mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde schlug mich mit der Faust auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Menschen härmt, daß er kein

reiner Geist ist; der andre ein Kraftgenie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden möchte.

Sie beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methoden der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle drei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift schon aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war? kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. Herr von Schlaff sah aus wie das Fieber, Herr von Quöch wie die Auszehrung; und Herr von Hemm wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte: Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte von Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor Mark machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von

den Klugen gebraucht und ging zu Fuße; die andern beiden aber fuhren in Kutschen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tante in die Hände des Doctors Süß. Dieser fand in seinem Kranken nichts, als schwach gewordene Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät herausschaffen müßte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff auf Verordnung eine gute Portion Manna; Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränk war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumenbetten; und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele; und auch die schickte der Doctor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quöch, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Dieser dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad; Quassia mit Spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bittrer Mageneſſenz genommen,

und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extrakt, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu gestärkte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte, und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß. Seine China hatt' er noch eingenommen; Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Dieser sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel und andre zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen wollen, das hieße bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen: und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf beides zugleich bedacht seyn, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fiebern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung wiedergeben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam: er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlene Bewegung: und

so lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar; denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand ins Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der andre, daß sie sehr gut sey: jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung*) meines Geschichtchens ward nicht gedacht; und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andre Gedanken zu bringen.

*) Medium tenuere beati. d. H.

11. Zwei Gespräche.

(Aus J. J. Engel's Schriften, Zweiter Theil, der Philosoph für die Welt. S. 202 u. flg.)

Erstes Gespräch. — Nein! sagte der große Tonkünstler Graun zu dem noch größern Mathematiker Euler: die bloße Kenntniß der Regeln der Harmonie macht's nicht aus; mit ihr allein ist man kein Meister. Müßten sonst nicht Sie, der Sie jene Regeln so gründlich inne haben, einer unsrer größten Tonsetzer seyn?

Und wie; wenn ich's wäre? antwortete der Mathematiker lächelnd. Ich habe nur bisher die Kunst nicht geübt; ich muß es versuchen. — Sie gaben sich das

Wort, beide auf einen bestimmten Tag ein Stück zu liefern.

Die Arbeit des Musikers war, wie immer, nicht nur in der Harmonie völlig richtig, auch einschmeichelnd sangbar, voller Geist und Gefühl; man war nicht zufrieden, als bis man sie öfter hörte. Die Arbeit des Mathematikers war nach den Regeln untadelhaft; aber unsangbar, steif, ohne die mindeste Anmuth: man war froh, als er die letzte Note anschlug.

Nun? fing der Tonkünstler mit einem kleinen bescheidenen Triumph an: so wenig Vorzügliches meine Arbeit hat, so bin ich doch kühn genug, daß ich Sie selbst zum Richter nehme; Sie, der Sie das Gute wenigstens fühlen, wenn auch nicht hervorbringen können. — Sie haben Recht, sagte der Mathematiker, indem er seine Noten zerriß: mit der Kenntniß der Harmonie ist's nicht gethan; aber — freuen muß ich mich, daß mir meine List so geglückt ist. Ich bin Freund von Musikalien, die niemand als ich allein besitze; abgeschmeichelt hätte ich Ihnen dieses neue reizende Stückchen schwerlich; so habe ich's Ihnen abstreiten wollen. — Der Tonkünstler lachte, und schenkte ihm das Stück auf der Stelle.

Bei diesem kleinen freundschaftlichen Wettstreit waren, durch Zufall, ein paar jüngere Männer, der eine ein Schüler von Graun, der andere ein Schüler von Euler, zugegen. — Sie sehen, sagte der junge Tonkünstler, indem er mit dem jungen Mathematiker fortging, wie unnütz für unsere Kunst Ihre mathematische Theorie ist.

Unnütz? fragte der Mathematiker. Das sehe ich nicht.

Unnütz in jeder Absicht, mein Herr. Denn für's

erste hat sie noch nie ein Genie hervorgebracht, und wird und kann keins hervorbringen — —

So wird sie's doch führen, erleuchten.

Auch das nicht. —

Hat denn Ihr Meister nicht Theorie?

Allerdings! Trotz dem Besten! — Aber ich behaupte, er würde nichts schlechter seyn, wenn er auch keine hätte. Mit diesem feinen, zärtlichen, richtigen Sinn, womit er geboren ist, dieser Kenntniß der besten Werke von ihm, dieser vieljährigen Uebung, würde er Alles, was er hervorbringt, allein hervorbringen können.

Die leichtern, einfachern Werke vielleicht. Aber auch die schwerern, vollstimmigern Werke?

Alle. Alle. — So wie man in der Tonkunst ohne Gehör, Uebung, Kenntniß der Muster, nichts vermag: so vermag man mit diesen Erfordernissen Alles. Ja, Gehör allein, mit einer warmen, innigen Empfindung verbunden, muß schon genug seyn. Wie wäre sonst der erste vortreffliche Tonkünstler entstanden?

V o r t r e f f l i c h, mein Herr, ist ein Verhältnißbegriff. Für seine Zeiten vielleicht war jener erste Tonkünstler vortrefflich; für unsre Zeiten wird mehr erfordert. Jetzt bedarf das Genie der zwiefachen Bildung, die ihm Muster und die ihm Unterricht geben.

Bedarf ihrer? Dann ist es nicht mehr Genie.

Warum nicht?

Das Genie, mein Herr, ist eine lebendige Flamme, die ihr Licht wie ihre Hitze, in sich selbst hat; eine schöpferische Kraft, deren Werke — —

Ja, ja! sagte der Mathematiker, der diesen schneidenden, absprechenden Ton eben nicht liebte: das Genie, wie ich wohl sehe, ist eine Ausnahme von den Regeln

der Natur, ist ein Wunder. — Kann ich's Ihnen doch zugeben, daß nicht allein das Genie, daß überhaupt jeder Tonsetzer unser entbehren könne! Darum hat noch immer unsre Theorie ihren Werth.

Für wen? — wenn sie für uns keinen hat.

Für uns selbst.

Sonderbar! die Theorie einer Kunst soll für die Kunst selbst entbehrlich, und soll dennoch schätzbar seyn?

So gut, wie die Sternkunde es ist; obgleich die Gestirne selbst, zur Erfüllung ihres harmonischen Laufs, ihrer ewig entrathen könnten.

O die Sternkunde! die hat anderweitigen Nutzen. Ohne sie könnte weder Schiffahrt, noch Zeitberechnung —

Was Schiffahrt und Zeitberechnung! lassen Sie weder Schiffe, noch Almanache, noch Uhren, noch irgend etwas, wozu Sternkunde nöthig ist, in der Welt seyn: sie bleibt dennoch, was sie ist, eine der ersten, der vortrefflichsten Wissenschaften.

Wie? Ohne zu nützen?

Was verstehen Sie unter Nützen? — Oder, um kürzer davon zu kommen: wozu glauben Sie, daß die Musik nützt?

Himmel! Wozu sie nützt? Die Musik? — Ist sie nicht von allen angenehmen Beschäftigungen, die von Menschen erfunden worden, die edelste? feinste?

So denkt von seiner Kunst jeder Künstler.

Aber nur Einer mit Recht.

Das frägt sich. — Doch genug, daß Ihnen angenehm und nützlich nicht sehr weit aus einander scheinen; und in der That sind sie's auch weniger, als man glaubt. — Ihre Kunst nun ist darum schätzbar, weil sie auf eine angenehme Art Ihre sinnlichen Empfindungskräfte beschäftigt. Nicht wahr?

Allerdings! Und zwar die höhern, feinern, edlern Empfindungskräfte.

Wohl! Mir ist wieder die meinige, nach allen ihren verschiedenen Theilen, schätzbar, weil sie meine Vernunft, und also eine Kraft meiner Seele beschäftigt, die doch, hoff' ich, auch zu den höhern gehört, und die wohl so viel als jede andre werth ist. — Wollen Sie, statt Beschäftigen, etwas Anders sagen, das natürlicher Weise daraus entspringt: Bilden, Erhöhen, Erweitern: ich bin's zufrieden. Die Tonkunst also bildet, erhöhet, erweitert Ihr Empfindungsvermögen; die mathematische Theorie derselben bildet, erhöhet, erweitert meine Vernunft. — Mit andern Worten: diese Theorie ist eine Kunst für sich selbst, die ihren innern, von andern Künsten unabhängigen Werth hat. Mag sie dem Tonkünstler zu seiner Ausübung nützlich oder unnützlich seyn; was kümmert das mich?

Aber, stotterte der Tonkünstler, dem hier seine Phraseologie plötzlich ausging, wenn Sie sonst nichts als Beschäftigung Ihrer Vernunft suchen, so sollt' ich denken — —

Was?

Ich sollte denken: es gäbe der andern Arten, sie zu beschäftigen, so viele, so mannichfaltige — —

Daß wir dieser entbehren könnten?

Das meint' ich.

Jene andere Arten, mein Herr, sind andere Arten, nicht diese. Und wie, wenn nun diese Art der Beschäftigung, so wie jede, ihr eigenes hätte? Wie, wenn sich die geübte Kraft um so mehr vervollkommnen und bilden müßte, von je mehrern Seiten und je mannichfaltiger sie geübt wird? Wie wenn eben deswegen — —

Doch da sind wir wir ja an unserm Scheidewege, wo wir uns trennen müssen. Leben Sie wohl!

Zweites Gespräch. — Sie geben der Kritik einen hohen Werth — sagte einst zu unserm bescheidenen Moses Mendelssohn ein junger selbstgefälliger Dichter.

Aber doch keinen zu hohen, hoff' ich. Sie ist Philosophie über den Menschen, und ist als solche zu der ersten, der wichtigsten unserer Kenntnisse gehörig.

Von dieser Seite freilich — —

Kennen Sie an ihr eine andere? — Entweder will sie dem Dichter zeigen, wie er seinen Zweck zu vergnügen, zu gefallen erreichen kann; oder sie will ihn über die Beschaffenheit des Gegenstandes erleuchten, den er bearbeitet. In beiden Fällen entwickelt sie ihm die Natur des innern, des sittlichen Menschen.

Hat denn aber nur diesen die Dichtkunst zum Gegenstande?

Zum Gegenstande, dem sie gefallen will, immer; zum Gegenstande, den sie bearbeitet, nicht nur oft, sondern in allen ihren besten, ihren genievollsten Werken. Immer kommt die Kritik auf den Menschen hinaus; und diesen bis in seine feinsten Eigenheiten und Schattirungen zu kennen — —

Ist wichtig; ich gestehe das zu. Nur, ob sich die Kritik nicht unnütze Mühe gibt, wenn sie mit ihrem Unterrichte, statt an den Sittenlehrer, sich an den Dichter wendet; ob diesen unterrichten zu können, nicht eine stolze Anmaßung ist, von der sie wohl thun würde, zurück zu kommen — —

Ich sollte nicht denken.

Sie halten also wirklich die Kritik für Lehrerinn des Genies? — Ich habe bisher geglaubt, daß sie nur seine Schülerinn sey.

Das Wahre wird wohl seyn: sie ist beides.

Schülerin ganz gewiß, ganz unläugbar.

Nun ja! —

Denn sicher hat sie Alles, was sie weiß, und was sie nun zu lehren sich das Ansehen gibt, einzig und allein von den Genies.

Ich glaube fast selbst. — Nicht zwar, als ob die große Schule der allgemeinen Lehrerinn, der Natur, ihr verschlossen wäre; aber sie findet es für sich vortheilhafter, lieber die des Genies zu besuchen. In jener großen Schule tönen der Stimmen so viele tausende durch einander, daß jede einzelne zu unterscheiden und zu verstehen unendlich schwer ist. Das Genie mit seinem höchst feinen, höchst glücklich organisirten Sinne hat die einzelnen Stimmen herausgehört, hat sie vollkommen gefaßt; gibt den erhaltenen Unterricht wieder, und gibt ihn in der vernehmbarsten Sprache, mit den deutlichsten Tönen wieder. Kein Wunder also, daß die Kritik, um sich zu belehren, lieber diese eingeschränktere Schule, als jene unermeßliche wählt.

Und wenn sie nun diese Schule verläßt, wird sie Lehrerinn ihres Lehrers, unterrichtet ihn mit seiner eigenen Weisheit. Nicht wahr?

Wenn er schlummert und fehlt: warum nicht? — Aber hat sie denn nur in dieser einen Schule gesessen? — Wie, wenn sie schon vorher eine Menge anderer durchwandert wäre, noch täglich neue besuchte, in allen aufmerkte, lernte, das Gelernte vergliche, sich das Wahrste, Fruchtbarste, Beste herausnähme? Wär' es nicht da sehr möglich, daß die Schülerinn mit allen Ehren auch einmal

Lehrerinn würde? — Oder muß vielleicht das Genie in jedem Augenblick seines Wirkens Genie seyn? Muß es die Stimme der Natur nie verhören, nie mißverstehen, sondern, weil es so Vieles faßt, gleich Alles und Alles fassen?

Das behaupt' ich nun nicht; aber gleichwohl — Genie zu seyn und Unterricht anzunehmen! Von der Kritik!

Sagen Sie lieber: von andern und höhern Genies. Denn nach Ihrem eigenen Ausspruche weiß ja die Kritik Alles, was sie weiß, nur von diesen.

So wendet das Genie sich lieber unmittelbar an diese; wozu an jene? — Daß das Studium guter Muster, wenn auch nicht ganz unentbehrlich, doch immer sehr nützlich sey, räume ich ein. Nur das Regeln-Annehmen scheint mir zu klein, zu erniedrigend für das Genie.

Sollten Sie hier nicht in einen Widerspruch fallen?

Ich? — Und wie das?

Sie geben das Studium der Muster nach; und nun muß ich Sie fragen: Was sucht denn das Genie in den Mustern? Sucht es etwas anders als Regeln? — denn daß es kommen sollte, um zu rauben und zu plündern, will ich nicht hoffen.

Das thun nur Stümper, nicht Meister.

Sehr recht! — Also will das eine Genie dem andern nur gewisse Vortheile abmerken, sich nur gewisse Beobachtungen abziehn, die es künftig bei seinen eigenen Werken anwenden und nutzen könne. Meinen Sie nicht?

So ungefähr. —

Und wenn es nun diese Vortheile oder diese Beobachtungen klar genug denkt, um sie in Sätze zu fassen;

werden sie ihm nicht da, gleichsam unter den Händen, zu Regeln? — Wenn also das Studium von Mustern dem Genie nicht zu klein ist: so kann ihm auch unmöglich das Regeln-Annehmen zu klein seyn.

Aber es finden sich diese Regeln schon selbst. Was bedarf es dazu der Kritik?

Verzeihen Sie! Wenn nur nicht das Genie, wie Sie mich fast befürchten lassen, für allen Umgang mit der Kritik zu vornehm ist — und das sind doch sonst die Großen nicht, wo es auf ihren Vortheil ankommt; — so, dächt' ich, könnt' es hier von der Willfährigkeit der Kritik guten Nutzen ziehen. Auf das Absondern, das Hinaufsteigen zum Allgemeinern, das zum Regeln-Bilden so nothwendig gehört, versteht sich diese Tochter der Philosophie unstreitig ein wenig besser. Und wenn also das Studium der Muster, zum Erkennen der Regeln der Kunst, seinen Nutzen hat: so wird, sollte ich meinen, ein Aristoteles neben dem ersten griechischen Tragiker, ein Home neben dem ersten Brittischen aufgeschlagen, ein ganz brauchbares Buch seyn. — Ich hatte, da Sie hereintraten — wo ließ ich's? — ein Stück in der Hand — —

Das hier vielleicht. Nicht?

Eben das. — Haben Sie's schon gelesen?

O, nicht gelesen — verschlungen!

Es hat wirklich der Schönheiten nicht wenig.

Das sollt' ich denken!

Es könnte mehrere haben. — Der Verfasser, sieht man, hat seinen Shakespear gelesen, mit Inbrunst, mit Entzücken gelesen.

Er weiß ihn auswendig.

Und doch hat er, meines Bedünkens, ihn lange noch nicht genug gelesen.

Andere glauben dagegen: zu viel.

In gewissem Sinne glaub' ich das auch. — Er hat ihn zu viel gelesen, weil man so oft auf Dinge stößt, die an ein roheres, ungebildeteres Zeitalter erinnern, als das unsrige ist. Er hat ihn zu wenig gelesen, weil er gewisse Vollkommenheiten übersehen hat, deren Kenntniß und Anwendung sein eignes Werk ungemein würde verschönert haben. — Wie wünscht' ich, er hätte auch den Home gekannt, oder sich seiner erinnert!

Nun? Würde der ihn gelehrt haben, wie er es besser machte?

Gewiß! Nur müssen wir uns über dieses Wie recht verstehen. — Die Kritik kann dem Genie keine Arbeit abnehmen, auch nicht die kleinste; sie kann ihm eben so wenig den erfinderischen Geist, die Herzenswärme, die Macht über die Sprache, in höherm Grade mittheilen, als es sie selbst schon hat. Alles was sie vermag, aber glücklicher Weise auch Alles was das Genie bedarf, sind Winke, Warnungen, Fingerzeige. — Unserm Verfasser zum Beispiel, wenn er anders für guten Rath empfänglich ist, würde Home weiter nichts gesagt haben, als: Freund! deine Leidenschaften sprechen zu viel von sich selbst; das ist, meines Wissens, nicht ihre Art; beim Shakespear sprechen sie lieber von ihrem Gegenstande. — Dies gesagt, würde Home bescheiden zurückgetreten seyn, und die wahren Reden zu finden, wäre dann Sache des Dichters geblieben.

Ich gestehe: wie Sie sich jetzt erklären — —

Hatt' ich mich schon anders erklärt? — Erfinden, eingeben, in die Feder sagen, wird die Kritik nichts: und wenn sie das auch könnte und wollte — —

So würde das Genie sich's verbitten.

Natürlich! weil es immer lieber selbst denkt, als sich

vordenken läßt. Dies ist seine Art überall: auch wo nähere Belehrung, wie in der Mathematik, auf das vollkommenste kann gegeben werden. Der flüchtigste Leser geometrischer Werke ist immer der große Geometer selbst. Lehrsatz und Figur, die sind Alles, was er bedarf; den Beweis, wenn er ein Euler ist, weiß er ohne Anleitung zu finden. Vielleicht auch, wenn er kein Euler, wenn er nur ein Abraham Wulff ist.

Wer ist dieser Abraham Wulff?

Einer meiner jüdischen Freunde. Kein eigentlicher Gelehrter, aber ein Mann von ungemeinem Talent für Mathematik. — Einst fragte er mich um den Beweis eines nicht leichten geometrischen Satzes: ich zeichnete die Figur; aber noch war ich mit den Hülfslinien, die ich zur Führung meines Beweises nöthig hatte, nicht völlig fertig, so schrie er vor Freude auf, dankte mir wie für eine erwiesene Wohlthat, und war verschwunden.

Kann man ihn kennen lernen, den Mann?

O ja! durch Lessing.

Durch Lessing? Der ist ja nicht hier.

Aber sein Nathan ist hier. Lesen Sie die Rolle Al-Hafi's, und Sie haben von meinem guten Abraham Wulff, der ihm wirklich zu dieser Rolle gesessen hat, den ganzen Charakter, die ganze Seele. An dem äußern Ansehen des Guten, Wilden, Edlen, wie Nathan seinen Al-Hafi nennt, kann Ihnen nicht liegen.

12. Dreizehnter Brief.

(Bruchstücke aus Engel's Schriften. Siebenter Band. Ideen zur Mimik. Erster Theil. S. 173. u. flg.)

Hubert erzählt beim Shakspeare dem König Johann*), wie bestürzt das Brittische Volk über den Tod des jungen Arthur ist, und wie man von nichts als von ihm oder von der Landung eines mächtigen Französischen Heeres spricht. „Ich sah einen Schmied, sagt er, der so mit seinem Hammer da stand, indeß sein Eisen auf dem Amboß kalt ward, und der mit offnem Munde die Erzählung eines Schneiders verschlang, der, seine Elle und Maaß in der Hand, in Pantoffeln, die er in der Eile auf den unrechten Fuß gezogen hatte, von viel tausend tapfern Franzosen erzählte, die in Kent schon in voller Schlachtordnung ständen." Dieses Bewegungslose, diese unverrückte Stellung des Schmieds, der so ganz die Attitüde des Augenblicks beibehält, in welcher ihn das Erstaunen überfiel, ist ein so einleuchtend wahrer, so natürlicher Zug! Die ganze Vorstellungskraft wird von einem einzigen Gegenstande plötzlich gefesselt; es bleibt der Seele kein Gedanke für irgend etwas anders, also auch nicht für eine willkürliche Veränderung der Lage des Körpers, übrig: und so muß denn auf einmal der Mensch in der ganzen Verfassung, worin er war, wie eine seelenlose Maschine dastehn. Man hat ein Blatt in schwarzer Kunst, welches die gedachte Hubertsche Erzählung gar nicht übel vorstellt; ich kann aber nicht mehr sagen, von welchem Meister. —

Es ist ganz gleichgültig, welche Art von Affecten wir zuerst in Betrachtung ziehen: ob die Begierde, die

---

*) König Johann. Aufz. 4. Auftr. 3.

nach Veränderung des Zustandes strebt; oder das Anschauen, das den wirklichen Zustand, so wie er ist, betrachtet, ihn genießt, ihn durchdenkt. — Lassen Sie uns den Anfang von den verschiedenen Arten der Begierde machen!

Die Moralphilosophen setzen der Begierde den Abscheu entgegen; allein, nach der allgemeinen Bedeutung des Wortes, die ich im Vorigen (oben) annahm, ist der Abscheu unter der Begierde begriffen: auch er strebt aus der jetzigen Lage in eine bessere. Wir haben demnach eine zwiefache Art von Begierde zu unterscheiden: die eine sucht eine Vereinigung mit einem Gute; die andere, Trennung von einem Uebel. Diese letztere Begierde ist wieder zwiefach: denn wir suchen entweder uns, oder wir suchen das Uebel zu entfernen; wir denken entweder auf Flucht, oder auf Angriff. Da der Ausdruck in allen diesen Fällen merklich verschieden ist: so setzen wir sogleich dreierlei Arten von Begierden fest: die eine nähert sich zum Genuß; die andre entfernt sich zur Rettung; die dritte nähert sich wieder, aber zur Wegräumung, Zerstörung. Es versteht sich, daß alle diese Begierden unnennbar mannichfaltige Modificationen leiden, und durch unzählig viele Stufe gehn, wo man ihnen oft den Namen der Affecten kaum mehr einräumen wird. — —

Eine der merkwürdigsten Modificationen der Begierde ist die, wo der Mensch eine Unbehaglichkeit, einen Mangel, eine Beklemmung fühlt, ohne daß er die Ursache zum Bewußtseyn bringen kann; mit andern Worten: wo er nur überhaupt eine Sehnsucht fühlt, ohne daß er den Gegenstand davon wüßte. — Es ist eine Krankheit, die man nicht nennen kann; deren bestimmten Sitz man nicht weiß. Zuweilen kennt man

wohl im Allgemeinen den Gegenstand: nur in Ansehung des Individuums, das man wählen soll, ist man unschlüssig; oder man kennt auch wohl ganz bestimmt dieses Individuum; nur sieht man die Mittel nicht ab, wie man seine Begierde danach befriedigen könne. — — Sie sehen in diesen beiden Fällen eine ungewisse, vage, nach Gegenstand oder Mitteln umhersuchende Begierde. Das Spiel derselben ist dem Zustande des Gemüths in seiner Verwirrung, in seiner mannichfaltigen Abänderung entsprechend: der Mensch wirft sich umher, dreht sich hin und wieder, greift mit den Händen hiehin und dorthin, reibt sie, läuft in allerhand Richtungen auf und ab; kurz er macht die (eine) Menge Bewegungen; aber keine hält an, keine verräth eine feste, bestimmte Absicht. Nur im Allgemeinen erkennt man: daß er nach irgend etwas sich sehnt; vor irgend einem Uebel, irgend wohin, sich retten, an irgend etwas, auf irgend eine Art, seine Wuth, seine Rachgier auslassen mögte.

Eine andere Modification von Seiten des Objects ist die: wo das was wir begehren oder verabscheuen, womit wir uns vereinigen, oder wovon wir uns losreißen wollen, etwas in uns selbst, eine angenehme oder widrige, geliebte oder gehaßte Idee ist. Auch hier hat das Gebehrdenspiel sein Besonderes, sein Eignes. Wenn der geistliche, mit Mutterwehen geborne Sohn einer Bourignon nach dem innern Lichte, nach der nähern geheimnißvollen Vereinigung mit Gott ringt: so wird sein Spiel das in sich Gekehrte, das vom Irdischen Abgezogene, in Mienen und Bewegungen malen. Die Hände werden sich in einander falten, und halb oder ganz verwandt gegen den obern Theil der Brust zurückziehn; die Spitzen der Ellbogen werden herausgedrückt und um so mehr herausgedrückt werden, je heißer, je

andachtvoller der Trieb ist; der Augapfel wird sich, in die Höhe gerichtet, hinter dem Liede verbergen, und wenig mehr als das Weiße erkennen lassen. — Der von einer nagenden unerträglichen Idee verfolgte Unglückliche sucht, um ihrer los zu werden, Zerstreuungen allerlei Art: er geht, er blickt umher, er nimmt dies vor, nimmt jenes vor, reibt die Stirne, als ob er den widrigen Gedanken in seinem Gedächtnisse verwischen, unleserlich machen wollte. So Otto von Wittelsbach bei den Worten: Still! still!*) wo der Schauspieler, der ihn hier mit so vielem Beifall ausführte, nicht bloß ein paar Schritte umherging und die Stirn rieb, sondern sich auch, mit richtiger Beurtheilung ein paar gelinde Stöße gegen die Stirn gab; weil hier die schmerzvolle Erinnerung des Vergangenen so innig mit Reue, mit Zorn gegen sich selbst vermischt ist. Denn wo der Mensch in seiner eigenen Thorheit die Ursache seines Verderbens findet; da übt er gleichsam an sich selbst seine Rache, fällt sich in sein eignes Haar, zerschlägt sich, wie Kleopatra an Antonius Grabmaal, die Brust, zerfleischt und verstümmelt, wie Oedip, seinen eigenen Körper. — Ich weiß nicht, ob es in den „Zwillingen" von Klinger ein natürliches Spiel ist, daß Guelpho den Spiegel zerschlägt, der ihm an seiner Stirne das Zeichen des Brudermordes zeigt**). Innere Gewissensangst, däucht mir, ist gegen alles Aeußere friedfertig; was sie angreift, ist lediglich der Geängstigte selbst, sonst fürchtet sie Alles, flieht und zittert, wie ein gescheuchtes Reh, vor jedem fallenden Blatt, jedem Lüftchen. Kains so wahre Rede: Soll ich meines Bruders Hüter

*) Act. 5. Auftr. 2.
**) Act. 4. Auftr. 4.

seyn? ist freilich Trotz; aber wer erkennt nicht auf den ersten Blick das Falsche, das Erkünstelte dieses Trotzes? Wer würde nicht, wenn er die Stelle declamiren sollte, alle die zitternde Furcht in die Stimme legen, die sich in den Worten selbst so gerne verläugnen mögte?

Eine dritte Modification ist die, wo das Object zwar außer dem Menschen, aber etwas Unsinnliches ist, und so etwas Unsinnliches ist, dessen Gewährung nicht von dem freien Willen irgend eines sichtbaren Wesens abhängt; zu dessen Erreichung man sich an keinen äußern, keinen bestimmten Gegenstand wenden kann. So z. B. der Trieb nach Ehre: denn Ehre ist weiter nichts, als die Meinung der Menschen von unsern Vollkommenheiten, unsern Vorzügen*); und Meinung kann weder ertrotzt noch erbeten werden. Sind die Mittel zur Erreichung eines solchen Objects äußere sinnliche Mittel: so gilt die Begierde, weil sie sich nun auf diese Mittel ableitet, in der Mimik derjenigen gleich, die einen äußern sinnlichen Gegenstand hat; sind aber auch sie unsinnlich: so hat man die innerlich strebende Begierde. — Der ehrgeizige Held und der ehrgeizige Denker mögen meine Meinung erklären. Jener ergreift, zur Erlangung eines unsinnlichen Gutes, sinnliche Mittel; er stürzt in den Feind, klettert auf befestigte Höhen, greift nach der rühmlichen Spolie einer Fahne, stößt wüthend, was ihn hindern will, vor sich nieder. Dieser, der Denker, spannt nicht die Muskeln des Körpers, sondern, wie es

*) Diese Begriffsbestimmung faßt bloß die äußere Ehre auf. Es gibt aber auch eine innere, die in der Selbstachtung besteht, und sich, ohne Rücksicht auf das Urtheil Anderer, durch ein sittliches Bestreben, unsere eigene Anerkennung zu verdienen, zu erkennen gibt. d. H.

Haller nennt, die Sehnen der Seele an; Alles, was er zu erreichen oder zu entfernen hat, ist innerlich in ihm selbst, in seinem Gehirne: es ist Idee, ist Erkenntniß. — —

---

13. Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den Griechen.

(Bruchstück aus J. G. Herder's Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet. Zweite Ausg. Berlin 1789. S. 261 u. flg.)

Wenn wir nach den Ursachen forschen, aus denen sich der Geschmack*) unter den Griechen erzeugt, und zu solcher Höhe erhoben hat: so sind wir auf dem Wege, die Geschichte des verfallenden Geschmacks zu ersehen. Jene Veranlassungen wirkten, wie Alles unter dem Monde, nicht ewig: es traten andere schädliche an ihre Stelle, und der Geschmack sank. Er sank selbst bei dem Volk, bei dem er am meisten Natur war.

1. Homer entstand im schönen Griechischen Jonien in einem Zeitalter, da er die ersten Schritte zu einer feinern Bildung sah, und von den starken Sitten der frühern Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen, und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Prosa noch nicht

---

*) Herder erklärt sich im Vorhergehenden über den Begriff dieses Worts dahin: Genie ist im Allgemeinen eine Menge in- oder extensiv strebender Seelenkräfte; Geschmack ist Ordnung in dieser Menge, Proportion (Gleichmaß) und alle schöne Qualität jener strebenden Größen.

erfunden war, von selbst eine dichterische Gestalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war ihnen ein Nationalgegenstand, wie es ihnen einst der Zug der Argonauten gewesen war; nur war dieser Gegenstand ihnen heller, näher und stärker. In ihm lagen die Keime abgesonderter Helden- und Freiheitsstaaten in jenen großen Bildern ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter hatten ihn gesungen. Homer sang ihn auch auf eine eben so natürliche, und dazu seinem Zeitalter die angenehmste und mildeste Weise. Die Griechische Sprache trieb damals in Asiatischer Himmelsluft Blüthen: die Mythologie formte sich zu einer schönen, menschlichen Gestalt, die Leidenschaften der Menschen wirkten freier, ihre Seele war offen; Homer sang sie, wie er sie sah und hörte, und seine Gesänge blieben im Ohr und Munde der Nachwelt. Lykurg sammelte sie endlich, da eben das Zeitalter der Griechischen Bürgerkultur anbrach, und so wurden sie mit der Zeit ein Codex der Sitten, der Gesetze, ja der ganzen Geschmackslehre in den Städten; Homer ward Vater des Griechischen Geschmacks auf die natürlichste Weise. Eine Reihe schicklicher Veranlassungen bildete ihn, und Griechenland ward für ihn gebildet.

2. Eben so natürlich entstand das Griechische Drama in aller Blüthe seines Geschmacks. Aus Heldenfabeln und Spielen aus Musik, Zeitvertreib und Gottesdienst, (Alles auf Griechische Art gefühlt, gemischt und behandelt) stieg jene Bühne hervor, auf der Aeschylus, Sophokles und Euripides ihre Wunder wirkten. Alle Bestandtheile, die Aristoteles aufzählt: Handlung, Sitten, Meinungen, Musik, Sprache, Verzierung lagen im Keime der Entstehung des Griechischen Drama, und waren kein Schulgeheimniß. Das Wesen

des Gedichts, die Vorstellung einer Handlung, war zugleich Probestein des Ganzen, und was dahin nicht wirkte, war Fehler. Jeder edle Mann von Griechischer Bildung war, wie man aus den Wettstreiten siehet, darüber Richter, und auch dem Inhalt und der Wirkung nach war die Griechische Bühne eine lebendige Angelegenheit eines solchen Publikums, wie Athen war. Die ganze Dramaturgie des Aristoteles ist gleichsam dem Munde des Volks entnommen, so wie in den Nordischen Gerichten, erwählte Schiedsrichter der Gemeine jedesmal nach der Natur der Sache über sie erkannten. Kurz, das Griechische Drama war eine Naturblume der Zeit, aus Veranlassungen des damals lebendigen Geschmacks hervorgewachsen, wie Jahrhunderte vorher die Mährchen und Rhapsodien der Aoiden. Sophokles entstand wie Homer, und Pindar wie alle beide.

3. Die Griechische Redekunst nicht anders. Sie war in den Republiken eine öffentliche Anstalt und Triebfeder: Gemeingeist, öffentliche Rathschlagung über Geschäfte des Staats, kurz die Verfassung der Griechischen Republiken war ihr Element. Da gab es eben sowohl zu öffentlichen Vorträgen, als zu Geschäften geborne Männer; die damalige Philosophie, Erziehung und Uebung ging ebenfalls dahin, aufs Leben der Republik, auf Sinnesart und Thätigkeit des Bürgers. Die Griechische Sprache war in ihrer schönsten lebendigen Form; alle äußere Anstalten trieben zu eben dem Zweck; sie weckten, sie bildeten und belebten. Da gab's also Perikles, Alcibiades, und einen Demosthenes noch ehe die Flamme verlöschte. Naturgeist einer Griechischen Republik der Lehre wohnte in den Reden Griechischer Redner.

4. Die Kunst endlich, die das weiteste Feld von Veranlassungen hatte, ging eben die Bahn. Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgestalt, für leichte Handlung, Lust und Freude, ihre Mythologie und Gottesdienst, die Liebe zur Freiheit, die ihre tapfern Männer und edlen Jünglinge belohnte, und mehrere Ursachen, die Winckelmann vortrefflich entwickelt hat, schufen ihre Kunst zur Blume der Schönheit; sie war eine lebendige, veredelte Griechische Natur, wie alle vorige Produkte.

Was folgt aus dem Allen? Ein sehr einfacher Satz, den man sich immer gar zu gern als künstlich und vielfach denkt: nämlich, der gute Geschmack war bei den Griechen in ihren schönsten Zeiten eine so natürliche Hervorbringung, als sie selbst, als ihre Stammes- und Lebensart, als ihre Situation und Verfassung waren. Er existirte, wie Alles, zu seiner Zeit und an seinem Orte, zwanglos, aus den simpelsten Veranlassungen durch Zeitmittel, zu Zeitzwecken: und da diese schöne Zeitverbindung aus einander ging, schwand auch das Resultat derselben, der Griechische Geschmack.

Hätte jemand der Griechen Homer seyn wollen, unter Umständen, da kein Homer sein konnte, gewiß ist's, daß er nur ein falscher Homer geworden wäre. Apollonius unter den Ptolemäern ist davon Zeuge, Er trat ins Schiff der Argonauten; wie kam er dahin? weshalb bestieg ers? konnte und wollte ihm jemand nachsteigen? Sein Zeitalter lieferte ihm dazu weder Sitten noch Sprache, weder Inhalt noch Ohr, noch Zweck, noch Empfindung: er ward also ein todter Nachahmer; er sang außer seinem Elemente. Hätten die Griechen früher so angestrebt und gesungen, was ihnen zu singen

nicht

nicht gebührte, so hätte auch der gute Geschmack so lange nicht geblühet. Ihr guter Genius bewahrte sie aber vor dieser Bahn des unnützen, kraftlosen Neides. Sie sangen, worüber sie Herren waren; die Dichtkunst rückte mit dem Zeitalter weiter; sie folgten Homer, indem sie sich von ihm entfernten.

Sobald die Zeit entwich, da die Triebfedern des guten dramatischen Geschmacks zusammen gewirkt hatten, sank dieser mit ihnen. Die Gegenstände der Bühne aus dem Kreise der Griechischen Fabel, den sie den Cyklus nannten, waren erschöpft: man wählte schlechtere, oder behandelte die vorigen neu, das ist schlechter. Der erste glückliche Blick war von den Meistern des Drama geschehen: die Muster standen da und verschatteten den Nachfolgern die Sonne. Man ahmte nach, statt frei zu behandeln, und eine zwischen Freiheit und Knechtschaft getheilte Seele wirkt nie ganz und edel. Da der Geschmack nur im ganzen, freiwirkenden Genie lebet, so wich man natürlich um so mehr von ihm ab, je mehr man ihm in Regeln und Vorurtheilen auf eine todte Weise nachstrebte. Auch die Umstände des Volks hatten sich geändert. Was voraus Angelegenheit des Publikums gewesen war, ward Spiel einer unmäßigen Liebhaberei. Man ließ Tage hinab mit Schauspielen wetteifern, da dann durch die Menge der Speisen der Gaum gewiß den Geschmack verlor und schon der unersättliche Hunger von Krankheit zeugte. Wie sich der Theater- und Freiheitsgeist des Volks verlor, hatte die Bühne ihr Element verloren: der gute Geschmack lebte also in alten Resten, und zwar zu neuen Hervorbringungen todt, wie man bereits die Keime zu diesem Verfall in Aristoteles Poetik selbst siehet.

Mit der Redekunst ging es eben so. Als die

Freiheit der Griechen sank, war auch ihr Feuer dahin: in Demosthenes war es, wie in der letzten Noth, eine auflodernde Flamme gewesen. Die Redekunst kroch in Schulen oder in enge Gerichtsschranken, sie krümmte sich im Staube und verstummte.

Die Kunst, die ein größer Feld von Veranlassungen, zudem einen sehr sinnlichen, anschaubaren, und beinah mechanischen Zirkel hatte, konnte sich länger und auch im Vorhofe der Monarchie noch erhalten, so lange sie entweder keine Sklavin war oder unter einem guten Joch diente. Der gute Geschmack in ihr war gleichsam fixirt, und da bei ihr Alles auf Uebung und Nachahmung beruht, so konnte ihr diese nicht schaden, sondern erhielt sie. Viel Anwendung der Kunst, z. B. zur Verehrung der Gottheiten und idealischen Bildsäulen, blieb, und die Achtung der Künstler gewann an liebhaberischen Höfen, so wie auch Sieg und Reichthum ihr mehr Materialien schaffte. Die Kunst also dauerte über das Zeitalter der Griechischen Freiheit und Staatswirksamkeit hinaus, nur aber, wie man offenbar siehet, aus Samenkörnern voriger Zeiten. Wären diese nicht längst voraus gepflanzt und gepflegt worden, so hätten sie jetzt diese Gestalt nicht gewonnen. Auch die Kunst hatte ihre schönste Zeit gehabt, da sie am meisten Nationalblüthe und lebendige Griechische Natur war, in den Zeiten des Wohlgeschmacks, des Ruhms, der politischen Wirksamkeit und Freiheit, zwischen dem Persischen und Peloponnesischen Kriege. Später brannte sie nur ruckweise und aus vorigen Funken. So ging's mit dem Griechischen Geschmack bis auf seine kleinsten Produktionen.

Das Zeitalter Alexanders also, so blühend es für die Gegenwart schien, so tief untergrub's den Griechischen

Geschmack in seinen ersten Quellen. Sobald der republikanische Gemeingeist der Griechen, ihre leichte Art, mit Lust und Freude zu wirken, hin war: was sollte nun blühen? Dichtkunst, wo keine Sitten und Leidenschaften für die offne Muse mehr waren? Oder Redekunst des thatvollen, muthigen Herzens, wo keine Selbstwirksamkeit, keine politische Freiheit mehr war? Selbst die Geschichte gerieth in Fesseln; und Alexander hat für seine Thaten keinen Xenophon oder Thucydides gefunden, weil zu beiden es gehörte, daß kein Alexander da seyn mußte. Die Kunst blühete hie und da, und dann und wann an Höfen: diese waren aber Treibhäuser und nicht mehr Gärten der Natur. Die Komödie verfeinte sich mit Menander, eben weil sie sich jetzt an feinem Spiel begnügen konnte. An Ptolemäus Hofe gab's ein Siebengestirn von Dichtern, die aber auch der Größe nach ein Siebengestirn waren. Der einige Theokrit, der sich ins Schäferleben, von welchem immer Reste alter Unschuld und Wahrheit überbleiben, zurück verirrete, fand einigermaaßen eine wahre Sphäre: den andern fehlte es offenbar an Inhalt, Muse, und an freiem, lebendigen Raum zu wirken. Die Dichtkunst wartete im Vorgemach auf, sie schnitzelte Becher und Blumen, wenn sie nur gefallen konnte, oder suchte durch Kunst, durch Zwang, durch Schmeichelei und Gelehrsamkeit ihren Mangel zu ersetzen, das ist, Alles zu verderben. Selbst die Griechische Sprache verfiel, da sie in andre Länder wanderte; und die Länder, wohin sie wandern mußte, waren leider Asien und Aegypten, in denen so viel Schwärmerei, so manches Gift keimte. Bis ins Herz von Persien und Indien waren Griechen verstreuet. Geistige, überspannte Ideen der Perserphilosophie und des neuen Hellenismus gährten also vom Caucasus bis nach Lybien zusammen: der

Griechische Geschmack verlor sein Anschaubares, seine schöne Sinnlichkeit und Reinheit; ja er wäre ein Ungeheuer geworden, wenn er nicht bald durch etwas anders verdrängt wäre. Der naturvolle Charakter der Griechen war aber nicht bestimmt, bis zum Ungeheuer erniedrigt zu werden, er erhielt sich, auch in seinem Verfall, noch Spuren voriger Schönheit. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Griechen eine Anlage zum guten Geschmack von Natur: Leichtigkeit und eine feine Organisation, insonderheit Lust und Freude bewahren sie vor der Unnatur, der Pest des guten Geschmacks. Man sieht aus allen Nachrichten, daß nur der Genius einer schönen Zeit, die vielleicht nur Einmal in der Welt gewesen, von ihnen gewichen ist, und mit dem glücklichen Zusammentreffen von Umständen schwerlich je wieder kommen dürfte. Kurz, der Griechische Geschmack war die schöne Nationalblume ihrer freien Wirksamkeit, ihres schönheittrunknen Genie's, ihres hellen, treffenden Verstandes; als der schönen Blume Boden, Saft, Nahrung, Aether fehlte, und verpestende Winde wehten, starb sie.

---

14. Ueber die Bildung des Geschmacks.

(Herder's Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern. Zweite Ausg. Berlin 1789. — S. 309 bis 319.)

I. Muß der, welcher den Geschmack am sichersten pflegen will, das Genie, d. i. Kräfte der Natur pflegen: so siehet man, ist Erziehung die erste Trieb-

feder des guten Geschmacks. Aber Erziehung mit Geschmack, zum Geschmack, die Ausdrücke haben gar zu viel Mißdeutungen und lächerliche Anwendungen, als daß sie nicht noch näher bestimmt werden müßten.

Zum Geschmack erziehen, heißt nicht Geschmack predigen, über den Geschmack murren, sondern ihn zeigen, damit an die Seele dringen, ihn von Jugend auf melodisch und thätlich lehren, oder mit andern Worten, in die Kräfte eines Zöglings mit sanft fortgehendem, nie nachlassendem Schwunge, Ordnung bringen, der Seele desselben einen hellen, freien und leichten Blick, seinem Herzen ein sanftes Gefühl des Schönen und Guten mit Vernunft und Wahl begleitet, geben: das ist so wenig Wort und so ganz Pädagogie, schweigende That und Führung, als Etwas seyn kann. Die Seele soll in allen Kräften und Kraftanwendungen konson gestimmt werden, wie die Leier Apollo's. In Empfindungen, Sitten und Handlungen soll nicht weniger Geschmack herrschen, als in Kenntnissen der Phantasie oder des Verstandes; denn in Büchern und Schriftexercitien ist immer nur der Schatten des Rosses, aber nicht das Roß sichtbar, mit allen seinen Kräften. Ist der Grund nicht tiefer gelegt, so reißt nachher eine heftige Neigung die Phantasie sowohl, als das Kunstgedächtniß hin; ist aber die ganze Seele gebildet, so muß der Geschmack in jeder Kunst, wenn sie geübt wird, den andern gebildeten Kräften wohl folgen.

Wie schwer aber die Bildung des Geschmacks in einem verderbten Zeitalter werde, ist unsäglich. Dem Zöglinge kommen lauter Gegenstände vor Augen, die ihm immer den richtigen Wink und Anstoß verderben: das Bäumchen steht am Wege, wo jeder rohe

Fuß darüber hinfährt. — Das ist auch die Ursache, warum wir mit aller Theorie nie ein Griechenland des Geschmacks aufwecken können. Klima, Sitten, Gebräuche, selbst geistige Zwecke widersetzen sich, und wollen die schöne Sinnlichkeit zerstören; unsre edelste Tugend selbst scheint sich ihren Schranken zu entziehen. Der Geschmack wird uns also immer eine subordinirte Sache bleiben müssen, die höherer Ursachen wegen aufgeopfert werden darf; und bei den Griechen war sie ein natürliches Kleid, ja der Körper der Tugend.

Jede Mühe also, die auf Einigung des Geschmacks mit dem Verstande, der Lebensart und Gewohnheit angewandt wird, ist unschätzbar; und hier kommt uns der vorige Grundsatz, daß nichts in der Natur vergebens geschehe, vortrefflich zu Hülfe. Quintilian, der Lehrer des Geschmacks, strebte über sein Zeitalter hinaus: die alten Muster des Geschmacks noch mehr; Wahrheit- und Tugendschöne ist wie das Sonnenlicht, unwandelbar, wirksam und erwärmend. Wären in jedem Zeitalter nur drei große und gute Männer, die mit vereinigten Kräften ganz wirkten, sie könnten Wunder thun, oder doch wie jene drei Gerechte eine Stadt vor dem völligen Verfall des Geschmacks und der Tugend sichern.

Mich dünkt, wir sind hierin an der Schwelle einer so entwölkenden, heitern Zukunft. Wenn Vernunft auch in die Gegenden hindringt, wo man sonst nur mechanisch empfand, und anordnete, wenn diese Vernunft sich einst von ihrer Ueberspannung erholet, und (ein noch größerer Wunsch!) mit Neigung und Gewohnheit zum allgemeinen Geschmack des Lebens gattet; wohl alsdann dem Na-

men der Vorwelt, der hiezu, und zwar in den tiefsten Quellen der Gewohnheit, Denkart und Neigung, d. i. in der Erziehung beitrug! Ein besser erzogner Prinz, eine wohlgegründete, reinere Anstalt, eine schweigenthätige Niederlage des guten Geschmacks ist ein Tempel, der kommenden bessern Menschheit heilig!

II. Selbst die eigentlich so genannten Werke des Geschmacks, die Muster der Alten, können in der gewohnten Erziehung, diese auch nur als Sphäre des Lernens betrachtet, oft die ärgsten Anlässe des Ungeschmacks, des Ekels und der Verführung werden; ja was man an deren Stelle setzt, nimmt oft einen noch ärgern Ausweg.

Wenn ich einen Künstlerknaben Jahre lang am Werkzeuge schnitzeln lehre, daß er die Natur selbst nie einmal zu Gesichte bekommt: so ist er statt eines Bildhauers der ärgste Tagedieb geworden und hat dazu sein Werkzeug zerschnitzelt und auf immer verderbet. So gehts den Schulmeistern und Phrasesdrechslern bei Cicero und Homer. Nicht bloß, daß sie keine Homere und Cicerone bilden (dazu gehörte noch sehr viel); ihre arme Gefangne haben den Cicero und Homer selbst nie gesehen, ja sich an ihnen verekelt, um sie ewig nicht sehen zu wollen. Motten haben sie also gebildet, den Homer und Cicero etwa in Phrases zu zernagen; sie haben Buben gebildet, die statt zu malen, die Farbe vom Gemälde kratzen, oder die Paniere des guten Geschmacks zu Stangen brauchen, womit sie Vogelnester stören. Mitten unter Schönheiten der Alten wird sodann das Gefühl für die Schönheit verhärtet, und der Geschmack mit Gewalt gezwungen, daß er sich verwahrlose und nach elenden, kindischen, unsinnigen Zwecken laufe.

Die Gegenarznei, die diesem heillosen Ungeschmack entgegen wirken soll, hat Alles noch mehr verderbet. Realien solltens seyn, womit die Jugend als ein Kornboden überschüttet würde; und denn freilich kann sie nie ein blühender Pflanzgarten werden. Schon Bako hat geklagt, wie aus der Wissenschaft nichts werden könne, wenn man in ihr nur immer das Nützliche, unmittelbar jetzt Nützliche suche, und wenn dies bei der Erziehung selbst geschieht, so verliert dadurch ein ganzes menschliches Leben. Nicht Was, sondern Wie es die Jugend lerne, ist das Hauptstück der Erziehung. Geschmack, d. i. Ordnung, Maaß, Harmonie aller Kräfte ist die Leier Amphions oder Orpheus, nach der sich Steine zum ganzen Baue beleben. Wer, unter welchen Vorwänden es sey, der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt, (was er ihnen dafür auch von seinen Sächelchen in die Hand gebe, Encyklopädie, Lehrbuch, Regel, Realie), er kann den Schaden mit Nichts ersetzen. Das war Julians Kunststück, wodurch er seinen Feinden die tiefste Wunde schlagen wollte.

„Aber Genie! das Genie wird sich von selbst bil„den; oder der Geschmack und die Werke der Alten „können es gar verderben!" Ein böser Dämon hat diesen Grundsatz erfunden, der die häßlichste Lüge ist. Ein Genie, das der Geschmack verderben kann — fahre es hin! gut, daß es selbst verdirbt, statt es andre mit verderbe. Wer nach rechtschaffner Lesung der Alten (nicht, wie sie freilich meistens gelesen werden) schlimmer ist, als er war, der sey schlimmer! an ihm ist nichts verloren. „Shakespear! Shakespear!" ruft man — und was denn Shakespear? Hatte Shakespear keinen Geschmack, keine Regeln? Mehr, als jemand; nur es war

Geschmack seiner Zeit, Regeln zu dem, was Er erreichen konnte. Hätte er mit seinem Genie in den Zeiten der Alten gelebt, glaubt ihr, daß er den Geschmack mit Füßen würde von sich gestoßen haben? oder würde er dadurch schlechter geworden seyn, als er itzt ist? Aber freilich ist's ein jämmerliches Wort, Geschmack, nach einem Kompendium, auf einer Eselsbrücke von Vorlesung über die schöne Natur, hergeplaudert. Der wahre Geschmack wirkt durch Genie, und ein edles Genie ist immer wie ein Stern im Dunkeln. Licht strahlt nur Licht ab, eine Sonne nur Sonne.

III. Aber endlich ist freilich die größeste, beste Schule des guten Geschmacks das Leben. Wenn da giftige, unterdrückende Schatten stehen, wehe der zarten Sprosse! Wenn da Lustseuchen des guten Geschmacks herrschen, daß die gute Luft gar enge wird — wehe dir, rascher, begehrender Jüngling!

Wie Knechtschaft die Seele unterdrücke; wie die Begierde, reich zu werden, den Geschmack vergifte; wie endlich der Hunger nach Brot Alles Edle in den Staub trete und zerknirsche: darüber spricht Longin statt meiner.

Wie Ueppigkeit, Sklaverei, Scheu gegen Wahrheit, gegen Mühe, Verdienst und Ehre ein Abgrund sey, aus dem nichts Gutes erwachse: darüber klagt der Verfasser des Gesprächs über den Verfall der Beredsamkeit, mit edlem Römerherzen. Was hilfts, unfruchtbar nachklagen?

Wenn in manchen Ständen und Berufsarbeiten der Name Geschmack noch ein Vorwurf ist: eilt hinzu, rottet die Dornen auch mit blutigen Händen aus, und der Geschmack wird über neue Provinzen herrschen.

Wenn alte Gewohnheit, Neid und Kabale sich mit Schwefelfackeln in der Hand vereinigen; wohl auch die Guten können sich vereinigen! das Licht der Sonne ist stärker, als die Schwefelfackel.

Wenn verführende Muster des Geschmacks herrschen: sprecht ihnen entgegen, warnt eben an ihren Fehlern, oder vielmehr, wenn ihr könnet, sprecht mit der überwindenden Beredsamkeit des stillen bessern Musters.

Endlich da Freiheit und Menschengefühl doch allein der Himmelsäther sind, in dem alles Schöne und Gute keimt, ohne den es hin ist und verweset: so lasset uns mehr nach diesen Quellen des Geschmacks, als nach ihm selber streben. Er ist doch nichts, als Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in einem reinen der Menschheit wohlanständigen Kleide. Je mehr wir also die Humanität auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an Veranlassungen, daß der Geschmack nie mehr eine bloße Nachahmung, Mode oder gar Hofgeschmack, auch selbst nicht mehr ein Griechisches und Römisches Nationalmedium, das sich bald selbst zerstöret, sondern mit Philosophie und Tugend gepaart, ein daurendes Organum der Menschheit werde.

15. Wie gelangt man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen?

(Aus Möser's patriotischen Phantasien. Bd. IV. S. 3—8.)

Ihre Klage, liebster Freund, daß sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten ganz vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit andern vortragen wollen, mag leicht gegründet seyn; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlet oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sklavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurückblieb. Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, das oft bunt und stark genug ist, und doch die

Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung denken dürfe. Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, alles, was mir darüber beifällt, aufs Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilet und gefällt sich in deren Betrachtung,

und höret nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang' ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen, und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt seyn will, von selbst entdeckt, oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann: so lege ich mein Papier bei Seite, und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen: so fang ich allmählig an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was sich nicht dazu fügen will, wegzustreichen, und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Destomehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Kolorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig mahlt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühere Disponiren sehr mißlich sey, und finge damit an, daß ich ihnen sagte: „Garrik bewunderte die Clairon, als Frankreichs größte Actrice, aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte:" so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte; daß Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum voraus, er arbeitete sich nur in die Situationen der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdrücken will.

Das Koloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hiebei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind; so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, Ihr Gemählde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele,

haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren: man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele, andre halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, oder den Durst zu Entdeckungen: jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese, und nichts mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen, und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut: so kann man so ziemlich sicher seyn, daß er weiter vorgedrungen sey, als irgend ein anderer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sey faul, sie wolle nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andre Art ewig nicht thun wird, sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

---

16. Europa.

(Johannes v. Müller vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der Europäischen Menschheit. Tübingen 1811. Bd. 1, S. 5 u. fl.)

Der Erdball, welchen die Geschlechter der Menschen bewohnen, ist in ungezählten Jahrtausenden, durch kaum muthmaßliche Gesetze der Bewegung der Wasser und Einwirkung fremder Planeten und Welten, aus dem befruchtenden Schoße des alten Oceans nach und nach emporgestiegen. So wie der Urfels, um welchen sich alles bewegt, hin und wieder Erhöhungen hatten (die wir Gebürge nennen) und hohe Flächen sich weit und breit herum demselben anschließen, vermochten Leben zu gedeihen *): in Europa später als um die asiatischen Berge; am spätesten in Amerika. Denn um den Ural, den Altai, den Boghdo, liegt im Nord und Süd bis an das Meer eine ungemein große Landfeste; unsere Alpen stürzen südwärts zu steil in den Abgrund, welchen das Mittelmeer füllt, in ihrem Norden war langer Streit der Natur, weil verschiedentlich durchbrochene Kessel hoher Bergseen durch die Ergießung ihrer gewaltigen Wasser alle Niederungen bis an die unweit liegenden Meere in unstäten Sumpf verwandelten. Daher die voenehmsten Pflanzen und Thiere und ihr Herr, der Mensch, Eingeborne der gesunden höhern und lieblichen Thäler jener mittelasiatischen Gebürge der Vorwelt, durch spätern Drang der Umstände als Fremdlinge nach Europa gekommen**). Viele folgten der Weide, der Jagd, Viele

*) u. **) In diesen und ähnlichen Stellen der Werke unsers deutschen Tacitus, bestätigt sich die Wahrheit des Horazischen Ausspruchs: brevis esse laboro, obscurus fio.

Viele dem Triebe zu selbstständiger Unabhängigkeit, indeß aus Vorliebe zu ruhigem Genuß der geduldigere Orient sich der Herrschaft von Wenigen früh unterwarf.

Der Alpenstock, dessen graue Spitzen im Helvetischen Oberlande und im nahen Savoyen sind, der dem Ocean den Rhein, die Donau dem schwarzen Meere sendet, hier an Cevennen und Pyrenäen, dort an Krapak (Κραπαθος beim Homer und Καρπαθος beim Strabo) und Hämus geschlossen, steht als Grenzmauer zwischen Süd und Nord. Seinem rechten Arm dem Apennin, bildet sich Italien an: der linke, vom Jura in die Ardennen herab, gab dem innern Land Haltung, daß die neue Vegetation nicht wieder vom Ocean weggespühlt wurde. Sehr viele Aeste sendet der europäische Gebürgrücken; andere haben die Wasser zu seinen Füßen geformt. Unzählige einzelne Gruppen verrathen hier die Hand der Natur, dort besondere Thaten der Elemente.

Zwecklos wäre es, die Werkstätte der immer fortarbeitenden Natur mit unbefriedigender Kühnheit genauer durchzuspähen. Indeß die trocknenden Tiefen ausgelaufener Seen und des rückziehenden Oceans in den mannigfaltigsten Gestaltungen zur Wohnung vieler von einander unabhängigen Völker geformt worden, bereitete sich die kräftige Betriebsamkeit vornemlich durch zwei Meere, die im Süd und Nord tief in die Länder hinein stehen blieben oder einbrachen; für die europäischen Menschen Verbindungsmittel und Uebungsfelder von Unternehmungen, die dem weiten Asien und Afrika fehlen. Es erhellet aus beiden, daß das europäische Land, seiner Anlage nach, zum Wohnsitz freier, sehr thätiger Menschen bestimmt war.

Aber alle Kraft ist physisch oder moralisch. Diese

hatte im Süden, jene gegen Mitternacht den Vorzug: doch daß (weil die ganze Erde des Menschen ist) Gewohnheit auch den Südländer gegen alle Himmelsstriche und Jahreszeiten stählen, und Cultur den Geist nordischer Menschen für alle Empfindungen öffnen möchte.

Die Stärke des Körpers kömmt aus den Händen der Natur; die Geistesbildung entwickelt sich aus überlieferten Ideen und Sagen, dem langsamen Werk vergessener Jahrtausende, seit dem elektrischen Schlag, wodurch die erste Ursache den Hauch der Gottheit unserer Masse zum Leben gab.

Die Ueberlieferung, dieser Keim aller Humanität, Weisheit und Gelehrsamkeit, geht von den Bergen der Vorwelt aus. Aber im Norden ist über hartem Kampf mit widerstrebender Landesnatur nichts aufgeschrieben, vieles vergessen worden oder unentwickelt geblieben; in den mittäglichen Ländern hat früh die Schriftkunst vieles verewiget und verbreitet; so daß die Sineser, Indier, Perser, Babylonier, Phönicier, Hebräer, Aegyptier, Griechen und Hetrusken in ihre Länder die Erbschaft einiger Notizen mitgebracht haben, die nach den Umständen in der Masse verschiedentlich veredelt oder entstellt wurden, wie eine ruhige oder eine üppige Phantasie oder politische List beim leichten Bau fruchtbarer Gefilde, oder auf lachenden Triften, oder im Kriegsgetümmel und für Volksversammlungen es ihren Weisen so oder anders eingab: indeß der Sohn des Nordens, viel stiefmütterlicher ausgestattet, in seine Wälder und Sümpfe nur das Nothwendigste für seine Erhaltung mitbekam.

Uebrigens ist dieser südliche und nördliche Schauplatz arbeitender und bearbeiteter Humanität unter dem gemäßigten Erdgürtel zu suchen, jenseit welchem Kälte

oder Hitze die Wirksamkeit menschlicher Natur unterjocht. Wo sie starret, wo sie zerfließt, wird Cultur nicht leicht hinkommen, oder schwerlich bestehen und wirken. Die meisten europäischen Länder sind glücklich gelegen; am glücklichsten, wo nahes Meer die Temperatur noch bessert. Daher haben die Europäer, welche alles von andern bekommen, alles weiter gebracht; besonders weil auch der Nord bei ihnen weit empfänglicher als der asiatische ist. Hieraus ließe sich vermuthen, daß dieser Welttheil zur Vervollkommnung des Resultats aller Arbeiten der Menschheit, und entweder dazu bestimmt ist, die übrigen zu beherrschen, oder vielmehr sie zu erneuern.

Die Bedürfnisse, deren Befriedigung die menschliche Trägheit sich möglichst zu erleichtern sucht, vornemlich aber die Leidenschaften, deren Mannigfaltigkeit und Unersättlichkeit die menschliche von allen bloß thierischen Naturen unterscheidet, veranlaßten Kriege, wie Ungewitter wohlthätig und schrecklich, außer dem Fall der Vertheidigung allzeit ungerecht, und meistens Folgen fehlerhafter Gesetze, aber Aufregungsmittel der in Weichlichkeit erschlaffenden Kraft, wodurch neue Ordnungen der Dinge bereitet werden. Sie sind die schrecklichen Lehrer der ewigen Wahrheit, daß Reichthum, Wissenschaft, Cultur, daß alle Geschenke der Geburt oder des Glücks eitel sind, sobald, in stolzer oder wollüstiger Selbstvernachläßigung, der Mensch vergißt, Mann zu seyn. Alsdann wurden gesittete Völker die Beute wilder Barbaren, wenn sie die Geistesanstrengung unterließen, der, wo sie hervorleuchtet, alles dient. Wo das meiste Leben, dort ist der Sieg. Dadurch wurde von Fingals Halle bis Babylon die Welt einer Stadt unterthan; dadurch

inner (innerhalb) achtzig Jahren vom Ganges an den Ebro der Islam Gesetz und Glaube der Völker; und dadurch gründeten Insularen, mit einem Arm gute Hindus drückend, mit dem andern Peru drohend, auf das unbeständigste Element ein nur durch sich zerstörbares Reich. Das thut nicht Süd, nicht Nord, nicht Land oder Meer; alles gibt und nimmt Geist und Muth. Darum hat, wer gewinnt, sich selbst zu fürchten, und wer verliert, niemand anzuklagen als sich selbst. Das unachtbare Europa bewegt nur hiedurch die Welt.

Hieraus ist abzunehmen, daß diejenige Denkungsart und Regierungsform für die Erwerbung und Behauptung der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens die angemessenste seyn dürfte, wodurch die moralischen Kräfte in vorzüglichem Grad und Gehalt erzeugt und unterhalten werden.

---

17. Beschluß.

(Aus demselben Schriftsteller, Bd. 3. S. 531).

Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt hinüberschimmernden Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannigfaltige Reiche der Cäsaren, Attila, Araber, Mogolen, Tataren, Fürsten der Gläubigen am Tigris, und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige, oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabenem Blick, ungebeugtem Nacken

und unerschüttertem Muth, wie ein Rath von Göttern — stehet auf! Wer waret ihr? Die ersten der Menschen? Selten. Die besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren in einander greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung, unter unaufhörlichem Geprassel, Geschrei und Schnattern über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte.

---

18. Urgestalt des Landes Schweiz.

(Joh. v. Müller's Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, N. A. Leipzig 1806. Th. I. Kap. 1. S. 1 — 4.)

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar, von Piemont bis nach Istrien, in Form eines großen halben Mondes, eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klaftern über dem Mittelmeere. Man weiß nur einzelne Menschen, die den weißen Berg, wenige oder keinen, welche das Schreckhorn oder Finsteraarhorn erstiegen hätten: man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbe-

kannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Ihre Eislast trotzt den Sonnenstrahlen, sie vergolden sie nur: diese Gipfel werden von dem Eise wider die Lüfte geharnischt, welche im Lauf der Jahrtausende die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben. Wenn in verschlossenen Gewölbern der nie erforschte Kern des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Glätscher zu hoch. In der Erde schmilzt Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es überfriert, und seit Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In den Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur; aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft, in Eines Lebens Lauf, die unergründliche Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer getobet, funfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es mögen verborgene Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, gesprengt, die Wasser aber sich mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben. Das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute

seine Augen der Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich beleuchtete die Sonne den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm wareh voll Seegewächse, Muscheln, Fische und faulender Baumstämme: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Nach diesem erfüllten hohe Bäume von ungeheuerm Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (in unbebautem Land gewöhnlich) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: Gewürme sog aus ihnen sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe: die Elemente kämpften um unbeständige Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in Felsenklüften, außer dem Gebrülle der Auerochsen und dem Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre in dem leblosen Lande gegen Mitternacht traurige Stille.

---

19. Das deutsche Mittelalter.

(Aus Ernst Moritz Arndt's Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte, 1814, mit einigen Abkürzungen.)

Bei der Geistlichkeit war auch der Unterricht und die Unterweisung der Menge; die Klosterschulen, die Universitäten, kurz alles, was zur Gelehrsamkeit und Bildung gehört, war größtentheils in ihren Händen. Daß der Kenntnisse weniger, daß der Unterricht steifer und träger, daß die ganze Art und das Ziel der Erziehung nicht die erfreulichsten waren, darüber ist das spätere Geschlecht nur Einer Meinung. Aber so leer, so arm

und geistlos konnte es nicht seyn, als viele meinen; denn wie sollten so viele gelehrte, geschickte, geistreiche Männer in der Kirche und im Regiment, viel tüchtigere, lebendigere und kühnere Männer, als dieses sich hochgebildet und aufgeklärt nennende Zeitalter hat, aus jenen Anstalten hervorgegangen seyn, wenn alles so gar todt und dürftig gewesen wäre! Jene glückliche Zeit hatte etwas, was dieser unglücklichen fehlt, — einen lebendigen Glauben, eine tiefe Liebe zu Gott; die Religion war eine kindliche und unbewußte Religion, und diese höchste Macht und Gewalt des Herzens gab ihnen Muth, Kühnheit und Geschicklichkeit zu allem: Gott war in ihnen, und wirkte aus ihnen heraus schöne und liebliche und große Werke für die Welt, und die treuen und gläubigen Menschen folgten ihrem Triebe, wie die Bienen und Ameisen und Schwalben, die ihre Wohnungen aufbauen und ihre Häuser mauern, und nicht wissen, wodurch und warum sie es thun.

Dieser lebendige, geschäftige und einfältige Geist der Frömmigkeit und der göttlichen Liebe blühete in jenen herrlichen Menschengeschlechtern, und nur die Ahndung davon erfüllt unsere Sündlichkeit mit einer tiefen Sehnsucht und innigen Wehmuth, wie der Erwachsene an die frühsten Tage seiner Jugend zurückdenkt, und der viel erfahrene Mann vor der Unschuld des Kindes anbetet. Durch diese Kraft schufen sie ihre Freiheit und verwalteten das Regiment ohne viele und künstliche Gesetze; durch diese waren sie Dichter und Saitenspieler und Bildner und Baumeister, und wußten nicht, daß sie es waren, sondern hielten sich für gemeine Menschen, gleich allen anderen. Es war aber dieses Heilige und Fromme in dem teutschen Volke uralt, und weil das Volk so rein und einfältig war, darum trug es so lieb-

liche Früchte. Hier auf diesem Boden, wo ihre rauhen Altvordern in Wäldern und Bergen den Eber und den Auer gejagt hatten, wo die hundertjährigen Eichen und Buchen die einzigen hohen Denkmäler des Ewigen gewesen, wo keine früheren Völker Zeichen und Bilder zurückgelassen hatten, woran die späteren sich erwecken und entzünden konnten, hier ohne Meister als Gott, ohne Bücher als die Natur, ohne Antriebe als ihr Herz, schufen, bildeten und erfanden sie, was uns als etwas Unbegreifliches und Ueberschwängliches erstaunt. Auch das ist eine Ehre unsers Volks und ein Beweis für diese Behauptung, daß, wo in Italien und Burgund ein treffliches Werk von unbekannter Hand gezeigt wird, die Leute den Wanderern erzählen: man weiß den Meister und Erbauer nicht; aber die Sage geht, es war ein Teutscher. Und wer will alle die Erfindungen und Künste herzählen, die dieses sinnvolle, geduldige und fromme Volk ersonnen und den andern Europäern gelehrt und wodurch es das Leben verschönert und die Sitte befestiget hat!

Das ist aber klar, wenn man diese Zeit aus ihren Werken und Schöpfungen erklären und erkennen will, daß man dabei nicht stehen bleiben darf. Ein tapferer und höherer Lebensgrund, in der frühesten Zeit geworfen, eine uralte, geistreiche und seelenvolle Religion und Gottesglaube, die aus Asien in die Wälder Germaniens eingewandert waren, die innigste und tiefste Weltanschauung und Weltdurchdringung, die sich in tausend Zeichen und Bildern in der frühesten Sprache wiederspiegelt, einer Sprache, welche die Geister des Lichts erfunden haben, — alles dies muß man glauben, wenn man begreifen will, wie ein Volk, das sie im neunten Jahrhundert noch Barbaren nannten, im zwölften und dreizehnten schon so

Herrliches schaffen und bilden konnte. Woher ist alles das Namenlose und Unendliche, was jene früheste Zeit geboren hat? aus welcher Brust klang zuerst das herrliche Nibelungenlied und so viele Volksgesänge, die, mit dem Volke geboren, nur verhallen werden, wenn das Letzte teutschen Sinnes und teutscher Tugend gestorben ist? Wer hat die Dome in Mailand, Ulm, Cöln, Wien, Strasburg, Auxerre, Pisa gebaut? woher entsprangen die unendlichen Bilder, gleichsam aller Weltkräfte Spiegel, die in tausend Gestalten uns wie Träume und Dämmerungen aus einer lange vergangenen oder wie Andeutungen und Weissagungen aus einer fernhin zukünftigen Zeit zu umflattern scheinen? Wahrlich diese Werke und Bilder sind beides, denn diese freudigen Menschen lebten mitten in Gott, und er selbst schuf aus ihnen.

Ein Wunder bleibt dies immer, wie alles höhere Dasein ein Wunder ist. Darum nennen die einen es eine Narrheit und die andern eine Herrlichkeit; die einen möchten vor Entzücken hinfallen vor einem hohen Dome oder einem kindlichen Bilde, die andern schreien: dummes, mystisches und mönchisches Zeug! nichts als Verworrenheit und Gestaltlosigkeit! Das ist aber wahr und bleibt wahr, wer nicht durch das Christenthum und seine unendliche Tiefe und Einfalt jene Zeit und ihre Werke erkennen kann, dem bleiben sie ein verschlossenes Räthsel oder eine bunte Albernheit. — Das ist aber der Sinn, womit es allein gefaßt werden kann, daß man einfältig sey und lebendig und gläubig in dem Christenthum, so daß es, wiewohl in einer andern Gestalt, noch in uns lebet und wirket; dann sehen wir in diesen großen Werken und in der kleinen Bildnerei das ganze Leben jener Zeit, die Hierar-

chie, das Kaiserthum, die weltliche Weidlichkeit und die geistliche Demuth, und es steht eine lebendige, volle und mächtige Welt vor uns, wie keine Geschichtbücher sie mahlen, die immer nur das Einzelne und dieses nur nach einander zeigen können. Wer baut jetzt solche Mauern, wölbt solche Pfeiler und Dome, und treibt solche Thürme in die Luft? Das kann kein Mensch, sondern allein Gott, durch welchen die Herzen jener Frommen so hoch in die Lüfte zum Himmel emporschlugen. Wer schnitzelt und meißelt und gräbt und mahlt solche fromme, freundliche und kindliche Bilder? aus wessen Herzen strömen solche Weltfantasien? Daß einer fromm sey und kindlich und einfältig, thut es nicht, sondern es ist die Seele des ganzen Volks, die solche Werke schafft. —

Das ist aber die ganze Erklärung der Kunst dieser Zeit, die von Kunst nichts wußte: sie war ein Bild des Christenthums, das blühende Christenthum hatte sich in ihr ordentlich abgedrückt, und war verkörpert in die Welt getreten. Kindlichkeit, Unbefangenheit, Bewußtlosigkeit — diese Zeichen tragen alle Werke jener Menschen; aber wo das Herz höher streben und die Fantasie mannigfaltiger spielen durfte, da fällst du vor der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Christenthums in den Staub. Jenes Geheimnißvolle, Dunkle, Ueberschwängliche, das keinen irdischen Glanz noch weltlichen Schein, noch irgend eine äußere Bedeutung will, in den Tempeln Gottes hingebaut: in den Spielen und Scherzen aber das, was der Reichthum der unermeßlichen und unergründlichen Gottheit in tausend Bildern und Blüthen hinwehet, und doch nirgends in Gestalt schließet noch bestimmt: die Blüthenzeit des Frühlings, die Blüthenzeit des Christenthums, alles kraus, bunt, durch

einander gewebt, was man das Romantische genannt hat: Wie willst du diese Schnörkel und Zierathen, diese Mannigfaltigkeit von Natur- und Fantasiegestalten, dieses bedeutungsvolle Bedeutungslose, dieses alles, worin tausend Gestalten sich zu bilden scheinen und worin keine ist — wie willst du es erklären, nicht in den Bildern allein, sondern aus dem Gemüthe, woraus es hervorging, wenn du nicht glaubst; es ist wie ein musikalisches Vorspiel aller Welt und aller Schöpfung und Gestaltung der Welt, das der Seele des Frommen von Engeln eingehaucht ward, ein zartes und nach allen Gestalten hinspielendes Vorbild jenes Christenthums, das wie das Heidenthum nie in einer geschlossenen klaren Gestalt aufhören und erstarren soll, sondern wie ein lebendiger Strom aller Geister und aller Gestalten fortfließen soll von Ewigkeit zu Ewigkeit? Sieh, wie die Kinder vor dir spielen im dritten oder fünften Jahre, und du hast ein Bild dessen, was jene Menschen waren, und was ihr Wirken und Bilden bedeutete. Wie klar und besonnen ist die eine Seite der Kleinen! wie ruhig, friedlich, klug und geschickt leben sie mit einander, wenn sie das Bedürfniß der Gesellschaft haben! wie umgehen sie sich, weichen einander aus, belauschen was jedem gefällt, mit einer Kunst, die allein Gott ihnen gelehrt hat! sie leben so gescheut und tüchtig mit einander, als hätten sie das Weltwesen und seine Anstöße und Triebe schon einige Jahrhunderte mit durchgelebt. Aber die andere Seite ist verhüllt und eingeschlossen, wie die Keime der Frucht von Blüthen und Blättern umhüllt sind; da ist ein dunkles und dämmerndes Land der Träume und Fantasien. Dahin stelle dich, und horche, wenn du die geheimen Götter erkennen willst. Welche wunderbare Andeutungen und Anspielungen, welche Fantasien

wie aus fernen Landen und Zeiten! welche Spiele mit Begriffen und Gedanken, die das Kühnste und Leichteste der Erwachsenen oft überfliegen! Solche Kinder waren jene Menschen, hell, klar, besonnen, frisch und fröhlich im Leben, dunkel, mystisch, verhüllt, romantisch im Glauben und in der Kunst. Eine arme Zeit begreift nicht, wie beides bei einander seyn kann.

---

20. Teutschland.

(Bruchstücke aus Heinrich Luden's Geschichte des teutschen Volkes. Erster Bd. Gotha 1825. S. 3 bis 5.)

Die weiten Fluren, die sich mannigfaltig durchschnitten, von den höchsten Alpen über dem mittelländischen und dem adriatischen Meer, in unbestimmten Gränzen, westlich an den Ufern der Maas und der Schelde hinab, bis zur Nordsee, hinbreiten, und östlich von der March hinüber zur Oder bis zu dem Ausflusse der Weichsel, nennen wir Teutschland.

Dieses Land, in dieser Ausdehnung, gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe.

Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, die größte Abwechselung, die reichste Mannigfaltigkeit, köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringet Teutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jegli-

chem Anbau. Hier scheinet sich die Zeugungskraft gesammelt zu haben, die dort versagt ward. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand ziehet sich ein üppiges Thal hinweg. Neben Moor und Haide, nur von der bleichen Binse und von der Brombeerstaude belebt, und menschlichem Fleiße nichts gewährend als die magere Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauren Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt, unter Buchen und Tannen, die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor, und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichsten Wein erzeugen, die Freude der Menschen, in der Ferne wie in der Nähe gesucht und gewünschet von Hohen wie von Geringen.

Kein reißendes Thier schrecket, kein giftiges Gewürm drohet, kein häßliches Ungeziefer quälet. Aber Ueberfluß gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zwecke und Genüsse. Das Schaf träget Wolle für das feinste Gespinnst, der Stier verkündiget Kraft und Stärke in Bau und Gestalt, das Pferd gehet tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger, hier ausdauernd und dort.

In ihrem Innern verbirget die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig den Menschen Heilung zu

und Gesundheit und Heiterkeit. Den fleißigen Bergmann belohnet sie bald mit dem edelste Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung des Lebens, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Uebung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

Auch ist das Land nicht umsonst bestimmter Gränzen beraubt, gegen Morgen wie gegen Abend, und selbst gegen Mitternacht. Die Bewohner können sich gegen den Neid, die Habsucht und den Uebermuth fremder Völker auf Nichts verlassen, als auf ihre eigene Kraft. Es giebt für sie keine Sicherheit als in ihrem festen Zusammenhalten, in ihrer Einigkeit, in ihrer sittlichen Macht.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch große uud schöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang zur Welt. Aber das Meer dränget sich nicht so verführerisch an sie hinan oder zwischen sie hinein, daß sie verlockt und dem heimathlichen Boden entfremdet werden könnten. Vielmehr kann der edlere Mensch dem Gedanken an eine teutsche Erde und an einen teutschen Himmel nicht entgehen, und dieser Gedanke scheint in ihm die Sehnsucht erhalten zu müssen zu der Welt seiner Geburt und die Liebe zu dem Boden seines Vaterlandes.

21. Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte der kirchlichen Reformation.

(Fichte's Reden an die deutsche Nation. Berlin 1808. Sechste Rede.)

Das aus Asien stammende, und durch seine Verderbung erst recht asiatisch gewordene, nur stumme Ergebung und blinden Glauben predigende Christenthum war schon für die Römer etwas fremdartiges und ausländisches; es wurde niemals von ihnen wahrhaft durchdrungen und angeeignet, und theilte ihr Wesen in zwei nicht an einander passende Hälften; wobei jedoch die Anfügung des fremden Theils durch den angestammten schwermüthigen Aberglauben vermittelt wurde. An den eingewanderten Germaniern erhielt diese Religion Zöglinge, in denen keine frühere Verstandesbildung ihr hinderlich war, aber auch kein angestammter Aberglaube sie begünstigte, und so wurde sie denn an dieselben gebracht, als ein zum Römer, das sie nun einmal seyn wollten, eben auch gehöriges Stück, ohne sonderlichen Einfluß auf ihr Leben. Daß diese christlichen Erzieher von der alt römischen Bildung, und dem Sprachverständnisse, als dem Behälter derselben, nicht mehr an diese Neubekehrten kommen ließen, als mit ihren Absichten sich vertrug, versteht sich von selbst; und auch hierin liegt ein Grund des Verfalls und der Ertödtung der römischen Sprache in ihrem Munde. Als späterhin die ächten und unverfälschten Denkmale der alten Bildung in die Hände dieser Völker fielen, und dadurch der Trieb, selbstthätig zu denken, und zu begreifen, in ihnen angeregt wurde, so mußte, da ihnen theils dieser Trieb neu und frisch theils kein angestammtes Erschrecken vor den Göttern ihm

ihm das Gegengewicht hielt, der Widerspruch eines blinden Glaubens, und der sonderbaren Dinge, welche im Verlaufe der Zeiten zu Gegenständen desselben geworden waren, dieselben weit härter treffen, denn sogar die Römer, als an diese zuerst das Christenthum kam. Einleuchten des vollkommnen Widerspruchs aus demjenigen, woran man bisher treuherzig geglaubt hat, erregt Lachen; die, welche das Räthsel gelöſ't hatten, lachten und spotteten, und die Priester selbst, die es ebenfalls gelöſ't hatten, lachten mit, gesichert dadurch, daß nur sehr wenigen der Zugang zur alterthümlichen Bildung, als dem Lösungsmittel des Zaubers, offen stehe. Ich deute hiemit vorzüglich auf Italien, als dem damaligen Hauptsitz der neurömischen Bildung, hinter welchem die übrigen neurömischen Stämme in jeder Rücksicht noch sehr weit zurück waren.

Sie lachten des Truges, denn es war kein Ernst in ihnen, den er erbittert hätte; sie wurden durch diesen ausschließenden Besitz einer ungemeinen Erkenntniß um so sicherer ein vornehmer und gebildeter Stand, und mochten es wohl leiden, daß der große Haufe, für den sie kein Gemüth hatten, dem Truge ferner Preis gegeben, und so auch für ihre Zwecke folgsamer erhalten bliebe. Also nun, daß das Volk betrogen werde, der Vornehmere den Betrug nütze, und sein lache, konnte es fortbestehen; und es würde wahrscheinlich, wenn in der neuen Zeit nichts vorhanden gewesen wäre, außer Neu-Römer, also fortbestanden haben bis ans Ende der Tage.

Sie sehen hier einen klaren Beleg zu dem, was früher über die Fortsetzung der alten Bildung durch die neue, und über den Antheil, den die Neu-Römer daran zu haben vermögen, gesagt wurde. Die neue Klarheit

ging aus von den Alten, sie fiel zuerst in den Mittelpunkt der neurömischen Bildung, sie wurde daselbst nur zu einer Verstandeseinsicht ausgebildet, ohne das Leben zu ergreifen, und anders zu gestalten.

Nicht länger aber konnte der bisherige Zustand der Dinge bestehen, sobald dieses Licht in ein in wahrem Ernste und bis auf das Leben herab religiöses Gemüth fiel, und, wenn dieses Gemüth von einem Volke umgeben war, dem es seine ernstere Ansicht der Sache leicht mittheilen konnte, und dieses Volk Häupter fand, welche auf sein entschiedenes Bedürfniß etwas gaben. So tief auch das Christenthum herabsinken mochte, so bleibt doch immer in ihm ein Grundbestandtheil, in dem Wahrheit ist, und der ein Leben, das nur wirkliches und selbstständiges Leben ist, sicher anregt; die Frage: was sollen wir thun, damit wir seelig werden? War diese Frage auf einen erstorbenen Boden gefallen, wo es entweder überhaupt an seinen Ort gestellt blieb, ob wohl so etwas, wie Seeligkeit im Ernste möglich sey, oder, wenn auch das erste angenommen worden wäre, dennoch gar kein fester und entschiedener Wille, selbst auch seelig zu werden, vorhanden war, so hatte auf diesem Boden die Religion gleich anfangs nicht eingegriffen in Leben und Willen, sondern sie war nur als ein schwankender und blasser Schatten im Gedächtnisse, und in der Einbildungskraft behangen geblieben; und so mußten natürlich auch alle fernere Aufklärungen über den Zustand der vorhandenen Religionsbegriffe gleichfalls ohne Einfluß auf das Leben bleiben. War hingegen jene Frage in einen ursprünglich lebendigen Boden gefallen, so daß im Ernste geglaubt wurde, es gebe eine Seeligkeit, und der feste Wille da war, seelig zu werden, und die von der bisherigen Religion angegebenen Mittel zur Seeligkeit

mit innigem Glauben und redlichem Ernste in dieser Absicht gebraucht worden waren, so mußte, wenn in diesen Boden, der gerade durch sein Ernstnehmen dem Lichte über die Beschaffenheit dieser Mittel sich länger verschloß, dieses Licht zuletzt dennoch fiel, ein gräßliches Entsetzen sich erzeugen vor dem Betruge um das Heil der Seele, und die treibende Unruhe, dieses Heil auf andere Weise zu retten, und was als in ewiges Verderben stürzend erschien, konnte nicht scherzhaft genommen werden. Ferner konnte der Einzelne, den zuerst diese Ansicht ergriffen, keinesweges zufrieden seyn, etwa nur seine eigene Seele zu retten, gleichgültig über das Wohl aller übrigen unsterblichen Seelen, indem er, seiner tiefern Religion zufolge, dadurch auch nicht einmal die eigene Seele gerettet hätte; sondern mit der gleichen Angst, die er um diese fühlte, mußte er ringen, schlechthin allen Menschen in der Welt das Auge zu öffnen über die verdammliche Täuschung.

Auf diese Weise nun fiel die Einsicht, die lange vor ihm sehr viele Ausländer wohl in größerer Verstandesklarheit gehabt hatten, in das Gemüth des deutschen Mannes, Luther. An alterthümlicher und feiner Bildung, an Gelehrsamkeit, an andern Vorzügen übertrafen ihn nicht nur Ausländer, sondern sogar viele in seiner Nation. Aber ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben, und setzte immerfort das Leben in die Waage, und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Mögen andere bei der Reformation irdische Zwecke gehabt haben, sie hätten nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde; daß dieser, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem

Spiel stehen sah, allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegen ging, ist natürlich, und durchaus kein Wunder. Dies nun ist ein Beleg von deutschem Ernst und Gemüth.

Daß Luther mit diesem rein menschlichen, und nur durch jeden selbst zu besorgenden, Anliegen an alle, und zunächst an die Gesammtheit seiner Nation sich wendete, lag, wie gesagt, in der Sache. Wie nahm nun sein Volk diesen Antrag auf? Blieb es in seiner dumpfen Ruhe, gefesselt an den Boden durch irdische Geschäfte, und ungestört fortgehend den gewohnten Gang, oder erregte die nicht alltägliche Erscheinung gewaltiger Begeisterung bloß sein Gelächter? Keinesweges, sondern es wurde wie durch ein fortlaufendes Feuer ergriffen von derselben Sorge für das Heil der Seele, und diese Sorge eröffnete schnell auch ihr Auge der vollkommnen Klarheit, und sie nahmen auf im Fluge das ihnen Dargebotene. War diese Begeisterung nur eine augenblickliche Erhebung der Einbildungskraft, die im Leben, und gegen dessen ernsthafte Kämpfe und Gefahren nicht Stand hielt? Keinesweges, sie entbehrten alles, und trugen alle Martern, und kämpften in blutigen zweifelhaften Kriegen, lediglich, damit sie nicht wieder unter die Gewalt des verdammlichen Papstthums geriethen, sondern ihnen und ihren Kindern fort das allein seeligmachende Licht des Evangeliums schiene; und es erneuten sich an ihnen in später Zeit alle Wunder, die das Christenthum bei seinem Beginnen an seinen Bekennern darlegte. Alle Aeußerungen jener Zeit sind erfüllt von dieser allgemein verbreiteten Besorgtheit um die Seeligkeit. Sehen Sie hier einen Beleg von der Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes. Es ist durch Begeisterung zu jedweder Begeisterung, und jedweder Klarheit leicht

zu erheben, und seine Begeisterung hält aus für das Leben, und gestaltet dasselbe um.

Auch früher, und anderwärts, hatten Reformatoren Haufen des Volks begeistert, und sie zu Gemeinen versammelt und gebildet; dennoch erhielten diese Gemeinen keinen festen, und auf dem (den) Boden der bisherigen Verfassung gegründeten Bestand, weil die Volkshäupter und Fürsten der bisherigen Verfassung nicht auf ihre Seite traten. Auch der Reformation durch Luther schien Anfangs kein günstigeres Schicksal bestimmt. Der weise Churfürst, unter dessen Augen sie begann, schien mehr im Sinne des Auslandes als in dem deutschen weise zu seyn; er schien die eigentliche Streitfrage nicht sonderlich gefaßt zu haben, einem Streite zwischen zwei Mönchsorden, wie ihm es schien, nicht viel Gewicht beizulegen, und höchstens bloß um den guten Ruf seiner neu errichteten Universität besorgt zu seyn. Aber er hatte Nachfolger, die, weit weniger weise, denn er, von derselben ernstlichen Sorge für ihre Seeligkeit ergriffen wurden, die in ihren Völkern lebte, und vermittelst dieser Gleichheit mit ihnen verschmolzen bis zu gemeinsamem Leben oder Tod, Sieg oder Untergange.

Sehen Sie hieran einen Beleg zu dem oben angegebenen Grundzuge der Deutschen, als einer Gesammtheit, und zu ihrer durch die Natur begründeten Verfassung. Die großen National- und Weltangelegenheiten sind bisher durch freiwillig auftretende Redner an das Volk gebracht worden, und bei diesem durchgegangen. Mochten auch ihre Fürsten Anfangs aus Ausländerei, und aus Sucht vornehm zu thun und zu glänzen, wie jene, sich absondern von der Nation, und diese verlassen oder verrathen, so wurden sie doch später leicht wieder fortgerissen zur Einstimmigkeit mit derselben, und

erbarmten sich ihrer Völker. Daß das erste stets der Fall gewesen sey, werden wir tiefer unten noch an andern Belegen darthun; daß das letztere fortdauernd der Fall bleiben möge, können wir nun mit heißer Sehnsucht wünschen.

Ohnerachtet man nun bekennen muß, daß in der Angst jenes Zeitalters um das Heil der Seelen, eine Dunkelheit und Unklarheit blieb, indem es nicht darum zu thun war, den äußeren Vermittler zwischen Gott und den Menschen nur zu verändern, sondern gar keines äußern Mittlers zu bedürfen, und das Band des Zusammenhanges in sich selber zu finden; so war es doch vielleicht nothwendig, daß die religiöse Ausbildung der Menschen im Ganzen durch diesen Mittelzustand hindurch ginge. Luthern selbst hat sein redlicher Eifer noch mehr gegeben, denn er suchte, und ihn weit hinausgeführt über sein Lehrgebäude. Nachdem er nur die ersten Kämpfe der Gewissensangst, die ihm sein kühnes Losreißen von dem ganzen bisherigen Glauben verursachte, bestanden hatte, sind alle seine Aeußerungen voll eines Jubels und Triumphs über die erlangte Freiheit der Kinder Gottes, welche die Seeligkeit gewiß nicht mehr außer sich und jenseits des Grabes suchten, sondern der Ausbruch des unmittelbaren Gefühls derselben waren. Er ist hierin das Vorbild aller künftigen Zeitalter geworden, und hat für uns alle vollendet. — Sehen Sie auch hierin einen Grundzug des deutschen Geistes. Wenn er nur sucht, so findet er mehr, als er suchte; denn er geräth hinein in den Strom lebendigen Lebens, das durch sich selbst fortrinnt, und ihn mit sich fortreißet.

Dem Papstthume, dieses nach seiner eigenen Gesinnung genommen und beurtheilt, geschahe durch die

Weise, wie die Reformation dasselbe nahm, ohne Zweifel unrecht. Die Aeußerungen desselben waren wohl größtentheils aus der vorliegenden Sprache blind herausgegriffen, asiatisch-rednerisch übertreibend, gelten sollend, was sie könnten; und rechnend, daß mehr als der gebührende Abzug wohl ohne dies werde gemacht werden, niemals aber ernstlich ermessen, erwogen oder gemeint. Die Reformation nahm mit deutschem Ernste sie nach ihrem vollen Gewichte; und sie hatte recht, daß man Alles also nehmen solle, unrecht, wenn sie glaubte, jene hätten es also genommen, und sie noch anderer Dinge, denn ihrer natürlichen Falschheit und Ungründlichkeit, bezüchtigte. Ueberhaupt ist dies die stets sich gleich bleibende Erscheinung in jedem Streite des deutschen Ernstes gegen das Ausland, ob dieses sich nun außer Landes oder im Lande befinde, daß das letztere gar nicht begreifen kann, wie man über so gleichgültige Dinge, als Worte und Redensarten sind, ein so großes Wesen erheben möge, und daß sie, aus deutschem Munde es wieder hörend, nie gesagt haben wollen, was sie doch gesagt haben, und sagen, und immerfort sagen werden, und über Verläumdung, die sie Konsequenzmacherei nennen, klagen, wenn man ihre Aeußerungen in ihrem buchstäblichen Sinne, und als ernstlich gemeint, nimmt, und dieselben betrachtet als Bestandtheile einer folgebeständigen Denkreihe, die man nun rückwärts nach ihren Grundsätzen, und vorwärts nach ihren Folgen herstellt; indeß man doch vielleicht sehr entfernt ist, ihnen für die Person klares Bewußtseyn dessen, was sie reden, und Folgebeständigkeit, beizumessen. In jener Anmuthung, man müsse eben jedwedes Ding nehmen wie es gemeint sey, nicht aber etwa noch darüber hinaus das Recht zu meinen, und laut zu meinen, in Frage zie-

hen, verräth sich immer die noch so tief versteckte Ausländerei.

Dieser Ernst, mit welchem das alte Religionsgebäude genommen wurde, nöthigte dieses selbst zu einem größeren Ernste, als es bisher gehabt hatte, und zu neuer Prüfung, Umdeutung, Befestigung der alten Lehre, so wie zu größerer Behutsamkeit in Lehre und Leben für die Zukunft; und dieses, so wie das zunächstfolgende, sey Ihnen ein Beleg von der Weise, wie Deutschland auf das übrige Europa immer zurückgewirkt hat. Hierdurch erhielt für das Allgemeine die alte Lehre wenigstens diejenige menschliche Wirksamkeit, die sie, nachdem sie nun einmal nicht aufgegeben werden sollte, haben konnte; insbesondere aber ward sie für die Vertheidiger derselben Gelegenheit und Aufforderung zu einem gründlicheren und folgegemäßeren Nachdenken, als bisher statt gehabt hatte. Davon, daß die in Deutschland verbesserte Lehre auch in das neulateinische Ausland sich verbreitet, und daselbst denselben Erfolg höherer Begeisterung hervorgebracht, wollen wir hier, als von einer vorübergehenden Erscheinung schweigen: wiewohl es immer merkwürdig ist, daß die neue Lehre in keinem eigentlich neulateinischen Lande zu einem vom Staate anerkannten Bestande gekommen; indem es scheint, daß es deutscher Gründlichkeit bei den Regierenden, und deutscher Gutmüthigkeit beim Volke, bedurft habe, um diese Lehre verträglich mit der Obergewalt zu finden, und sie also zu machen.

In einer andern Rücksicht aber, und zwar nicht auf das Volk, sondern auf die gebildeten Stände, hat Deutschland durch seine Kirchenverbesserung einen allgemeinen und dauernden Einfluß auf das Ausland gehabt; und durch diesen Einfluß dieses Ausland wieder

zum Vorgänger für sich selbst, und zu seinem eignen Anreger zu neuen Schöpfungen sich zubereitet. Das freie und selbstthätige Denken, oder die Philosophie, war schon in den vorhergehenden Jahrhunderten unter der Herrschaft der alten Lehre häufig angeregt und geübt worden, keinesweges aber, um aus sich selbst Wahrheit hervorzubringen, sondern nur, um zu zeigen, daß und auf welche Weise die Lehre der Kirche wahr sey. Dasselbe Geschäft in Beziehung auf ihre Lehre erhielt zunächst die Philosophie auch bei den deutschen Protestanten, und ward bei diesen Dienerin des Evangeliums, so wie sie bei den Scholastikern die der Kirche gewesen war. Im Auslande, das entweder kein Evangelium hatte, oder das dasselbe nicht mit unvermischt deutscher Andacht und Tiefe des Gemüths gefaßt hatte, erhob das durch den erhaltenen glänzenden Triumph angefeuerte freie Denken sich leichter und höher, ohne die Fessel eines Glaubens an Uebersinnliches, aber es blieb in der sinnlichen Fessel des Glaubens an den natürlichen, ohne Bildung und Sitte aufgewachsenen Verstand; und weit entfernt, daß es in der Vernunft die Quelle auf sich selbst beruhender Wahrheit entdeckt hätte, wurden für dasselbe die Aussprüche dieses rohen Verstandes dasjenige, was für die Scholastiker die Kirche, für die ersten protestantischen Theologen das Evangelium war; ob sie wahr seyen, darüber regte sich kein Zweifel, die Frage war bloß, wie sie diese Wahrheit gegen bestreitende Ansprüche behaupten könnten.

Indem nun dieses Denken in das Gebiet der Vernunft, deren Gegenstreit bedeutender gewesen seyn würde, gar nicht hinein kam, so fand es keinen Gegner, außer der historisch vorhandenen Religion, und wurde mit dieser leicht fertig, indem es sie an den

Maaßstab des vorausgesetzten gesunden Verstandes hielt, und sich dabei klar zeigte, daß sie demselben eben widersprächen; und so kam es denn, daß, so wie dieses alles vollkommen ins Reine gebracht wurde, im Auslande die Benennung des Philosophen und die des Irreligiösen und Gottesläugners, gleichbedeutend wurden, und zu gleicher ehrenvollen Auszeichnung gereichten.

Die versuchte gänzliche Erhebung über allen Glauben an fremdes Ansehen, welche in diesen Bestrebungen des Auslandes das richtige war, wurde den Deutschen, von denen sie vermittelst der Kirchenverbesserung erst ausgegangen war, zu neuer Anregung. Zwar sagten untergeordnete und unselbstständige Köpfe unter uns die Lehre des Auslandes eben nach — lieber die des Auslandes, wie es scheint, als die eben so leicht zu habende ihrer Landsleute, darum, weil ihnen das erste vornehmer dünkte — und diese Köpfe suchten, so gut es gehen wollte, sich selber davon zu überzeugen; wo aber selbstständiger deutscher Geist sich regte, da genügte das sinnliche nicht, sondern es entstand die Aufgabe: das freilich nicht auf fremdes Ansehen zu glaubende, Uebersinnliche in der Vernunft selbst aufzusuchen, und so erst eigentliche Philosophie zu erschaffen, indem man, wie es seyn sollte, das freie Denken zur Quelle unabhängiger Wahrheit machte. Dahin strebte Leibniz, im Kampfe mit jener ausländischen Philosophie; dies erreichte der eigentliche Stifter der neuen deutschen Philosophie, nicht ohne das Geständniß, durch eine Aeußerung des Auslandes, die inzwischen tiefer genommen worden, als sie gemeint gewesen, angeregt worden zu seyn. Seitdem ist unter uns die Aufgabe vollständig gelös't, und die Philosophie vollendet worden, welches man indessen sich begnügen muß, zu sagen, bis ein Zeitalter kommt,

das es begreift. Dies vorausgesetzt, so wäre abermals durch Anregung des durch das neurömische Ausland hindurch gegangenen Alterthums im deutschen Mutterlande die Schöpfung eines vorher durchaus nicht dagewesenen neuen erfolgt.

Unter den Augen der Zeitgenossen hat das Ausland eine andere Aufgabe der Vernunft und der Philosophie an die neue Welt, die Errichtung des vollkommnen Staats, leicht, und mit feuriger Kühnheit ergriffen, und kurz darauf dieselbe also fallen lassen, daß es durch seinen jetzigen Zustand genöthigt ist, den bloßen Gedanken der Aufgabe als ein Verbrechen zu verdammen, und alles anwenden müßte, um, wenn es könnte, jene Bestrebungen aus den Jahrbüchern seiner Geschichte auszutilgen. Der Grund dieses Erfolgs liegt am Tage: Der vernunftgemäße Staat läßt sich nicht durch künstliche Vorkehrungen aus jedem vorhandenen Stoffe aufbauen, sondern die Nation muß zu demselben erst gebildet, und herauferzogen werden. Nur diejenige Nation, welche zuförderst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommnen Menschen, durch die wirkliche Ausübung gelös't haben wird, wird sodann auch jene des vollkommnen Staats lösen.

Auch die zuletzt genannte Aufgabe der Erziehung ist seit unserer Kirchenverbesserung vom Auslande geistvoll, aber im Sinne seiner Philosophie, mehrmals in Anregung gebracht worden, und diese Anregungen haben unter uns fürs erste Nachtreter und Uebertreiber gefunden. Bis zu welchem Punkte endlich in unsern Tagen abermals deutsches Gemüth diese Sache gebracht, werden wir zu seiner Zeit ausführlicher berichten.

Sie haben aus dem Gesagten eine klare Uebersicht der gesammten Bildungsgeschichte der neuen Welt, und

des sich immer gleich bleibenden Verhältnisses der verschiedenen Bestandtheile der letzten zum ersten. Wahre Religion, in der Form des Christenthums, war der Keim der neuen Welt, und ihre Gesammtaufgabe die, diese Religion in die vorhandene Bildung des Alterthums zu zerflößen, und die letzte dadurch zu vergeistigen, und zu heiligen. Der erste Schritt auf diesem Wege war, das die Freiheit raubende äußere Ansehn der Form dieser Religion von ihr abzuscheiden, und auch in sie das freie Denken des Alterthums einzuführen. Es regte an zu diesem Schritte das Ausland, der Deutsche that ihn. Der zweite, der eigentlich die Fortsetzung und Vollendung des ersten ist, der, diese Religion, und mit ihr alle Weisheit in uns selber aufzufinden. Auch ihn vorbereitete das Ausland, und vollzog der Deutsche. Der dermalen in der ewigen Zeit an der Tagesordnung sich befindende Fortschritt ist die vollkommne Erziehung der Nation zum Menschen. Ohnedies wird die gewonnene Philosophie nie ausgedehnte Verständlichkeit, vielweniger noch allgemeine Anwendbarkeit im Leben finden; so wie hinwiederum ohne Philosophie die Erziehungskunst niemals zu vollständiger Klarheit in sich selbst gelangen wird. Beide greifen daher in einander, und sind, eins ohne das andere, unvollständig und unbrauchbar. Schon allein darum, weil der Deutsche bisher alle Schritte der Bildung zur Vollendung gebracht, und er eigentlich dazu aufbewahrt worden ist in der neuen Welt, kommt ihm dasselbe auch mit der Erziehung zu; wie aber diese einmal in Ordnung gebracht ist, wird es sich mit den übrigen Angelegenheiten der Menschheit leicht ergeben.

In diesem Verhältnisse also hat wirklich die deutsche Nation zur Fortbildung des menschlichen Geschlechts

in der neuen Zeit bisher gestanden. Noch ist über eine schon zweimal fallen gelassene Bemerkung über den naturgemäßen Hergang, den diese Nation hiebei genommen, daß nämlich in Deutschland alle Bildung vom Volke ausgegangen, mehr Licht zu verbreiten. Daß die Angelegenheit der Kirchenverbesserung zuerst an das Volk gebracht worden, und allein dadurch, daß es desselben Angelegenheit geworden, gelungen sey, haben wir schon ersehen. Aber es ist ferner darzuthun, daß dieser einzelne Fall nicht Ausnahme, sondern daß er die Regel gewesen.

Die im Mutterlande zurückgebliebenen Deutschen hatten alle Tugenden, die ehemals auf ihrem Boden zu Hause waren, beibehalten, Treue, Biederkeit, Ehre, Einfalt; aber sie hatten von Bildung zu einem höhern und geistigen Leben nicht mehr erhalten, als das damalige Christenthum und seine Lehrer, an zerstreut wohnende Menschen bringen konnten. Dies war wenig, und sie standen so gegen ihre ausgewanderten Stammverwandten zurück, und waren in der That zwar brav und bieder, aber dennoch halb Barbaren. Es entstanden unter ihnen indessen Städte, die durch Glieder aus dem Volke errichtet wurden. In diesen entwickelte sich schnell jeder Zweig des gebildeten Lebens zur schönsten Blüthe. In ihnen entstanden, zwar auf Kleines berechnete, dennoch aber treffliche bürgerliche Verfassungen und Einrichtungen, und von ihnen aus verbreitete sich ein Bild von Ordnung und eine Liebe derselben erst über das übrige Land. Ihr ausgebreiteter Handel half die Welt entdecken. Ihren Bund fürchteten Könige. Die Denkmäler ihrer Baukunst dauern noch, haben der Zerstörung von Jahrhunderten getrotzt, die Nachwelt steht bewundernd vor ihnen, und bekennt ihre eigene Ohnmacht.

Ich will diese Bürger der deutschen Reichsstädte des Mittelalters nicht vergleichen mit den andern ihnen gleichzeitigen Ständen, und nicht fragen, was indessen der Adel that, und die Fürsten; aber in Vergleich mit den übrigen germanischen Nationen, einige Striche Italiens abgerechnet, hinter welchen selbst jedoch in den schönen Künsten die Deutschen nicht zurückblieben, in den nützlichen sie übertrafen, und ihre Lehrer wurden,— diese abgerechnet, waren nun diese deutschen Bürger die gebildeten, und jene die Barbaren. Die Geschichte Deutschlands, deutscher Macht, deutscher Unternehmungen, Erfindungen, Denkmale, Geistes, ist in diesem Zeitraume lediglich die Geschichte dieser Städte, und alles übrige, als da sind Länderverpfändungen und Wiedereinlösungen, und dergleichen, ist nicht des Erwähnens werth. Auch ist dieser Zeitpunkt der einzige in der deutschen Geschichte, in der diese Nation glänzend und ruhmvoll, und mit dem Range, der ihr als Stammvolk gebührt, dasteht; so wie ihre Blüthe durch die Habsucht und Herrschsucht der Fürsten zerstört, und ihre Freiheit zertreten wird, sinkt das Ganze allmählich immer tiefer herab, und geht entgegen dem gegenwärtigen Zustande; wie aber Deutschland herabsinkt, sieht man das übrige Europa eben also sinken, in Rücksicht dessen, was das Wesen betrifft, und nicht den bloßen äußern Schein.

Der entscheidende Einfluß dieses in der That herrschenden Standes auf die Entwickelung der deutschen Reichsverfassung, auf die Kirchenverbesserung und auf alles, was jemals die deutsche Nation bezeichnete, und von ihr ausging in das Ausland, ist allenthalben unverkennbar, und es läßt sich nachweisen, daß alles, was noch jetzt ehrwürdiges ist unter den Deutschen, in seiner Mitte entstanden ist.

Und mit welchem Geiste brachte hervor, und genoß dieser deutsche Stand diese Blüthe? Mit dem Geiste der Frömmigkeit, der Ehrbarkeit, der Bescheidenheit, des Gemeinsinnes. Für sich selbst bedurften sie wenig, für öffentliche Unternehmungen machten sie unermeßlichen Aufwand. Selten steht irgendwo ein einzelner Name hervor, und zeichnet sich aus, weil alle gleichen Sinnes waren, und gleicher Aufopferung für das Gemeinsame. Ganz unter denselben äußern Bedingungen, wie in Deutschland, waren auch in Italien freie Städte entstanden. Man vergleiche die Geschichte beider; man halte die fortwährenden Unruhen, die innern Zwiste, ja Kriege, den beständigen Wechsel der Verfassungen und der Herrscher, in den ersten, gegen die friedliche Ruhe und Eintracht in den letztern. Wie konnte klärer sich aussprechen, daß ein innerlicher Unterschied in den Gemüthern der beiden Nationen gewesen seyn müsse? Die deutsche Nation ist die einzige unter den neu-europäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die That gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge.

Unter den einzelnen und besonderen Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben, würde es ein sehr kräftiges seyn, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus diesem Zeitraume hätten, die da National- und Volksbuch würde, so wie Bibel oder Gesangbuch es sind, so lange, bis wir selbst wiederum etwas des Auszeichnens werthes hervorbrächten. Nur müßte eine solche Geschichte nicht etwa chronikenmäßig die Thaten und Ereignisse aufzählen, sondern sie müßte uns, wunderbar ergreifend, und ohne unser eignes Zuthun oder klares Bewußtseyn, mitten hinein versetzen in das Leben jener Zeit, so daß wir selbst mit ihnen zu gehen, zu

stehen, zu beschließen, zu handeln schienen, und dies nicht durch kindische und tändelnde Erdichtung, wie es so viele historische Romane gethan haben, sondern durch Wahrheit; und aus diesem ihren Leben müßte sie die Thaten und Ereignisse, als Belege desselben, hervorblühen lassen. Ein solches Werk könnte zwar nur die Frucht von ausgebreiteten Kenntnissen seyn, und von Forschungen, die vielleicht noch niemals angestellt sind, aber die Ausstellung dieser Kenntnisse und Forschungen müßte uns der Verfasser ersparen, und nur lediglich die gereifte Frucht uns vorlegen in der gegenwärtigen Sprache, auf eine, jedwedem Deutschen ohne Ausnahme verständliche Weise. Außer jenen historischen Kenntnissen würde ein solches Werk auch noch ein hohes Maaß philosophischen Geistes erfordern, der eben so wenig sich zur Schau ausstellte; und vor allem ein treues und liebendes Gemüth.

Jene Zeit war der jugendliche Traum der Nation in beschränkten Kreisen von künftigen Thaten, Kämpfen und Siegen: und die Weissagung, was sie einst bei vollendeter Kraft seyn würde. Verführerische Gesellschaft und die Lockung der Eitelkeit hat die heranwachsende fortgerissen in Kreise, die nicht die ihrigen sind, und indem sie auch da glänzen wollte, steht sie da mit Schmach bedeckt, und ringend sogar um ihre Fortdauer. Aber ist sie denn wirklich veraltet und entkräftet? Hat ihr nicht auch seitdem immerfort, und bis auf diesen Tag, die Quelle des ursprünglichen Lebens fortgequollen, wie keiner andern Nation? Können jene Weissagungen ihres jugendlichen Lebens, die durch die Beschaffenheit der übrigen Völker, und durch den Bildungsplan der ganzen Menschheit bestätigt werden, — können sie unerfüllt bleiben? Nimmermehr. Bringe man diese

Na-

Nation nur zuförderst zurück von der falschen Richtung, die sie ergriffen, zeige man ihr in dem Spiegel jener ihrer Jugendträume ihren wahren Hang, und ihre wahre Bestimmung, bis unter diesen Betrachtungen sich ihr die Kraft entfalte, diese ihre Bestimmung mächtig zu ergreifen. Möchte diese Aufforderung etwas dazu beitragen, daß recht bald ein dazu ausgerüsteter deutscher Mann diese vorläufige Aufgabe löse!

---

22. Betrachtungen über Solon's Gesetzgebung.

(Aus Barthelemy's Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland, übersetzt von Biester. Berlin 1792. Th. 1. S. 127 u. flg.

Von Solon ließ sich nicht eine Gesetzgebung erwarten, wie sie Lykurg geliefert hatte. Sie befanden sich in zu verschiedenen Lagen.

Die Lacedämonier bewohnten ein Land, welches alles hervorbrachte, was zu ihren Bedürfnissen nöthig war. Der Gesetzgeber brauchte sie also bloß in demselben einzuschließen, damit nicht ausländische Laster den Geist und die Reinheit seiner Einrichtungen verdürben. Athen, am Meere gelegen, mit unfruchtbarem Boden umgeben, war genöthigt, immerfort seine Waaren, seinen Fleiß, seine Ideen, seine Sitten, gegen die Waaren, den Fleiß, die Ideen und die Sitten anderer Nationen auszutauschen.

Lykurg unternahm seine Staatsumschaffung ungefähr drittehalb hundert Jahre früher, als Solon. Die Spartaner, eingeschränkt in ihren Künsten, in ihren

Kenntnissen, ja selbst in ihren Leidenschaften, waren weder im Guten noch im Bösen so weit gekommen, als die Athener zu Solon's Zeit. Diese letztern hatten alle Arten der Regierungsformen versucht, und waren der Sklaverei und der Freiheit überdrüssig, ohne doch der einen oder der andern entbehren zu können. Betriebsam, aufgeklärt, eitel, und schwer zu leiten; alle, bis auf den geringsten Bürger, mit seinen Planen, mit dem Ehrgeiz, und all den großen Leidenschaften vertraut, welche bei häufigen Staatserschütterungen emporbrausen: so hatten sie schon die Laster, welche man bei gebildeten Nationen findet; und hatten noch überdem eine unruhige Thätigkeit, einen Leichtsinn der Denkart, wie man ihn bei keiner Nation findet.

Lykurg's Geschlecht besaß seit langer Zeit den Thron von Lacedämon; die beiden Könige, welche denselben damals theilten, standen in gar keiner Achtung und Lykurg galt in den Augen der Spartaner für die erste und die größte Person im Staate. So konnte er auf sein Ansehen und auf das Ansehen seiner Freunde rechnen; und ward nicht durch jene Rücksichten aufgehalten, welche den Schwung des Geistes niederschlagen, und die Entwürfe eines Gesetzgebers beengen. Solon, ein bloßer Privatmann, mit einer vorübergehenden Macht bekleidet, welche er weislich brauchen mußte, um sie nützlich zu brauchen; umringt von mächtigen Parteien, welche er schonen mußte, um sich ihr Zutrauen zu erhalten; gewarnt durch Drakon's neuliches Beispiel, daß die Athener keine Strenge vertrügen, — durfte nicht große Neuerungen wagen, ohne noch größere zu veranlassen, und den Staat in vielleicht unersetzlichen Schaden zu stürzen.

Ich übergehe die persönlichen Eigenschaften beider Gesetzgeber. Höchst ungleich waren sich Lykurg's hoher

Geist, und Solon's Talente; des Ersteren starke Seele, und der sanfte und behutsame Charakter des Zweiten. Bloß darin kamen sie überein, daß sie mit gleichem Eifer, aber auf verschiednen Wegen, zum Glück der Nationen wirkten. Einer an die Stelle des Anderen gesetzt: so hätte Solon nicht so große Dinge gethan, als Lykurg. Es läßt sich zweifeln, ob Lykurg etwas Schöneres hervorgebracht haben würde, als Solon.

Dieser Letzte fühlte, welche Last er übernommen hatte. Und wenn er auf die Frage: ob er den Athenern die möglichbesten Gesetze ertheilt habe? antwortete: „Die besten, welche sie ertragen konnten;" so malte er mit diesem einzigen Worte den zuchtwidrigen Sinn der Athener, und den unseligen Zwang, worin er sich befand.

Solon war genöthigt, die Volksregierung vorzuziehen: weil das Volk, welches nicht vergaß, daß es sich mehrere Jahrhunderte hindurch derselben zu erfreuen gehabt hatte, die Tyrannei der Reichen nicht mehr ertragen konnte; und weil eine Nation, die sich zum Seewesen bestimmt, immer sehr stark zur Demokratie hinhängt.

Doch mäßigte er diese von ihm gewählte Regierungsform auf solche Art, daß man daselbst, in dem Kollegium der Areopagiten, die Oligarchie zu finden glaubte; in der Art die Obrigkeiten zu wählen, die Aristokratie; in dem auch den geringsten Bürgern bewilligten Rechte, auf den Gerichtsstühlen zu sitzen, die reine Demokratie.

Diese Verfassung, welche zu den gemischten Formen gehörte, ist durch das Uebermaaß der Macht bei dem Volke zerstört worden; wie die Persische, durch das Uebermaß der Macht bei dem Fürsten.

---

23. Charakteristik des Alcibiades.

(Aus Anacharsis Reise ꝛc. Th. I. S. 282 bis 287).

Einige Geschichtschreiber haben das Andenken dieses Atheners beschimpft; andere es mit Lobsprüchen erhoben, ohne daß man weder Jene noch Diese der Ungerechtigkeit oder Parteilichkeit beschuldigen kann. Es scheint, die Natur versuchte, in ihm alles zu vereinigen, was sie nur Starkes an Lastern und an Tugenden hervorzubringen vermag. Wir wollen ihn hier in Hinsicht auf den Staat betrachten, dessen Untergang er beschleunigte; und weiterhin in seinen Verhältnissen gegen die Gesellschaft, welche er vollends verderbte.

Eine hohe Abstammung, beträchtliche Reichthümer, die ausgezeichneteste Bildung, die verführerischste Anmuth, ein schnellfassender und ausgebreiteter Verstand, endlich die Ehre, ein Angehöriger von Perikles zu seyn: das waren die Vorzüge, welche gleich Anfangs die Athener blendeten, und von denen er selbst zuerst geblendet ward.

In einem Alter, wo man nur Nachsicht und Rath braucht, hatte er schon einen Hof und Schmeichler. Er setzte seine Lehrer durch seine Fähigkeiten, und die Athener durch die Zügellosigkeit seiner Sitten in Erstaunen. Sokrates, welcher früh voraus sah, daß dieser Jüngling der gefährlichste Bürger von Athen werden müßte, wenn er nicht der nützlichste würde, suchte seine Freundschaft, erhielt sie durch ausdauerndes Bestreben, und verlor sie niemals. Er unternahm es, jene Eitelkeit zu mäßigen, welche auf Erden Keinen über sich, ja Keinen neben sich, leiden wollte; und so groß war bei solchen Gelegenheiten die Stärke der Vernunft oder der Tugend,

daß der Schüler über seine Irrthümer weinte, und sich geduldig demüthigen ließ.

Als er in die Laufbahn der Ehrenstellen trat, wollte er das Gelingen nicht sowohl dem Glanz seiner Pracht und seiner Freigebikeit, als den Reizen seiner Beredsamkeit verdanken. Er bestieg die Rednerbühne. Ein kleiner Fehler in der Aussprache gab seinem Vortrag die naive Anmuth der Kindheit; und ob er gleich bisweilen inne hielt, um das rechte Wort zu finden, so ward er doch als einer der größten Redner in Athen angesehen. Von seiner Tapferkeit hatte er schon Proben abgelegt; und aus seinen ersten Feldzügen schloß man, er werde einst der geschickteste Feldherr in Griechenland seyn. Ich übergehe sein sanftes Wesen, seine gesprächige Zugänglichkeit, und so viele andere Eigenschaften, welche zusammentrafen, um ihn zu dem Liebenswürdigsten aller Menschen zu machen.

Man mußte nicht die Erhabenheit in seinem Herzen suchen, welche aus der Tugend erwächst; aber man fand da diejenige Kühnheit, welche das Gefühl der Ueberlegenheit gibt. Kein Hinderniß, kein Unfall konnte ihn überraschen, konnte ihn muthlos machen; er schien überzeugt, daß, wenn Seelen von einem gewissen Range nicht alles ausführen, was sie wollen, es nur daher kömmt, weil sie nicht alles unternehmen, was sie können. Als die Umstände ihn nöthigten, den Feinden seines Vaterlandes zu dienen; so gelang es ihm eben so leicht, ihr Zutrauen durch seine Ueberlegenheit zu gewinnen, als sie durch die Weisheit seines Rathes zu beherrschen. Das Eigenste war, daß er die von ihm begünstigte Partei immer obsiegen machte; und daß seine zahlreichen Thaten niemals durch irgend einen Unfall verdunkelt wurden.

Bei Unterhandlungen bediente er sich bald der Einsichten seines Verstandes, welche gleich lebhaft und tief waren; bald List und Treulosigkeiten, welche nie eine Staatsursache rechtfertigen kann; dann wieder der Biegsamkeit seines Charakters, welchen das Bedürfniß zu herrschen, oder der Wunsch zu gefallen, ohne Mühe den Umständen anschmiegte. Bei allen Völkern zog er die Blicke auf sich, und war Herr der öffentlichen Meinung. Die Lacedämonier erstaunten über seine Mäßigkeit; die Thracier, über seine Unmäßigkeit; die Böotier über seine Liebe zu den heftigsten Leibesübungen; die Jonier über seinen Hang zur Trägheit und Wollust; die Satrapen Asiens über einen Prachtaufwand, welchem sie nicht gleich kommen konnten. Er wäre der tugendhafteste Mann geworden, hätte er nicht das Beispiel des Lasters vor sich gehabt; so aber riß ihn das Laster hin, ohne ihn doch zu unterjochen. Es scheint, die Entweihung der Gesetze und die Beleidigung der Sitten war in seinen Augen nichts anders, als eine Reihe von Siegen über die Sitten und über die Gesetze; man könnte sagen, daß auch seine Fehler nur in Verirrungen seiner Eitelkeit bestanden. Diese Züge von Leichtsinn, von Muthwillen, von Thorheit, welche seiner Jugend oder seiner Muße entschlüpften, verschwanden in den Fällen, welche Ueberlegung und Standhaftigkeit erforderten. Alsdann verband er Klugheit mit Thätigkeit; und das Vergnügen entzog ihm keinen der Augenblicke, welche er seinem Ruhm oder seinen Entwürfen schuldig war.

Früh oder spät würde seine Eitelkeit in Herrschsucht ausgeartet seyn: denn nothwendig mußte ein Mensch, welcher andern so sehr überlegen war, und welchen die Begierde, immer der Erste zu seyn, so innig quälte, am Ende Gehorsam fordern, nachdem er die Bewunderung

erschöpft hatte. Auch war er sein ganzes Leben hindurch den angesehensten Bürgern verdächtig: indem Einige wegen seiner Talente, Andere wegen seiner Ausschweifungen in Besorgniß standen; und von dem Volke, welches ihn durchaus nicht entbehren konnte, ward er eins ums andere angebetet, gefürchtet und gehaßt. Da die Empfindungen, welche er veranlaßte, zu heftigen Leidenschaften wurden, so geschah es immer mit stürmenden Ausbrüchen der Freude oder der Wuth, wenn die Athener ihn zu Ehrenstellen erhoben, ihn zum Tode verurtheilten, ihn zurückriefen, und ihn zum zweitenmal verbannten.

Als er eines Tages, von der Rednerbühne herab, die volle Zustimmung des Volkes davon getragen hatte, und von der ganzen Versammlung begleitet nach Hause kam; begegnete ihm Timon, mit dem Zunamen der Menschenfeind, drückte ihm die Hand, und sagte: „Frisch zu, mein Sohn! fahre so fort im Steigen; dann verdanke ich dir einst das Zugrundegehen der Athener."

In einem zweiten Augenblick des Taumels, that der Pöbel den Vorschlag, zu seinen Gunsten die königliche Würde wiederherzustellen. Allein, da, bloß König zu seyn, ihm nicht genügt haben würde, so war das kleine Athenische Fürstenthum keine Sache für ihn; es mußte ein ausgedehntes Reich seyn, welches ihn in Stand setzte, andre Reiche zu erobern.

In einem Freistaat geboren, mußte er denselben über sich selbst erheben, ehe er ihn zu seinen Füßen legte. Dies ist ohne Zweifel der geheime Schlüssel zu den glänzenden Unternehmungen, in welche er die Athener hineinzog. Mit ihren Soldaten hätte er die Nationen unterjocht; und die Athener wären in Sklaverei gerathen, ohne es zu merken.

Sein erster Verlust der Volksgunst, welcher ihn fast am Anfange seiner Laufbahn aufhielt, hat nur die ein- Wahrheit gezeigt: daß sein Geist und seine Entwürfe zu groß für das Wohl seines Vaterlandes waren. Man hat gesagt: Griechenland könne nicht zwei Alcibiadesse ertragen; man muß hinzusetzen, daß Athen an einem zu viel hatte. Er setzte es durch, daß der Krieg wider Sicilien beschlossen ward.

---

24. Ueber Luthers Bibelübersetzung.

(Jahn's deutsches Volksthum. Leipzig 1817. S. 125 flg.)

Luther bleibt ein ewiger Ehrenname unter den Völkerheilanden und den Großgeistern seines Volks, selbst bei seinen Glaubensgegnern; und wenn man ihm auch kein anderes Verdienst lassen müßte, als das unsterbliche um die Sprache. „Die Uebersetzung der Bibel in die „Volkssprache seines Vaterlandes war daher eine seiner „ersten Arbeiten. Diese Unternehmung, so wie er sie „ausgeführt hat, erforderte Gaben, Wissenschaft und „Kräfte, wie sie sich in keinem seiner Nachfolger bei- „sammen gefunden haben. Die nach ihm gekommen „sind, hatten sein Werk vor sich, und konnten es be- „nutzen; sie waren mit so vielen Hülfsmittel ausgerü- „stet, ihnen standen so viele Vorarbeiten gelehrter „Schriftforscher zu Gebote, daß es ihm keine Schande „seyn würde, wenn er hinter ihnen zurückgeblieben wäre. „Wenn sie ihn daher auch in noch so vielen Einzelhei- „ten haben berichtigen können, die auf den Werth des „Ganzen keinen bedeutenden Einfluß haben, so kann

„doch dieser Vorzug seinen Ruhm in nichts verdunkeln, „und noch weniger sein Verdienst im Geringsten her- „absetzen.

„Eine Verdeutschung der Bibel war eine Arbeit, „der zu seiner Zeit nur ein außerordentlicher Mann ge- „wachsen seyn konnte; und so wie sie ihm gelungen ist, „übertraf sie die Erwartung aller seiner Zeitgenossen, „die sich von einem so hohen Grade der Vollkommen- „heit kaum einen Begriff machen konnten. Denn noch „die spätere Nachwelt bewundert in Luthers deutscher „Bibel, den Geist des Uebersetzers, die Kraft der Sprache, „ihre Würde und Anmuth, den richtigen Geschmack, das „feine Gefühl, die Gewandtheit, womit er den Ton „jeder Gattung von der einfachsten Erzählung bis zu „dem erhabensten und begeisterndsten Psalm auszudrücken „weiß, so wie die Leichtigkeit und den Wohlklang, der „dem Ohre gefällt, und dem Gedächtniße zu Hülfe „kommt.

„Diese Bewunderung wird noch dadurch erhöhet, „daß Luther sich seine Sprache erst selbst schaffen mußte. „Er ist der Dante der Hochdeutschen Sprache. Wie „dieser sammelte er aus allen Deutschen Idiomen [was „wir ihm noch immer nachthun sollten, und die Bessern „auch nachthun] das Bedeutsamste und Wohllautendste, „um es nach den Regeln der Analogie seinem meißni- „schen Volksidiom einzuverleiben. Seine Sprache ist „die Grundlage unserer klassischen Büchersprache geblie- „ben, und das beweiset, wie sehr ihm sein Versuch ge- „lungen sey." (Eberhard's Geist des Urchristenthums.) „Ja selbst die Gestalt, in der die Bibel vor unsern Au- „gen liegt, diese Sprache der alten Deutschen, in der „Luther, der deutsche Mann, so kräftig wir er selber „war, vor fast dreihundert Jahren die Offenbarungen

„Gottes verdollmetschte, selbst diese alte deutsche Sprache „giebt dem heiligen Buche für uns eine Ehrwürdigkeit, „die verloren gehen müßte, wenn für den öffentlichen „Gebrauch ein neueres, vielleicht schöneres, feineres, „wohlklingenderes, aber gewiß nicht so kräftiges Deutsch „an die Stelle der alten Luthersprache treten sollte." (Hanstein's christliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten).

So ward Luther für das gesammte deutsche Volk ein Raummacher, Wecker, Lebenserneuerer, Geistesbeschwinger, Ausrüster mit der edelsten Geisteswehr, Herold eines künftigen Bücherwesens, und der Erzvater eines dereinstigen deutschen Großvolks, durch das aufgefundene Vermächtniß einer Gemeinsprache. In ihr, in dem wahren Hochdeutschen, hat er seinem Volke, einen einenden, bindenden, bündenden Geist hinterlassen: der späterhin alle die großen Vorkämpfer angehaucht hat, die mustergiltiges Deutsch in ihren Werken verewigten, und diese durch jenes.

---

25. Ersterlernen der Muttersprache.

(Jahn's Volksthum. S. 144 u. ff.)

Erziehen ist nicht ohne Lehren, Erzogenwerden nicht ohne Lernen; erziehungsbedürftig ist der Mensch, erziehungsfähig wird er erst durch die Sprache. Nur durch die Sprache denkt er. Ohne Sprache giebt es kein Festhalten der Begriffe, kein Bestimmen derselben zum Urtheil, kein Aneinanderreihen von diesen zu Schlüssen. Nur Eine Mutter hat jeder Mensch, Eine Mutter-

sprache ist für ihn genug. Wehe dem Säugling, der eine Amme bedarf, wehe dem Kinde und jedem Unsprachfertigen, die zur Muttersprache noch gleich eine Ammensprache mitlernen müssen. Die Mutterliebe ist der beste Dollmetscher der Sprechensanfänge, Lallen und Stammeln bildet sie helfend zur Sprache. So wird mit dem Lebensmorgen die Muttersprache das offene Thor zu Herz, Gedächtniß nnd Verstand; fremde frühzeitige Plapperei öffnet eine Afterpforte mit Diebsschlüssel. Zwei Mütter gebären nicht Einen Leib, zwei oder noch mehrere Sprachen zugleich entfalten kein Sprachvermögen. Vorder- und Hinterthür zugleich im Hause aufgethan giebt Zugluft; Pferde zugleich vorwärts und rückwärts vor und hinter den Wagen gespannt, werden ihn nicht weit aus der Stelle bringen. Sollen in früher Jugend zwei oder mehrere Sprachen zugleich ihre Wirksamkeit äußern, so müssen sie sich mit den Vorstellungen kreuzen, den Gedankenzusammenhang stören, den ganzen Menschen verwirren. Wie im hohen Alter, in der zweiten Kindheit es irrt, viele Sprachen gekonnt zu haben (Schulz der Missionarius in Halle); so unausbleiblich im zarten Lebensanfang. Auch die zweisprachigen Karaiben reden in der Jugend nur Eine, die allgemeine der Weiber, bis sie beim Wehrhaftwerden die Sprache der Väter, als besondere Geheimsprache erlernen. So lernen die nordamerikanischen Wilden erst nach ihrer Anführerwürde Algonkinisch, als Dollmetscher- und Unterhandlungssprache. Wunderkinder, wie Heineken, Baratier, u. s. w. sind Falkenabrichtungen von Taschenspielern, und Kinderschändereien von Menschenverrenkern, oder doch gefährliche Selbstbetrüge. In der Muttersprache wiederhallen alle Hochgefühle, des

Herzens ausgeschollene Klänge, vom ersten Wiegenlaut bis zur Liebe wundersüßem Wonnekosen.

In Einer Sprache wird man nur groß. Homer und das ganze mustergiltige Alterthum, Ariosto, Tasso, Cervantes und Shakespear verplapperten gewißlich nicht ihre Muttersprache in fremden Wörtern. Sprechen ohne Sprache; Sprachen können und doch keine einzige in seiner Gewalt haben; wissen wie Brot in allen Sprachen heißt, es aber in keiner verdienen, Rabennachsprechen, Staarmäßigkeit und Papagayenkunst — entstellen kein Volk so sehr als das Deutsche, und unglücklicher Weise finden wir diese Mißgeburten schön, wie manche Gebirgsleute ihre Kröpfe. Unsere Affenliebe für fremde Sprachen hat lange schon Windbeutel, Aufblasefrösche und Landläufer wichtig gemacht; in den fremden Sprachlehrern gefährliche Kundschafter ins Land gezogen; durch die Ausländerei ward oft unser biederherziges Volk verdorben, unsere sinnigen Weiber verpuppt. Fremde Sprachen sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift. Cato's Ausjagen der Griechischen Sprachmeister aus Rom ist selten richtig verstanden. In einer fremden Sprache wird man vor einer Anstößigkeit schon weniger roth, und in manchen klingen die Lügen sogar schön. Wenn der Türkische Sultan etwas Türkisch verspricht, dann ist Verlaß auf sein Wort, zum Betrug und zur Worttäuscherei entweiht er die Muttersprache nicht. Dazu wählt er fremde, und würde schon bei einer Nothlüge in Verlegenheit kommen, wenn er diese nicht bei Zeiten lernte. Klar wie des Deutschen Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich wie seine Alpen, und stark wie seine Ströme, bleibt seine Sprache. Sie lerne der Schriftsteller und

Redner stimmen, wie der Tonkünstler das Werkzeug, auf dem er Wohllaut hervorzaubert.

---

26. Geist der griechischen Poesie.

(Jenisch Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie, 2 Thle. Berlin 1803. — Th. 1. S. 402 bis 408).

Die Haupteigenthümlichkeit der Homerischen so wie der griechischen Poesie besteht darin, daß sie den kräftigsten, bestimmtesten, einfachsten und vollständigsten Abdruck der allgemeinen Menschennatur aufstellt, und dadurch, in dem höchsten Sinne des Worts, Poesie ist.

Die griechische Poesie ist voll Kraft, aber ohne Härte, voll Anmuth, aber ohne Weichlichkeit: sie vereinigt hinreißende Gewalt mit inniger Ruhe, scharfe Bestimmtheit mit Zartheit der Umrisse; sinnliche Schönheit mit leidenschaftlicher Energie; das rege Leben der Sinnlichkeit mit der Betrachtung der Vernunft: keine Einseitigkeit, keine Beschränkung, keine Uebertreibung; die äußersten Enden der verschiedensten Anlagen und Richtungen der unverdorbenen, unverbildeten Menschennatur gesellen sich hier harmonisch, und wirken, wie in der Menschheit selbst, in freundlicher Gemeinschaftlichkeit.

Die Haupteigenthümlichkeit der griechischen Poesie lös't sich also in folgende Momente auf:

Ihre Darstellungen betreffen:

I. eine sinnlich-energische Menschheit;

II. eine die Sinnlichkeit durch Vernunft und Sittlichkeit veredelnde Menschheit, gleich

weit entfernt von der starren Gefühllosigkeit des Stoizism und von der schwachen Weichlichkeit des Epikurism;

III. eine weder zu trübsinnige noch zu leichtsinnige Ansicht des Lebens.

I. Kühnmuth, Entschlossenheit, Tapferkeit in Gefahr, Rache gegen den Feind, Schutz und Hülfe für den Freund, Empfindlichkeit für Ehre und Ruhm, aber auch sanftes Mitgefühl für Eltern, Weib und Kind, für Freundschaft und Menschenelend, dies sind die allgemeinsten Eigenschaften Homerischer Helden, wie der in der griechischen Poesie dargestellten Menschheit überhaupt, in welchen sich also die rüstigen und die weicheren Eigenschaften unserer Natur gleich stark aussprechen: ein Charakter, welcher sich selbst in den rauhesten Griechen-Helden, z. B. in einem Achill, in einem Ajas, einem Herkules nicht verleugnet, wie wir's künftig in den Darstellungen der einzelnen Charaktere entwickeln werden.

Das Rachegefühl gegen den Feind treibt der Grieche bisweilen ohne Widerrede zu weit, z. B. Achill in der schmachvollen Behandlung des getödteten Hektors; unsere zum höchsten Stillleben gewöhnte von christlichem Philantropism und moralischem Kosmopolitism durchdrungene Seelen erzittern oft vor der Art, wie in der Iliade, in den Tragödien eines Aeschylos oder Euripides, Feind den Feind behandelt. Aber laßt uns erwägen, daß ein solches Verfahren der angebornen sinnlichen Energie des Menschen sehr natürlich ist: indem Schmerz (Beleidigung von dem Feinde, körperlich oder geistig) der unerträglichste Angriff auf unser Wesen ist, welchen zurückzutreiben die Natur uns Zorngefühl und rächende Züchtigung verlieh. Daher dann auch Feindes-

liebe in dem christlichen Moralsystem mit Recht als der höchste Triumph des Menschen über sein eigensüchtiges Selbst, so wie von den Philosophen als der glorreichste Sieg der Vernunft über die Leidenschaft, betrachtet wird. Laßt uns erwägen, daß die griechische Religion selbst die Rache gewissermaßen heiligte: indem die Nationen eigentliche Gottheiten der Rache, Dike, Nemesis und die Erynnen verehrten, welche dem frevlenden Sterblichen wie auf dem Fuße nachtreten, und ihm Böses mit Bösem vergelten: wo dann das Volk sehr leicht die Beleidigungen des Gegners mit dem moralischen Bösen verwechseln konnte. Laßt uns endlich erwägen, daß der Geist des Philantropism überhaupt nicht der Geist des Alterthums war.

II. Trotz aller leidenschaftlichen Energie giebt der griechische Held doch der Stimme der Vernunft, dem Geheiß der Pflicht, dem Gefühl der Menschlichkeit Gehör.

Dies ist's, was Homer weislich dadurch andeutet, daß er seine Achillen, Ajas, Odyssen, Diomeden, so oft von der Athene begleiten, berathen, warnen, nicht selten von ihnen gleichsam die Hände binden läßt. Ein zürnender Achill läßt das Schwert, an dessen Heft er schon die Hand gelegt hat, um es gegen den ihn schmähenden Agamemnon zu zucken, in der Scheide ruhen: und wie rührend versöhnt er uns für die Schmach an Hektors Leichnam, durch die gutmüthige Rückgabe desselben an den flehenden Priamos. Odysseus und Diomedes, listig in das Lager des Feindes eingedrungen, morden und rauben; aber es kömmt darauf an, dem Feinde eine neuangekommene Hülfe zu zerstören. Diomedes und Glaukos rennen im Gefecht muthvoll aneinander; aber die Erinnerung heiliger Gastfreundschaft

vertilgt in ihnen jeden Blutgedanken. Ajas fällt in sein Schwert und endet vorsetzlich sein Leben; aber nur, nachdem er nicht mehr mit Ehre leben zu können glaubt! Durch diesen Gehorsam seiner Helden und Heldinnen gegen Vernunft, Pflicht und Menschlichkeit hat Sophokles insbesondere seine Personen veredelt.

Selbst die Eumeniden des Aeschylos toben nur um verletzter Pflicht und Gerechtigkeit willen: und die Göttinn der Wuth (λυσσα) in dem Euripideischen Stück „der rasende Herkules," gesteht, daß sie, wenn sie, auf der Obergötter Geheiß, den Herkules zur Raserei treibe, „thue, was ihr Herz nie gewollt, doch sie gehorche der Nothwendigkeit."

III. Die herrschende Darstellungsart menschlicher Dinge in der griechischen Poesie, lehrt uns, die Freuden des Lebens nicht ungenossen verschmähen, den zufälligen Uebeln desselben muthig die Brust bieten, oder auch die unvermeidlichen standhaft ertragen, das Leben selbst der Pflicht aufopfern, den Tod, als die letzte Schuld der Natur, als den letzten Zwang der alles unterjochenden Nothwendigkeit, ohne Murren erdulden.

Wehmüthig ist die Ansicht des menschlichen Lebens, als eines unseligen und trübsalvollen, im Homer, in dem Sophokles, in dem Euripides: eben ihre tragischen Schilderungen würden uns, auch wenn die Dichter selbst nicht hindeuteten, von der Wahrheit dieser Ansicht überzeugen. Allein auch der in der Schlacht hinsinkende Jüngling des Homer, auch die dem Tode so edel sich aufopfernde Antigone des Sophokles, auch die unter dem Jubel Griechenlands zum Mordaltar hinwandelnde Iphigenia, wie der sich selbst tödtende Ajas, findet, trotz dem allen, das Leben noch schön. In der ernsteren

ly-

lyrischen Dichtart spricht sich die eben erklärte Darstellungsart menschlicher Dinge noch reiner aus; wie dies auch dem Nichtkenner der Griechen aus den Gedichten des Horazes einleuchten mag, deren herrschender Geist der moralisch-lyrische der Griechen ist.

Leichterer, vielleicht sogar leichtsinniger Art scheint die Ansicht der erotischen und anakreontischen Dichter der Griechen zu seyn. Allein auch in den Gedichten dieser Gattung vermißt der Kenner nie einen gewissen Ausdruck von augenblicklicher Aufwallung, von flüchtigem, obgleich sehr wahr empfundenem Wunsch, von vorübergehender Begeisterung; so wie sich dergleichen Aufwallungen und Wünsche, selbst in dem edelsten Menschen, in Momenten heitern und herzlichen Genusses, nicht selten bilden: welches auch vorzüglich aus der Kunstlosigkeit und Kürze hervorgeht, womit die erotischen und anakreontischen Gedichte abgefaßt sind. Ja selbst ein Anakreon, wir werden's künftig zeigen, vergißt nicht, oftmals mitten unter seine Blumen und holde Tändeleien sehr ernste Lehren der Weisheit zu mischen.

Man wird sagen: „Jede wahre Poesie hat dieselben Eigenthümlichkeiten, die ihr da der griechischen nachrühmet:" Ich antworte: eben deshalb ist ja die griechische Poesie von so hohem Werth, weil sie wahre Poesie ist. Allein dadurch unterscheidet sie sich hauptsächlich von allen übrigen alten und neuen Poesien, daß das, was wahre Poesie ist, in ihr herrschender Geist, vorwaltender Charakterzug ist: daß die

reine, edlere Menschennatur, sammt allen ihren Anlagen und Trieben, in dieser Harmonie des Ganzen zu dem Einzelnen, des Einzelnen zu dem Ganzen, sich in keiner andern Poesie so treu abdrückt, als in der griechischen.

Die Poesie des Nordens stellt euch Helden mit noch stärkerer leidenschaftlicher Energie auf; aber es fehlt ihnen an sittlicher Schönheit: die Jünger Christi, die Lazarus und Maria, die Auferstandenen, die Engel im Messias, ein Theil der Helden des französischen Trauerspiels, sind ohne Zweifel liebenswürdigere Wesen, als die Achillen und Odyssen, die Ajas und Diomeden der Ilias: aber welches ist die starke, die große Seite der menschlichen Natur, die sie euch vorzeigen? Die Poesie des Orients übertrifft durch das Kühne ihrer Darstellungen die griechische an sinnlicher Stärke: aber wo ist die schöne Klarheit, die weise Ordnung, die kunstreiche und doch einfache Begriffs- und Gefühlsentwickelung, deren sich, bei einer gewaltig ergreifenden Energie, die griechische rühmt?

Kurz: Die Griechinn mag von den andern Schwestern in jedem einzelnen Vorzuge hier, dort übertroffen werden: ihr herrschender Geist ist es, alle Vorzüge wahrer Poesie im schönen Bunde zu vereinigen: und hierin kommt ihr keine Schwester gleich.

25. Apostrophe an Homer.

(Jenisch's Vorlesungen ꝛc. Th. II. S. 3—5.)

Wer bist du, heilige Gestalt des Mannes, der in einer der früheſten Perioden ungebildeter Menschheit ein Meisterwerk des dichterischen Kunstgeistes hervorschuf, welches nicht nur wie Aegyptens ewige Pyramiden der Verwüstung von Jahrtausenden, sondern vielmehr noch der wandelbaren Laune der Menschen getrotzt; immer bewundert, und, je richtiger geprüft, je mehr bewundert; immer nachgeahmt, und nie erreicht: ein vollendetes Gemählde altgesitteter Sterblichen aus den Tagen der graueſten Vorzeit, wo sie kaum noch gelernt hatten, die Hauche der Lippe mit zeichnendem Griffel nachzubilden: ein Canon der Kunst und des Geschmacks für alle Völker und für alle Jahrhunderte.

Die geistreichste der Nationen des Alterthums schöpfete, wie aus einer lebendigen Quelle, aus deinem Werk ächten Kunstgeist und vollendete Kunstbildung: die Aeschylen und Sophoklen, die Phidias und Praxitelen erglüheten an deiner Flamme, und schufen ihre Geniuswerke nach deinem Bilde: die Platonen und Aristotelen waren deine Erklärer und Bewunderer: die Zauberkraft deiner Gesänge fühlte Grieche und Barbar: des Römers Stolz war es, dich nachzuahmen, des Teutschen Stolz ist es, dich in seine Sprache treu zu übertragen.

Wie der schöpferische Geist des ewigen Bildners, in den Werken der Natur, so webt dein Geist in jedem ächten Werk der Kunst. Welcher Meister in der Poesie übertraf dich je in der Darstellung des Großen an Einfalt, des Kleinen an Eigenthümlichkeit, des Leidenschaftlichen an Kraft, die Herzen zu lenken, und, nach Willkühr, mit jedem Gefühl die erstaunten Gemüther jetzt zu

erschüttern, und jetzt zu besänftigen! Wer hat die Natur in ihren größten wie in ihren unscheinbarsten Phänomenen, wer die Charaktere und Sitten der Menschen in ihrer verschiedenartigsten Mannigfaltigkeit, wer die menschliche Geschäftigkeit in ihren vielfachen Zweigen, mit allen Sinnen des Körpers und des Gemüths, richtiger beobachtet, reiner aufgefaßt, treuer wiedergegeben? Wann sind wir so innig überzeugt, als mit deinem Werk in der Hand, daß die heilige Menschennatur in ihren großen und in ihren liebenswürdigen Eigenschaften, durch alle Kulturstufen hinunter, immer sich selbst gleich war? erhaben und schwach, stark und weich; aber in der Erhabenheit noch natürlich, und in der Schwachheit mehr bedauerns- als hassenswerth.

Achillen's Zorn und Andromachen's Thränen, Hektor's Löwenkampf um die Schiffsmauer der Griechen und seines Söhnleins Zurückbeben vor dem wilden Helmbusch des Vaters; Agamemnon's königlicher Sinn, und des edlen Hirten Eumäos häusliche Biederkeit; Odyssen's Weisheit im Rath der Fürsten von Troja, und seine Schlauheit, sich vom Eumäos eine Schlafdecke zu verschaffen, sein mörderischer Blutkampf im Lager des Rhesos, und seine stille Größe in Bettlerlumpen; Ajas kühner Trotz, und des grauen Priamos Thränen auf Achillen's Hand, die seinen geliebten Hektor erschlug; Penelopen's rührende Sehnsucht nach dem entfernten Gemahl, und Helenen's eben so rührende Reue über den verlassenen — diese äußersten Enden der wunderbaren Zusammensetzung, welche wir Mensch nennen, diese höchst verschiedenartigen Formen und Gestalten derselben berühren sich friedlich, verschmelzen sich harmonisch in dem Werk deines herrlichen Genius, wie Kleines und Großes, Leichtes und Schweres in der Schöpfung:

Natur, Wahrheit, Eigenthümlichkeit sprechen uns mit Kraft und Anmuth aus deinen größten und kleinsten Gemählden an. Ohne Philosophie warst du der treuste Hauslehrer der Menschheit: du lehrest sie durch That und Beispiele: ohne Kunstregel warst du ein Muster der Künstler.

Während die Zeit mit ihrem alles weglöschenden Schwamm über tausend einst berühmte Geisteswerke hinfuhr, als wären sie nie gewesen, wird das deinige nur mit der göttlichen Kunst, welche du geschaffen und vollendet, nur mit der heiligen Menschennatur, die du verherrlichet hast, untergehen.

---

28. Homer und Virgil.

(Bruchstück aus Hugo Blair's Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften, aus dem Englischen übersetzt von Schreiter, 4 Thle. Liegnitz und Leipzig 1789. — 40ste Vorlesung, Th. IV. S. 140.)

Wenn man das Verdienst des Homer und des Virgil, im Ganzen betrachtet, gegen einander vergleicht, so muß man eingestehen, daß der erstere das größte Genie, der letztere hingegen der geschmackvollere Schriftsteller ist. Homer war ein Original in seiner Kunst; und zeigt daher sowohl die Schönheiten als die Mängel, welche sich bei einem originellen Dichter, in Vergleichung mit seinen spätern Nachfolgern, erwarten lassen: mehr Kühnheit, mehr Natur und Leichtigkeit, mehr Erhabenheit und Kraft; aber auch auffallendere Unregelmäßigkeiten und Nachlässigkeiten in der künstlichen Darstellung. Virgil verliert in dem ganzen Fortgange seines Gedichts

den Homer fast nie aus den Augen; und sehr viel einzelne Stellen sind nicht sowohl Nachahmungen, als vielmehr wörtliche Uebersetzungen dieses Dichters. Zum Beispiel die Schilderung des Sturmes gleich im ersten Buche der Aeneide, und die Aeußerungen des Aeneas bei dieser Gelegenheit, sind aus dem dritten Buche der Odyssee entlehnt: der Gleichnisse beim Virgil nicht zu gedenken, die fast insgesammt nichts weiter sind, als Nachbildungen der Homerischen. Der Vorzug in Ansehung der Erfindung muß also ohne Zweifel dem Homer zugestanden werden. Was den Vorzug der Beurtheilung betrifft, so bin ich, obgleich die meisten Kunstrichter geneigt sind, ihn dem Virgil zu ertheilen, doch der Meinung, daß beide Dichter darauf ziemlich gleiche Ansprüche haben. Man bemerkt im Homer die ganze Lebhaftigkeit des Griechen, im Virgil die ganze Feierlichkeit des Römers. Homers Einbildungskraft ist bei weitem die reichste und fruchtbarste, Virgils Einbildungskraft die nüchternste und aufmerksamste. Die Stärke des erstern liegt in seiner Macht, die Phantasie zu erwärmen; die Stärke des letzteren in seiner Gewalt, das Herz zu rühren. Homers Ausdruck ist einfacher und beseelter; Virgils Ausdruck eleganter und einförmiger. Der erste schwingt sich in vielen Stellen zu einer Erhabenheit empor, die der letztere nie erreicht; aber dieser sinkt dafür nie unter einen gewissen Grad der epischen Würde herab, welches sich von dem erstern nicht durchgehends behaupten läßt. Um übrigens der Bewunderung, die man diesen beiden großen Dichtern schuldig ist, nichts zu entziehen, muß man bedenken, daß die meisten von Homers Mängeln nicht sowohl seinem Genie, als den Sitten des Zeitalters, in welchem er lebte, zur Last fallen; und daß für die schwachen Stellen der Aeneide

in dem Umstande, daß das Gedicht unvollendet geblieben ist, eine gültige Entschuldigung liegt.

---

29. Welche Lebensart war der Erfindung der Künste am zuträglichsten?

(Siebenkees Handbuch der Archäologie. 2 Thle. Nürnberg 1799. — Th. I. S. 69 bis 72.)

Nicht jede Lebensart der ältesten Menschen war für die Cultur und Erfindungen gleich vortheilhaft. Die eine beförderte dieselbe, eine andere hielt sie zurück, mit einer dritten vertrug sie sich gar nicht. Als die Menschen ihre Hölen verließen, d. i. den ersten Schritt zu einer künftigen Cultur thaten, beschäftigten sie sich entweder mit der Jagd, oder mit der Viehzucht, oder mit dem Feldbau.

Die Jagd war wahrscheinlich die älteste Beschäftigung der Menschen. Die Nothwendigkeit, sich gegen die wilden Thiere zu vertheidigen, erfand dieselbe; und die Mittel zum Unterhalt, welche sie den Menschen gewährte, lehrte ihnen dieselbe liebgewinnen. Diese Beschäftigung ist für Cultur und Erfindungen am wenigsten geschickt. Das unstäte und herumschweifende Leben, an welches sie gewöhnt, hinderte die Geselligkeit, und das beständige Morden der Thiere gewöhnt an Grausamkeit und Wildheit. Die Völker, welche von der Jagd lebten, blieben daher fast immer wild; noch in den spätern Zeiten waren die Nationen in Griechenland, die von der Jagd lebten, z. B. die Kynetheer, wegen ihrer Wildheit bekannt. Unter den Amerikani-

schen und Südländischen Völkern sind auch heut zu Tage die jagenden die wildesten und grausamsten. Bei dieser Beschäftigung mochten einige bemerkt haben, daß es nicht allein wilde und schädliche Thiere gebe, sondern auch solche, welche friedlich beisammen lebten, und sich leicht an den Umgang mit Menschen gewöhnten. Einige mochten auch bemerkt haben, daß die Milch dieser Thiere ein gesundes und nahrhaftes Getränk sey; was war natürlicher, als daß man suchte, einige derselben zu fangen, und zu gewöhnen, daß sie sich von einem gewissen Ort nicht entfernten, damit man nach Gefallen sie haben könnte. Dieses gab Anlaß zur Viehzucht. Diese Beschäftigung machte die Menschen schon milder; aber eine große Cultur veranlaßte sie auch nicht. Auch sie verlangte ein herumziehendes Leben mit den Heerden, und hinderte die Geselligkeit; daher blieben die nomadischen oder Hirtenvölker auch immer in der Cultur zurück, ungeachtet sie bei weitem sanfter waren, als die jagenden. Die dritte Art der Beschäftigung war der Ackerbau. Dieser kann ohne Vereinigung mehrerer Menschen zu einer gemeinschaftlichen Arbeit nicht getrieben werden. Es mußten also die Familien, welche sich mit demselben beschäftigten, sich bald mit einander vereinigen. Er veranlaßte also Geselligkeit, und diese — mildere Sitten. Der Ackerbau kann ohne Maschinen nicht getrieben werden; wollte der Mensch der Feldarbeit nicht unterliegen, so mußte er Instrumente erfinden, womit dieselbe befördert werden kann. So armselig auch dieselben gewesen seyn mögen, so war ihre Erfindung die erste Uebung für den menschlichen Verstand, und leitete ihn in der Folge auf weitere und größere Erfindungen. Um seine Früchte aufzubewahren, mußte er dauerhaftere Wohnungen anlegen, als die Jagd- und Hirtenvölker haben;

und so entstand in der Folge die Baukunst, die älteste Kunst der Menschen, welche vielleicht mit dem ersten Anfang der Cultur entstand. Nach und nach erfand der Mensch, Holz und Steine zu bearbeiten, die Metalle zu benutzen, den Gebrauch des Feuers, die Verfertigung hölzerner und irdener Gefäße, und stieg von einer Stufe der Ausbildung zur andern fort.

Schon a priori kann man fast beweisen, daß die ackerbauenden Völker die Erfinder aller Künste gewesen sind; denn keine Lebensart gab dazu Gelegenheit; und die Geschichte aller Nationen bestätigt dieses. Die morgenländischen Sagen schreiben die Erfindung der Künste der Familie des Kain zu, und diese bauete das Feld.

Die Aegypter leiten den Anfang ihrer Cultur und der Künste unter ihnen von dem Osiris her, der den Ackerbau bei ihnen einführte, und auch die Griechen zählen von der Erfindung des Getreidebaues die Jahre ihrer Cultur.

Die ackerbauenden Völker bildeten sehr bald kleine Dörfer und Städte; und da sie mit vereinten Kräften ihre Lebensart trieben, und ein jeder die Erfindung des andern benutzen konnte, so wurden ihnen ihre Geschäfte leichter, und sie hatten nicht mehr nöthig, alle ihre Zeit auf die Verschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu wenden. Sobald der Mensch aber auf dem Grad der Cultur steht, daß er ohne die drückendste Mühe seinen Unterhalt sich verschaffen kann, so fällt er auf Erfindungen, welche auf Bequemlichkeit und Verschönerung seines Zustandes gehen. Seine Wohnungen werden geräumiger, reiner, und erhalten eine bessere Gestalt, seine Geräthe und Waffen werden mit Verzierungen versehen, er denkt selbst auf Verschönerung seiner Person durch allerlei Mittel. Auf diesem Grad

des Wohlstandes und der Cultur stehen einige Nationen in der Südsee.

Steht der Mensch auf dieser Stufe, dann hat er nur noch wenige Schritte zum ersten rohen Anfang der Bildnerei zu thun. Ein günstiger Zufall darf sich ereignen, und die erste Erfindung derselben ist geschehen.

---

30. Die Erfindung der zeichnenden und bildenden Künste ist ein Werk des Zufalls.

(Siebenkees Handbuch rc. Th. I. S. 72 bis 74.)

Wahrscheinlich wurde die erste Erfindung der bildenden Künste, wie aller Erfindungen, durch einen Zufall veranlaßt. Der Ereignisse, welche dazu Anlaß gaben, können unendlich viele gewesen seyn. Einige Beispiele statt aller: Die Natur bildet oft aus Tropfstein Gestalten, welche einer menschlichen Figur ganz ähnlich sind. Ein Mensch, der mehr Scharfsinn, als seine Zeitgenossen hat, machte den Versuch, eine ähnliche Figur aus Thon nachzubilden. Daß der Thon dazu nicht undienlich sey, konnte er aus der Verarbeitung desselben zu Töpfergeschirren, deren Erfindung älter war, als die bildende Kunst, wissen. Sein Versuch gelang, und die erste rohe Erfindung der bildenden Künste war gemacht. Man rafinirte nun darüber, verbesserte an dieser Erfindung, und brachte es endlich so weit, daß man eine rohe menschliche Figur nach Gefallen bilden konnte. Ferner: die Griechen erzählen, die Tochter des Töpfers Dibutades habe den Schatten ihres Geliebten, der sich

von ihr trennen mußte, an die Wand gezeichnet, und dadurch die Erfindung der Zeichenkunst veranlaßt.

Es mag an dieser Ueberlieferung etwas wahr seyn, oder nicht; genug sie beweis't, daß man einem Zufall die Erfindung der schönen Künste zuschrieb.

Unwahrscheinlich ist es nicht, daß der Mensch, beim Anblick des Schattens einer Person, auf den Gedanken kam, denselben mit Kohle oder Kreide auf einer Wand, oder im Sand nachzuzeichnen. Der Mensch ist zum Nachahmen gebohren; eine Neigung dazu findet man selbst bei den wildesten Völkern. Es konnte also einem, der die Aehnlichkeit der Umrisse einer Person mit dem Schatten derselben bemerkte, leicht einfallen, nach der Figur des Schattens genaue Linien zu ziehen. Der Schatten verschwand, und die Linien blieben zurück, und zeigten einige Aehnlichkeit mit dem Körper, der den Schatten gemacht hat.

Was der Zufall erfand, lehrte Nachdenken und Uebung vollkommner machen und ausbilden. Man lernte nach und nach, dergleichen Umrisse ohne Hilfe des Schattens zu entwerfen; mehreres Nachdenken lehrte, in diesen Umrissen die Verhältnisse zu befolgen, welche das Gesicht angab, d. i. man erfand die Proportion. Die ganze Zeichnungskunst bestand nun in der Verfertigung der äußern rohen Umrisse; die innern Theile des Körpers, und die verschiedenen Glieder desselben waren nicht angegeben. Es glichen die Figuren denjenigen, welche man an den Wänden einiger Gebäude in Egypten sieht.

In der Folge versuchte man, in die rohen Thonformen, und in die rohen Umrisse die einzelnen Theile des Körpers zu zeichnen; und endlich lernte man, einen Körper in Handlung zu stellen. Diesen oder einen

ähnlichen Gang nahmen wahrscheinlich die zeichnenden und bildenden Künste in den ersten Zeiten ihres Entstehens.

---

31. Die Erfindung der Buchstabenschrift, von ihrer nachtheiligen Seite betrachtet.

(Aus dem Phädrus des Platon, c. 274.)

„In der Gegend von Naukratis in Egypten war, wie eine alte Sage erzählt, einst von den alten Göttern einer, mit Namen Theut, eben der, welchem der bekannte Vogel Ibis geheiligt war. Dieser soll die Zahlen, die Rechenkunst, die Meßkunst und Sternkunde, sammt dem Brett- und Würfelspiele, so auch die Buchstaben erfunden haben. Der damalige König von ganz Egypten war Thamus, in der großen Stadt des oberen Landes, welche die Griechen das Egyptische Theben nennen. Den Gott nennen sie Ammon. Zu diesem Könige kam Theut, stellte ihm seine Künste aus und sagte, sie müßten auch den übrigen Egyptern mitgetheilt werden. Jener erkundigte sich nach dem Nutzen einer jeden, und äußerte, indem Theut sie einzeln durchging, über manches, was ihn gut dünkte, sein Lob, über manches seinen Tadel. Sehr viel soll Thamus dem Theut für und wider jegliche Kunst gesagt haben, welches alles zu erzählen zu weitläuftig wäre. Als sie aber an die Buchstaben kamen, sagte Theut: diese Kunst, o König! wird bewirken, daß die Egypter weiser werden und weniger vergessen, denn mit ihr ist eine Arzenei der Weisheit und des Gedächtnisses erfunden."

„Kunstreichster Theut," antwortete jener, „der eine vermag Künste zu erfinden, ein anderer, zu beurtheilen, welches Maaß des Nutzens oder Schadens sie denen gewähren, die sich ihrer bedienen sollen; und so hast du, Vater der Buchstaben, aus Vorliebe, jetzt gerade das Gegentheil von dem gesagt, was sie wirken werden; denn diese Kunst wird, durch Vernachlässigung des Gedächtnisses, das Vergessen in die Seele der Lernenden bringen, indem sie, der Schrift vertrauend, von außen durch fremde Zeichen, nicht von innen durch sich selbst erinnert werden. Nicht also eine Arzenei des Gedächtnisses, sondern bloß der Erinnerung, hast du erfunden. Und von der Weisheit ertheilst du deinen Schülern bloß den Schein, nicht die Wirklichkeit. Denn indem sie durch dich viel hören, ohne zu lernen, werden sie als Vielwisser glänzen und doch Unwissende seyn; auch für den Umgang werden sie lästig werden, weil sie sich für Weise halten, anstatt Weise zu seyn.

---

32. Charakter des Christenthums.

(Bruchstück aus Schleiermacher's Reden über die Religion. Zweite Aufl. Berlin 1806. — 5te Rede S. 304 bis 309).

Herrlicher, erhabener, der erwachsenen Menschheit würdiger, tiefer eindringend in den Geist der systematischen Religion, weiter sich verbreitend über das ganze Universum ist die ursprüngliche Anschauung des Christenthums. Sie ist keine andere, als die des allgemeinen Entgegenstrebens alles Endlichen gegen die Einheit

des Ganzen, und der Art wie die Gottheit dieses Entgegenstreben behandelt, wie sie die Feindschaft gegen sich vermittelt, und der größer werdenden Entfernung Grenzen setzt durch einzelne Punkte über das Ganze ausgestreut, welche zugleich Endliches und Unendliches, zugleich Menschliches und Göttliches sind. Das Verderben und die Erlösung, die Feindschaft und die Vermittlung: das sind die beiden unzertrennlich mit einander verbundenen Seiten dieser Anschauung, und durch sie wird die Gestalt alles religiösen Stoffs im Christenthum und seine ganze Form bestimmt. Die physische Welt ist abgewichen von ihrer Vollkommenheit und unvergänglichen Schönheit mit immer verstärkten Schritten; aber alles Uebel, selbst das, daß das Endliche vergehen muß, ehe es den Kreis seines Daseyns vollständig durchlaufen hat, ist eine Folge des Willens, des selbstsüchtigen Strebens der vereinzelten Natur, die sich überall losreißt aus dem Zusammenhange mit dem Ganzen, um etwas zu seyn für sich; auch der Tod ist gekommen um der Sünde willen. Die moralische Welt ist vom Schlechten zum Schlimmern fortschreitend: unfähig etwas hervorzubringen, worin der Geist des Universums wirklich lebte, verfinstert der Verstand und abgewichen von der Wahrheit, verderbt das Herz und ermangelnd jedes Ruhmes vor Gott, verlöscht das Ebenbild des Unendlichen in jedem Theile der endlichen Natur. In Beziehung hierauf wird auch die göttliche Vorsehung in allen ihren Aeußerungen angeschaut, nicht auf die unmittelbaren Folgen für die Empfindung gerichtet in ihrem Thun; nicht das Glück oder Leiden im Auge habend, welches sie hervorbringt; nicht mehr einzelne Handlungen hindernd oder fördernd, sondern nur bedacht, dem Verderben zu steuern in großen Massen; zu zerstören

ohne Gnade, was nicht mehr zurückzuführen ist, und neue Schöpfungen mit neuen Kräften aus sich selbst zu schwängern: so thut sie Zeichen und Wunder, die den Lauf der Dinge unterbrechen und erschüttern; so schickt sie Gesandte, in denen mehr oder weniger von ihrem eignen Geiste wohnt, um göttliche Kräfte auszugießen unter die Menschen. Eben so wird auch die religiöse Welt vorgestellt. Auch indem es mit dem Universum in Gemeinschaft treten will, strebt das Endliche ihm entgegen, sucht immer ohne zu finden, und verliert was es gefunden hat; immer einseitig, immer schwankend, immer beim Einzelnen und Zufälligen stehen bleibend, und immer noch mehr wollend als anschauen, verliert es das Ziel seiner Blicke. Vergeblich ist jede Offenbarung. Alles wird verschlungen von irdischem Sinn, alles fortgerissen von dem inwohnenden irreligiösen Princip; und immer neue Veranstaltungen trifft die Gottheit, immer herrlichere Offenbarungen gehen durch ihre Kraft allein aus dem Schooße der alten hervor, immer erhabnere Mittler stellt sie auf zwischen sich und den Menschen, immer inniger vereinigt sie in jedem spätern Gesandten die Gottheit mit der Menschheit, damit durch sie und von ihnen die Menschen lernen mögen das ewige Wesen erkennen; und nie wird dennoch gehoben die alte Klage, daß der Mensch nicht vernimmt, was vom Geiste Gottes ist. Dieses, die Art wie das Christenthum in seiner eigentlichsten Grundanschauung am meisten und liebsten das Universum in der Religion und ihrer Geschichte anschaut; wie es die Religion selbst als Stoff für die Religion verarbeitet, und so gleichsam eine höhere Potenz derselben ist, das macht das unterscheidendste seines Charakters, das bestimmt seine ganze Form. Eben weil es ein irreligiöses Princip als überall verbreitet voraussetzt,

weil dies ein wesentliches Element des Gefühls ausmacht, auf welches alles übrige bezogen wird, ist es durch und durch polemisch, — Polemisch in seiner Mittheilung nach außen, denn um sein innerstes Wesen klar zu machen, muß es jedes Verderben, es liege in den Sitten oder in der Denkungsart, vor allen Dingen aber das irreligiöse Princip selbst überall aufdecken. Ohne Schonung entlarvt es daher jede falsche Moral, jede schlechte Religion, jede unglückliche Vermischung von beiden, wodurch ihre beiderseitige Blöße bedeckt werden soll; in die innersten Geheimnisse des verderbten Herzens dringt es ein, und erleuchtet mit der heiligen Fackel eigner Erfahrung jedes Uebel, das im Finstern schleicht. So zerstörte es — und dies war fast seine erste Bewegung — die letzte Erwartung seiner nächsten Brüder und Zeitgenossen, und nannte es irreligiös und gottlos, eine andere Wiederherstellung zu wünschen oder zu erwarten, als die zur bessern Religion, zur höheren Ansicht der Dinge, und zum ewigen Leben in Gott. Kühn führt es die Heiden hinweg über die Trennung, die sie gemacht hatten zwischen dem Leben und der Welt der Götter und der Menschen. Wer nicht in dem Ewigen lebt, webt und ist, dem ist er völlig unbekannt; wer dies natürliche Gefühl, wer dies innere Bewußtseyn verloren hat unter der Menge sinnlicher Eindrücke und Begierden, in dessen beschränkten Sinn ist noch keine Religion gekommen. So rissen sie überall auf die übertünchten Gräber und brachten die Todtengebeine ans Licht, und wären sie Philosophen gewesen, die ersten Helden des Christenthums, sie hätten eben so polemisirt gegen das Verderben der Philosophie. Nirgends gewiß verkannten sie die Grundzüge des göttlichen Ebenbildes, in allen Entstellungen und Entartungen

sahen

sahen sie gewiß den himmlischen Keim der Religion; aber als Christen war ihnen die Hauptsache die Entfernung der Einzelnen von der Gottheit, die eines Mittlers bedarf, und so oft sie Christenthum sprachen, gingen sie nur darauf. — Polemisch ist aber auch das Christenthum, und das eben so scharf und schneidend, innerhalb seiner eignen Grenzen, und in seiner innersten Gemeinschaft der Heiligen. Nirgends ist die Religion so vollkommen idealisirt, als im Christenthum und durch die ursprüngliche Voraussetzung desselben; und eben damit zugleich ist immerwährendes Streiten gegen alles Wirkliche in der Religion als eine Aufgabe hingestellt, der nie völlig Genüge geleistet werden kann. Eben weil überall das irreligiöse Princip ist und wirkt, und weil alles Wirkliche zugleich als unheilig erscheint, ist eine unendliche Heiligkeit das Ziel des Christenthums. Nie zufrieden mit dem Erlangten sucht es auch in seinen reinsten Anschauungen, auch in seinen heiligsten Gefühlen noch die Spuren des Irreligiösen, und der dem Universum entgegengesetzten und von ihm abgewandten Tendenz alles Endlichen. Im Ton der höchsten Inspiration kritisirt einer der ältesten heiligen Schriftsteller den religiösen Zustand der Gemeinen; in einfältiger Offenheit reden die hohen Apostel von sich selbst: und so soll Jeder in den heiligen Kreis treten, nicht nur begeistert und lehrend, sondern auch in Demuth das Seinige der allgemeinen Prüfung darbringend; und nichts soll geschont werden, auch das Liebste und Theuerste nicht; nichts soll je träge bei Seite gelegt werden, auch das nicht, was am allgemeinsten anerkannt ist. Dasselbe, was exoterisch (äußerlich) heilig gepriesen und als das Wesen der Religion aufgestellt ist vor der Welt, ist immer noch esoterisch (innerlich) einem strengen und wiederholten

Gericht unterworfen, damit immer mehr unreines abgeschieden werde, und der Glanz der himmlischen Farben immer ungetrübter erscheine an allen Anschauungen des Unendlichen. Wie Ihr in der Natur seht, daß eine zusammengesetzte Masse, wenn sie ihre chemischen Kräfte gegen etwas außer ihr gerichtet gehabt hat, sobald dies überwunden, oder das Gleichgewicht hergestellt ist, in sich selbst in Gährung geräth, und dies und jenes aus sich abscheidet: so ist es mit einzelnen Elementen und mit ganzen Massen des Christenthums; es wendet zuletzt seine polemische Kraft gegen sich selbst; immer besorgt durch den Kampf mit der äußern Irreligion etwas fremdes eingesogen, oder gar ein Princip des Verderbens noch in sich zu haben, scheut es auch die heftigsten innerlichen Bewegungen nicht, um dies auszustoßen. Dies ist die in seinem Wesen gegründete Geschichte des Christenthums. Ich bin nicht gekommen Friede zu bringen, sondern das Schwerdt, sagt der Stifter desselben, und seine sanfte Seele kann unmöglich gemeint haben, daß er gekommen sey, jene blutigen Bewegungen zu veranlassen, die dem Geist der Religion so völlig zuwider sind, oder jene elenden Wortstreite, die sich auf den todten Stoff beziehen, den die lebendige Religion nicht aufnimmt; nur diese heiligen Kriege, die aus dem Wesen seiner Lehre nothwendig entstehen, hat er vorausgesehen, und indem er sie voraussah, befohlen. — Aber nicht nur die Beschaffenheit der einzelnen Elemente des Christenthums ist dieser beständigen Sichtung unterworfen; auch auf ihr ununterbrochenes Daseyn und Leben im Gemüth geht die Unersättlichkeit nach Religion. In jedem Moment, wo das religiöse Princip nicht wahrgenommen werden kann im Gemüth, wird das Irreligiöse als herrschend gedacht: denn ein anderes Entge-

gengesetzte giebt es nicht, als nur in sofern das was ist aufgehoben, und auf Nichts gebracht ist in seiner Erscheinung. Jede Unterbrechung der Religion ist Irreligion; das Gemüth kann sich nicht einen Augenblick entblößt fühlen von Wahrnehmung und Gefühl des Universums, ohne sich zugleich der Feindschaft und der Entfernung von ihm bewußt zu werden. So hat das Christenthum zuerst und wesentlich die Forderung gemacht, daß die Religiosität ein Continuum (etwas Fortwährendes) sein soll im Menschen, und verschmäht auch mit den stärksten Aeußerungen derselben zufrieden zu seyn, sobald sie nur gewissen Theilen des Lebens angehören, und sie beherrschen soll. Nie soll es ruhen, und nichts soll ihr so schlechthin entgegengesetzt seyn, daß es nicht mit ihr bestehen könne; von allem Endlichen sollen wir aufs Unendliche sehen, allen Empfindungen des Gemüthes, woher sie auch entstanden seyen, allen Handlungen, auf welche Gegenstände sie sich auch beziehen mögen, sollen wir im Stande seyn religiöse Gefühle und Ansichten beizugesellen. Das ist das eigentliche höchste Ziel der Virtuosität (Meisterschaft) im Christenthum.

Wie nun die ursprüngliche Ansicht desselben, auf welche alle andere Verhältnisse bezogen werden, auch im Einzelnen den Charakter seiner Gefühle bestimmt, das werdet Ihr leicht finden. Oder wie nennt Ihr das Gefühl einer unbefriedigten Sehnsucht, die auf einen großen Gegenstand gerichtet ist, und deren Unendlichkeit Ihr Euch bewußt seyd? Was ergreift Euch, wo Ihr das Heilige mit dem Profanen, das Erhabene mit dem Geringen und Nichtigen aufs innigste gemischt findet? und wie nennt Ihr die Stimmung, die Euch bisweilen nöthiget, diese Mischung überall vorauszusetzen, und überall nach ihr zu forschen? Nicht bisweilen ergreift

sie den Christen, sondern sie ist der herrschende Ton aller seiner religiösen Gefühle, diese heilige Wehmuth: denn das ist der einzige Name, den die Sprache mir darbietet; jede Freude und jeden Schmerz, jede Liebe und jede Furcht begleitet sie; ja in seinem Stolz wie in seiner Demuth ist sie der Grundton, auf den sich Alles bezieht. Wenn Ihr Euch darauf versteht, aus einzelnen Zügen das Innere eines Gemüths nachzubilden, und Euch durch das Fremdartige nicht stören zu lassen, das ihnen, Gott weiß woher, beigemischt ist: so werdet Ihr in dem Stifter des Christenthums durchaus diese Empfindung herrschend finden. Wenn Euch ein Schriftsteller, der nur wenige Blätter in einer einfachen Sprache hinterlassen hat, nicht zu gering ist, um Eure Aufmerksamkeit auf ihn zu wenden: so wird Euch aus jedem Worte, was uns von seinem Busenfreund übrig ist, dieser Ton ansprechen. Und wenn je ein Christ Euch in das Heiligste seines Gemüthes hineinblicken ließ: gewiß er ist dieses gewesen. So ist das Christenthum.

---

33. Bestimmung des Begriffes: Humanität.

(Aus Ferd. Delbrück über die Humanität. Leipzig 1796. S. 1 — 9.)

Um das Unterscheidende der menschlichen Natur aufzufinden, muß man auf der einen Seite von allen Dem abstrahiren, was sie mit der thierischen gemein hat, und auf der andern Seite von allen Dem, was nicht allgemein in ihr angetroffen wird.

Unter den Vorzügen, welche den Menschen über das Thier erheben, giebt es einige, welche alle, oder doch die meisten; es giebt andere, welche nur wenige Menschen besitzen. Zu jenen gehört die Erkenntniß derjenigen Dinge, die man in der alten philosophischen Sprache menschliche; zu diesen die Erkenntniß derjenigen, die man göttliche und himmlische nannte. Von der ersten Art sind die Wahrheiten, welche in sich eine solche Evidenz haben, daß sie jeder, nur nicht ganz unfähige, Mensch begreifen kann; von der letztern Art sind diejenigen, welche über die Gränzen der gemeinen Fassungskraft hinausliegen. Es giebt einzelne Menschen, und ganze Nationen, die zu Betrachtungen über die Natur der Bewegung, des Raumes und der Zeit, sich zu erheben nicht im Stande sind; hingegen kann es weder eine ganze Nation, noch einen einzelnen Menschen geben, der nicht Begriffe von einem gemeinschaftlichen Wohl hätte, und Empfindung von dem, was schön und häßlich ist.

Will man nun die menschliche Natur überhaupt kennen lernen; so muß man das zur Richtschnur nehmen, was bei Vielen, ohne Rücksicht auf das, was nur bei Wenigen angetroffen wird. Denn jenes, nicht dieses, macht das Wesentliche derselben aus. Alle Theorien über den Ursprung der Welt, und die Gesetze, nach denen die himmlischen Körper sich bewegen, können verloren gehen; und doch kann das menschliche Geschlecht fortdauern; mit dem Verluste der Sprache hingegen, mit dem Verluste der mittheilenden Neigungen, und der Begriffe von Dem, was recht und unrecht, was gut und böse ist, würde das menschliche Geschlecht untergehen. Die Eigenschaften der letztern Art sind es auch, nach denen wir den Charakter einzelner Menschen beur-

theilen. Wenn jemand eine andere Hypothese über Raum und Zeit annimmt, wenn er beide jetzt für bloße Formen der Sinnlichkeit hält, da er sie sonst für etwas Substantielles (Wesentliches) gehalten, so macht dies wenigen Eindruck auf uns, und man sagt nur, er habe seine Meinung geändert; wenn er hingegen seine Begriffe von der Bestimmung des Menschen, von Glückseligkeit, und dem höchsten Gute, vertauscht, und diesem gemäß handelt; wenn er aus einem freigebigen Manne ein sparsamer, aus einem Liebhaber der Ruhe und Muße ein geschäftiger, aus einem Freunde der Fröhlichkeit ein strenger Mann wird: so sagt man, er habe sich geändert. Zum Beweise, daß es gewisse Eigenschaften des Geistes gebe, welche, wie die Farbe des Körpers und die Züge des Gesichtes, wechseln können, ohne daß dadurch der ganze Mensch afficirt (ergriffen) wird; daß es andre gebe, mit deren Abänderung sich zugleich das Selbst des Menschen abändert.

Die Vorzüge des Körpers und Geistes also, welche auf der einen Seite Menschen über das Thier erheben, und auf der andern Seite ihnen allen gemein sind, so, daß sie sich in Absicht derselben nur dem Grade nach unterscheiden, machen das Eigenthümliche der menschlichen Natur aus.

Wer die Anlagen und Kräfte, die das Eigenthümliche der menschlichen Natur ausmachen, verhältnißmäßig entwickelt, und nach Maßgabe des Einflusses, den jede derselben auf die Erreichung unserer Bestimmung hat, ausbildet, dem legen wir Humanität bei.*)

---

*) Humanität ist das, was den Charakter der Menschheit ausmacht, im Gegensatze der Bestialität und Brutalität. Aber

Sokrates, bemerkt Xenophon, philosophirte nie über die allgemeine Natur der Dinge, und stellte auch nie Betrachtungen an über die von den Sophisten so genannte Welt (Κοσμος), noch über die Gesetze, nach welchen die himmlischen Körper wirken; sondern hielt die, welche sich um dergleichen bekümmerten, für Thoren. Denn, zuerst fragte er, ob sie glaubten, die menschlichen Dinge schon hinlänglich zu kennen, daß sie sich um dergleichen bekümmerten, oder ob sie dächten, klug zu handeln, wenn sie sich mit den menschlichen Dingen nicht abgäben, und die göttlichen betrachteten. Er wunderte sich auch, wie sie nicht einsähen, daß es dem Menschen unmöglich sey, dergleichen zu erkennen, da selbst die, welche die meiste Einsicht darin hätten, in ihren Meinungen nicht übereinstimmten, sondern auf demselben Fuße, wie die Wahnsinnigen, mit einander stünden.

So dachte er, fährt Xenophon fort, über die, welche sich mit dergleichen abgeben; er selbst philosophirte über die menschlichen Dinge, und stellte Betrachtungen an über die Gottesfurcht, und ihr Gegentheil, über das, was schön und häßlich ist, was recht und unrecht, was Weisheit und Thorheit, was Tapferkeit und Feigheit, was ein Staat und ein Staatsmann, was die Obrigkeit der Menschen, und eine obrigkeitliche Person der Menschen sey, kurzüber alles das, wodurch man seiner Meinung nach ein Καλοκαγαθος würde.

Ferner sagt Xenophon an einem andern Orte: ich weiß, daß Sokrates sich seinen Freunden immer als ein Καλοκαγαθος zeigte, und auf das vortrefflichste unter

---

weder Menschlichkeit und Menschheit noch Menschenliebe, Menschensittigung und Leutseeligkeit vermögen das fremde Wort ganz zu ersetzen. D. V.

ihnen über die Tugend und die übrigen menschlichen Dinge philosophirte. Auch hielten seine Freunde sich zu ihm, nicht um Redner vor dem Volk oder vor Gericht, sondern um Καλοικαγαθοι zu werden, und von ihm zu lernen, wie sie sich in Absicht ihres Hauswesens und ihrer Hausgenossen, ihrer Verwandten und Freunde, ihres Staats und ihrer Mitbürger zu verhalten hätten.

Aus diesem allen erhellet, daß, was ich eben Humanität nannte, nichts anders sey, als was die Griechen Καλοκαγαθια nannten; denn Sokrates schränkt sie ausdrücklich auf die Vorzüge ein, welche allgemein anwendbar und erlangbar sind. Auch leuchtet ein, daß die Καλοκαγαθια nicht bloß moralische Vollkommenheit unter sich begreife: denn um eine Familie oder einen Staat gut zu regieren, welches Sokrates für den ersten und größten Vorzug des Menschen hielt, ist moralische Vollkommenheit zwar nothwendig, aber nicht hinreichend.

Indem wir uns also bemühen, den Begriff, Humanität, weiter zu entwickeln, und die Vorzüge des Körpers und Geistes genauer anzugeben, welche sie in sich schließt, werden wir zugleich die Züge kennen lernen, die den Charakter des Sokrates, den Charakter seiner edelsten Schüler, ja gewissermaßen den Charakter des griechischen Alterthums überhaupt, bildeten.

Die Humanität ist es, welche die Griechen so sehr auszeichnet, welche über Alles, was sie betrifft, über ihre Gesetze und bürgerlichen Verfassungen, über ihre Religion und ihre Sitten, über ihr öffentliches und häusliches Leben, über ihre Philosophie und Litteratur, über ihre Werke der Kunst und der Rede, über ihre Kultur und Politur, eine Anmuth verbreitet, welche einen unverdorbenen Geschmack so sehr reitzt.

34. Gemälde eines humanen Charakters.

(Aus Ferd. Delbrück über die Humanität. S. 133.)

Stellet euch einen Mann vor, in welchem die beiden Grundtriebe der menschlichen Natur vereinigt, und im gehörigen Mittelmaaße wirken, der Trieb zum Vergnügen, und der Trieb zur Vervollkommnung; einen Mann, welcher angenehme und nützliche Kenntnisse, feinen Geschmack, richtigen Verstand, die Gabe einer ungezwungenen Unterhaltung, und so alle die Vorzüge besitzt, die das häusliche Leben verschönen; einen Mann, welcher Klugheit in der Berathschlagung, und Entschlossenheit im Ausführen mit allgemeiner Menschenliebe, und unwandelbarer Anhänglichkeit an die Pflicht verbindet, und so alles in sich vereinigt, was das öffentliche Leben vervollkommnet, was einen wankenden Thron stützen, und einen gesunkenen Staat heben, oder einen festen und blühenden in seinem Flor und Glanze erhalten kann; einen Mann, dessen schöner, kühner, thätiger Geist in seinem Anstande sich ausdrückt mit einer Wahrheit, mit einer Innigkeit, die man fühlen muß, man wolle, oder wolle nicht; stellt euch dies alles vor: so habt ihr das Bild des humanen Mannes; ihr werdet gestehen, daß ein solcher unter allen Menschen der in sich selbst glücklichste sey, der liebenswürdigste und gottgefälligste.

---

35. Ueber den Trost.

(Aus Jean Paul's Blumen-, Frucht- und Dornenstücken. Berlin, 1818. Bd. 2. S. 86.)

Das erste, was wir am Schmerze wie am Zorne zu bekämpfen oder zu verschmähen haben, ist seine giftige lähmende Süßigkeit, die wir so ungern mit der Arbeit des Tröstens und der Vernunft vertauschen und vertreiben. — Wir müssen nicht begehren, daß die Philosophie mit Einem Federzuge die umgekehrte Verwandlung von Rubens nachthue, der mit einem Striche ein lachendes Kind in ein weinendes umzeichnete. Es ist genug, wenn sie die ganze Trauer der Seele in Halbtrauer verwandelt, es ist genug, wenn ich zu mir sagen kann, ich will gern den Schmerz tragen, den mir die Philosophie noch übrig gelassen, ohne sie wär' er größer, und der Mückenstich ein Wespenstich. Sogar der körperliche Schmerz schlägt seine Funken bloß aus dem elektrischen Kondensator der Phantasie auf uns. Die heftigsten Stiche erlitten wir ruhig, wenn sie eine Terzie lang währten; aber wir stehen ja eben nie eine Schmerzensstunde aus, sondern nur zusammengereihete Schmerzensterzien, deren sechszig Strahlen bloß die Phantasie in dem heißen Stech- und Brennpunkte einer Sekunde fasset und auf unsre Nerven richtet. Das Peinlichste am körperlichen Schmerze ist das Unkörperliche, nehmlich unsere Ungeduld und die Täuschung, daß er immer währe.

Wir wissen alle gewiß, daß wir uns über manchen Verlust in zwanzig, zehn, zwei Jahren trösten werden. Warum sagen wir uns nicht gleich: so will ich denn lieber eine Meinung, die ich in zwanzig Jahren wegwerfe, gleich heute wegwerfen. Warum soll ich erst

zwanzigjährige Irrthümer abwerfen, und nicht zwanzigstündige? Wenn ich aus einem Traum, der mir ein Otaheite auf den schwarzen Grund der Nacht hinmahlte, wieder erwache, und das blumige Land wieder zerflossen erblicke: so seufze ich kaum, und denke: es war nur geträumt. Wie, und wenn ich diese blühende Insel wirklich im Wachen besessen hätte, und wenn sie durch ein Erdbeben eingesunken wäre, warum sag' ich da nicht auch, die Insel war nur ein Traum. Warum bin ich untröstlicher bei dem Verluste eines längern Traumes, als bei dem Verlust eines kürzern (denn das ist der Unterschied) und warum findet der Mensch eine größere Einbuße weniger nothwendig und wahrscheinlich als eine kleine?

Die Ursache ist: jede Empfindung und jeder Affect ist Wahnsinn, und fodert oder bauet seine eigne Welt. Der Mensch kann sich ärgern, daß es schon oder erst zwölf Uhr schlägt. — Welcher Unsinn! der Affect will nicht nur seine eigne Welt, sein eignes Ich, auch seine eigne Zeit. — Ich bitte jeden, einmal innerlich seine Affecten ganz ausreden zu lassen, nnd sie abzuhören und auszufragen, was sie denn eigentlich wollen; er wird über das Ungeheure ihrer bisher nur halb gestammelten Wünsche erschrecken. Der Zorn wünschet dem Menschengeschlechte einen einzigen Hals, die Liebe ein einziges Herz, die Trauer zwei Thränendrüsen, und der Stolz zwei gebogne Knie. — Wenn ich in Widmanns Höfer Chronik die ängstlichen blutigen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs durchlas, gleichsam durchlebte; wenn ich das Hülferufen der Geängsteten wieder hörte, die in den Donaustrudeln ihrer Zeit arbeiteten, und das Zusammenschlagen der Hände, und das wahnsinnige Herumirren auf den zerstreuten mürben Brückenpfeilern wieder sah, gegen welche schäumende Wogen und reißende

Eisfelder anschlugen, und wenn ich dann dachte: alle Wogen sind zerflossen, das Eis ist zerschmolzen, das Getümmel ist verstummt, und die Menschen auch mit ihren Seufzern: so erfüllte mich ein eigner wehmüthiger Trost für alle Zeiten, und ich fragte: War und ist denn dieser flüchtige Jammer unter dem Gottesacker-Thore des Lebens, den drei Schritte unter der nächsten Höhle beschließen, der feigen Trauer werth? Wahrlich, wenn es erst, wie ich glaube, unter einem ewigen Schmerze wahre Standhaftigkeit giebt, so ist ja die im fliehenden kaum eine.

Eine große aber unverschuldete Landplage sollte uns nicht demüthig machen, sondern stolz. Wenn das lange schwere Schwerd des Krieges auf die Menschheit niedersinkt, und wenn tausend bleiche Herzen zerspaltet bluten, oder wenn im blauen reinen Abend die rauchende heiße Wolke einer auf den Scheiterhaufen geworfenen Stadt finster hängt, gleichsam die Aschenwolke von tausend eingeäscherten Herzen und Freuden: so erhebe sich stolz dein Geist, und ihn ekle die Thräne und das, wofür sie fällt, und er sage: Du bist viel zu klein, gemeines Leben, für die Trostlosigkeit eines Unsterblichen, zerrissenes unförmliches Pausch- und Bogenleben! Auf diesem aus tausendjähriger Asche geründeten Globus, unter diesen Erdengewittern aus Nebeln, in diesem Wehklagen eines Traums ist es eine Schande, daß der Seufzer nur mit seiner Brust zerstiebt und nicht eher, und die Zähre nur mit ihrem Auge. Aber dann mildere sich dein erhabener Unmuth, und lege dir die Frage vor: wenn nun der verhüllte Unendliche, den glänzende Abgründe und keine Schranken umgeben, und der erst die Schranken erschafft, die Unermeßlichkeit vor deinen Augen öffnete, und dir sich zeigte, wie er austheilt die Sonnen, die

hohen Geister, die kleinen Menschenherzen, und unsere Tage und einige Thränen darin, würdest du dich aufrichten aus deinem Staube gegen ihn und sagen: Allmächtiger, ändere dich!

Aber ein Schmerz wird dir verziehen oder vergolten, es ist der um deine Gestorbenen, denn dieser süße Schmerz um die Verlornen ist doch nur ein anderer Trost. Wenn wir uns nach ihnen sehnen, ist es nur eine wehmüthigere Weise, sie fort zu lieben, und wenn wir an ihr Scheiden denken, so vergießen wir so gut Thränen, als wenn wir uns ihr frohes Wiedersehen mahlen, und die Thränen sind wohl nicht verschieden.

---

36. Ist der Welt durch große (mit großen) Genies viel gedient?

(Aus Pockels, der Mann, 4 Bde. Hannover 1806. Bd. III. S. 119 — 130.)

Und dennoch hat die Natur die Einrichtung getroffen, — weil der Welt mit einem Ueberfluß an originellen Köpfen nicht sehr gedient zu seyn scheint, — daß sie immer nur wenige schafft, oder auch wol gar weislich dafür sorgt, daß nicht viele zu ihrer vollendeten Reife gelangen. Die Societät, auf welche die Natur ihre höhere Zwecke gründete, und in allen ihren Reichen, um das Ganze zu erhalten, der Regelmäßigkeit hold ist, bedarf der glänzenden Irrsterne weniger, als der ordnungsliebenden Planeten. Sie kann es, vermöge jener Zwecke, nicht wohl vertragen, wenn sie durch zu viele Ausnahmen des Gewöhnlichen gestört und durchschnitten wird;

sie ist eine natürliche Feindin aller Revolutionen, wozu ungewöhnliche Köpfe gemeiniglich am geneigtesten sind. Sie fordert zu ihrem Anbau und zu ihrer Unterhaltung — Obedienz, Nachgeben, Subordination, Weltklugheit, Stille und Achtung des Friedens, wozu wiederum die wenigsten Genies gemacht sind. Um ihren Kopf soll sich das Universum drehen; von ihnen soll es seine Gesetzgebung annehmen, seine Wissenschaftlichkeit empfangen, seine Staatsverfassungen, seine Pädagogik, seine Religion, kurz alles lernen, was von einem menschlichen Wesen gelernt werden kann.

Kant läßt die Frage unerörtert: ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sey? Er nimmt in sofern ihre Partie, „weil sie doch oft neue Wege einschlagen, und neue Aussichten eröffnen; — meint aber doch, daß mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltäglichen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande, vielleicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beigetragen haben mögen, — indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnungen stifteten." — Im Allgemeinen läßt sich auch diese Frage nicht entscheiden, weil das große Genie bald mit einem sehr edlen, bald mit einem unedlen Charakter verbunden seyn kann, weil von diesem Charakter sein Einfluß auf die Welt sehr bestimmt wird, und weil die Wirkungen des Genies und seine Ausbildung gewöhnlich von dem bessern oder schlechtern Zeitgeiste abhängt, in welchem es seine Bahn durchläuft. — Auffallend ist es, daß der ruhige Denker Kant sich über die sogenannten Geniemänner, welche er Genieaffen nennt, sogar etwas empfindlich erklärt, obgleich diese Genieaffen dem philo=

sophischen Riesen nie und nirgends im Wege stehen konnten. „Ein Schlag von ihnen, sagt er in seiner Anthropologie: hat sich unter jenem Aushängeschild des Genies mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen fur stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt, und kraftvoll zu reichen, vorgiebt. Dieser Schlag ist, wie der Quacksalber und Marktschreier, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweiheten oder Machthaber, vom Weisheitssitze herab, im entscheidenden Tone abspricht, und so die Armseligkeit des Geistes zu verstecken weiß. Was ist hier wieder anders zu thun, als zu lachen, und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen?"

Garve erklärt sich über die Brauchbarkeit des Genies für die Welt in seinem Versuch: über die Prüfung der Fähigkeiten, schon etwas bestimmter und individueller: „Unter der Klasse von Menschen, heißt es da, die man Gelehrte nennt, sind einige bloß dazu bestimmt, die schon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen, und die Wissenschaft zu dociren; andere, sie zu erweitern (Genies); die dritten, sie auf das menschliche Leben und den wirklichen Nutzen der Gesellschaft anzuwenden. Man würde sehr unrecht thun, wenn man lauter Genies für die Wissenschaften forderte, da es doch eine Menge von Aemtern und Verrichtungen giebt, die einen Gelehrten fordern, und die doch ohne Genies besser bestellt

werden. Bonsens*), d. h. eine nicht sehr tiefsinnige, aber doch richtige Vernunft, die sich an den gewöhnlichen Gegenständen der menschlichen Kenntnisse geübt hat; eine Gabe, die Gedanken Anderer zu fassen, und in den Sinn dessen, was man liest oder hört, einzudringen; ein Gedächtniß, welches wenigstens bei einer hinlänglichen Wiederholung die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand setzt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergessen, — das ist für diese Aemter und für die Klasse von Gelehrten, die sie besorgen, und also ohne Zweifel für den größten Theil, hinlänglich. Wenn zu diesen Fähigkeiten des Verstandes noch gewisse Eigenschaften des Charakters hinzukommen; erstlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet, und auch einen langsamen Fortgang ununterbrochen verfolgt; zum andern eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzusehen, als bis man sie andern wieder beibringen kann: so können recht gute Lehrer auf Akademien und Schulen daraus werden, sie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde also durch die Strenge, die alle mittelmäßigen Köpfe von der Gelehrsamkeit ausschließt, mehr schaden, als nützen. Geister von höhern Gaben lassen sich (schon aus Neigung zur Independenz) entweder schwerlich zu diesen Diensten brauchen, oder verrichten sie in der That schlechter, weil sie sie unwillig oder zerstreut thun, und sie nur als Nebendinge ansehen, von denen sie je eher je lieber wieder loszukommen suchen. Diejenige Klasse, welche die aus-

*) Der Deutsche nennt es gesunden Menschenverstand, Mutterwitz.

ausübenden Gelehrten in sich begreift, erfordert in der That oft weit weniger Gelehrsamkeit, als Klugheit und Witz; man weiß, wie oft große Kuren von Leuten sind verrichtet worden, deren Wissenschaft sehr mittelmäßig war" u. s. w.

Aber noch gefährlicher und wirklich furchtbarer zeigen sich, der allgemeinen Meinung nach, die meisten großen Genies auf den höhern Stufen einer politischen Wirksamkeit, wenn sie eigenmächtig regieren und gebieten dürfen, — und man müsse daher der Welt Glück wünschen, daß die Thronen so selten mit Genies besetzt sind. Dieß ist seit Jahrtausenden die Sprache und Meinung der Völker gewesen, und zwar nicht ohne Grund, weil man die großen unheilbringenden Regenten, Eroberer und raffinirten Despoten auch wohl für Genies zu halten pflegte. Allein untersucht man die Sache genauer: so wird man leicht die Entdeckung machen, daß der unzuberechnende Jammer der Welt, welcher durch Regierungen und politische Mißgriffe veranlaßt wurde, — vorzüglich dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß so wenig genialische Köpfe — Regenten waren. Durch Mangel an denkender Selbstkraft, durch die Armuth des Erfindungsgeistes, der selbst das Widerwärtige zu seinem Vortheil zu nutzen weiß, durch eine orientalische Schläfrigkeit und Langsamkeit in den Staatsgeschäften, durch mattherzige, unselbstständige, weichliche und schwankende Regierungen sind alle Thronen und alle Völker gesunken, weil auf solchen Fundamenten nichts Rechtliches und Großes feststehen kann. Durch selbstwirkende, selbstdenkende und erfinderische Regenten sind alle Staaten emporgestiegen, und stehen geblieben, so lange der Schutzgeist des Genies sie beseelte und bewachte.

Derjenige originelle Kopf, welcher seinen Wirkungs-

kreis mit reinem Bewußtseyn seines Werths faßt und füllt, — der überall mit seinem hellen Geiste selbst gegenwärtig ist, überall sein großes Regenten-Ideal in der schönen Wirklichkeit abdrückt, — überall das Ganze schöpferisch zusammenhält (nicht durch armselige Nothmittel und Palliatife, sondern durch seine hinreichende selbstständige Vernunftkraft), der Kopf, welcher die Vortheile und Verluste voraus ahndet, und voraus berechnet, die aus einer gewissen Handlungs- und Denkmaxime vielleicht erst nach einem langen Zeitraume resultiren können, und die Keime möglicher Revolutionen in ihrer Geburt zu ersticken, oder doch ihre verderbliche Reife zu verhindern weiß, der Kopf, welcher sein eigener treffender Rathgeber ist, weil das große Talent, zu regieren, aus seiner eigenen Natur hervorgeht, weil er den Brennpunkt seines Wirkens aus sich selbst schafft, und nie halb, sondern immer ganz und mit ganzer Besonnenheit handelt, — aber auch — nachzugeben versteht, wo das Nachgeben von der Lebensphilosophie geboten wird, und wo der Trotz des Genies nur alles verderben würde, — ein solcher Kopf ist doch wohl unstreitig das Vortrefflichste, was sich eine Nation selbst wünschen kann, und ein solcher wird doch sicher besser, vernünftiger und pflichtmäßiger, als ein gekrönter Automat regieren, der alles durch seine eigennützigen Günstlinge thun und treiben läßt.

Wenn sich aber auch der genialische Kopf auf dem Throne manche Abschweifung von der wahren Regierungsphilosophie erlauben könnte, weil er vielleicht sein Ziel, wie alle selbsthandelnde Köpfe, mit zu großer Lebhaftigkeit oder Hastigkeit verfolgt: so werden ihn doch zwei Dinge vor großen Verirrungen, und am meisten vor jener, alle Regenten so tief beschimpfenden Unthätig-

keit sichern, — die Ehrliebe und die Kunst, geschickte und gescheidte Leute um sich her zu versammeln. *)

---

37. Ueber die traurigen Scenen der Vernichtung in der Kultur.

(Von v. Göthe.)

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit ausmacht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren

*) Genie gehört zu den unübersetzbaren Fremdlingen unserer Sprache. Es ist etwas Angebornes, nicht Erworbenes, und kann eben darum nicht völlig begriffen und erklärt werden. Aber wir fühlen, daß es die höchste, gleichmäßige Stärke aller Seelenkräfte in sich begreift, die durch das Dichtungsvermögen (die Phantasie) zu Einer großen Harmonie gestimmt werden. Daher nennt es Jean Paul sehr bezeichnend, eine theokratische Republik, und eben dadurch unterscheidet es sich von dem oft damit verwechselten Talent, welches immer nur eine einzelne starke Geisteskraft, oder eine vorzügliche Kunstfertigkeit bezeichnet, und nach Jean Paul's eben so treffendem Bilde eine Monarchie in dem Innern des Menschen macht. d. H.

mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Röhren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte: wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreiete; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmelten die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe, alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich annisten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so geringe achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Standes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe

ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des unermeßlichen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenssonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden thut mir wohl. Selbst die Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach, in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der dich nicht verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliges Grab! Ha! nicht die große seltene Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt; Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich

her: Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

---

38. Der arme Jakob, der genug hat.

(Von Benjamin Franklin.)

Meine lieben Freunde! Die Abgaben sind freilich schwer; und hätten wir nicht mehr, als die zu bezahlen, die uns die Obrigkeit auflegt, so könnten wir leicht damit fertig werden; aber wir haben noch ganz andre, und die den meisten unter uns noch weit mehr zur Last fallen. Unsre Faulheit macht unsre Abgaben doppelt, unsere Eitelkeit macht sie dreifach, und unsre Thorheit vierfach. Es giebt keine Landesverordnungen, die uns von diesen Abgaben befreien, oder uns einigen Nachlaß verschaffen könnten. Indessen hört einen guten Rath an: es läßt sich noch etwas für euch thun. Gott hilft denen, die sich selber helfen, sagt der arme Jakob.

Man würde eine Regierung für fehlerhaft halten, die dem Volke auflegte, den zehnten Theil seiner Zeit auf öffentliche Frohndienste zu wenden; aber die Faulheit legt den meisten unter uns noch weit mehr auf. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, indem er uns schwächer macht. Der Müßiggang ist ein Rost, der mehr angreift, als die Arbeit selber. Je mehr man einen Schlüssel braucht, je reiner wird er, sagt der arme Jakob. Liebst du nun das Leben, so verderbe die Zeit nicht, denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht dadurch, daß wir mehr schlafen, als uns Noth thut, ohne daran zu denken, daß der schlafende Fuchs kein

Huhn fängt, und daß wir lange genug im Grabe schlafen werden. Wenn die Zeit das Kostbarste unter allen Dingen ist, so ist die Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen. — Faulheit findet alles zu schwer; der Fleiß macht alles leicht. Wer spät aufsteht, der mag den ganzen Tag laufen, am Abend wird er kaum so viel finden, als er bedarf. Denn Fahrläßigkeit geht so langsam, daß Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft nicht dich treibt. Zeitig zu Bett gehen und zeitig aufstehen, macht den Menschen klug, reich und gesund, wie der arme Jakob abermals sagt.

Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen; und wer sich mit Hoffnungen speiset, der stirbt vor Hunger. Es giebt keinen Vortheil ohne Mühe. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich keine Ländereien habe, und wenn ich welche habe, weil sie mit großen Abgaben beschwert sind. Wer ein Handwerk hat, der hat ein standesmäßiges Vermögen, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe also sein Handwerk und brauche seinen Kopf, sonst reicht Vermögen und Amt nicht zu, unsere Abgaben zu bezahlen. Sind wir arbeitsam, so haben wir immer Brod; denn der Hunger sieht den Arbeitsamen nur ins Fenster, ins Haus darf er nicht kommen. Die Gerichtsbedienten kommen ihm auch nicht hinein: denn Aemsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. — Du hast keinen Schatz gefunden? kein reicher Verwandter hat dich zum Erben eingesetzt? Recht gut! Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter; Arbeit belohnt Gott. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft, so wirst du Korn

haben, wovon du leben, und wovon du verkaufen kannst. Arbeite heute; denn du weißt nicht, was dich morgen daran verhindern kann. — Wenn du dienen müßtest, würdest du dich nicht schämen, wenn dein gütiger Herr dich müßig anträfe? Bist du nicht dein eigener Herr? Schäme dich also, dich selbst müßig anzutreffen, da du so viel für dich, für dein Haus, für dein Vaterland, und für deinen König zu thun hast.

Mich dünkt, ich höre jemand fragen: Soll man sich denn gar keine müßige Stunde erlauben? Ich antworte, wie der arme Jakob: Willst du Muße haben, so wende die Zeit wohl an, und so lange du nicht Herr über eine Minute bist, so verliere keine Stunde. Gute Muße heißt die Zeit, worin man etwas Nützliches verrichten kann; der Fleißige wird diese gute Muße finden, aber der Fahrläßige erhält sie nimmer. Denn ein Leben voll guter Muße, und ein müßiges Leben, ist zweierlei. Manche möchten gern von ihrer Geschicklichkeit leben, ohne zu arbeiten: aber sie platzen eher vor Mangel, als vor Ueberfluß. Arbeit hingegen schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. Flieht die Ergötzungen, und sie werden euch nachfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Gewebe. Aber Fleiß ist nicht genug; wir müssen auch beständig, nicht läufisch und nicht fahrläßig seyn; wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andre verlassen. Denn, wie der arme Jakob sagt, ein Baum, der oft umgepflanzt wird, und eine Familie, die immer herumläuft, gedeihen nicht so gut, als wenn alles an seinem Platze bleibt. — Dreimal umziehen, schadet so viel, als eine Feuersbrunst. — Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. — Sollen deine Geschäfte gut von statten gehen, so gehe selbst darnach;

sollen sie nicht, so schicke darnach. — Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen, oder ihn antreiben. Das Auge eines Herrn schafft mehr, als seine beiden Hände. Nachläßigkeit bringt größern Schaden als Unwissenheit. — Wer nicht über seine Arbeiter wachet, der läßt ihnen seinen Beutel offen. — In Weltgeschäften hilft Zutrauen weniger, als Mißtrauen.

Das sey genug von Arbeit und von Aufsicht auf unsere Geschäfte. Aber zu diesen beiden Dingen muß noch etwas hinzukommen. Wer nicht so zu sparen als zu gewinnen weiß, der mag die Nase Zeitlebens auf den Mühlstein haben; er wird keine Gerstengrütze hinterlassen. Ist die Küche fett gewesen, so wird die Verlassenschaft mager seyn. Wir haben viel Geld, so wie wir es gewonnen haben, auch wieder verzehrt, seitdem die Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und die Männer über dem Punsch das Pfropfen und Beschneiden vergessen haben.

Schränkt also eure thörichten Ausgaben ein, so dürft ihr nicht so viel über schwere Zeiten, über drückende Abgaben und über lästige Familien klagen. Denn Weiber und Wein, Spiel und unrichtiger Ueberschlag verringern die Gelder, und vermehren die Bedürfnisse. Mit dem, was ein einziges Laster zu unterhalten kostet, könnte man zwei Kinder unterhalten. Vielleicht glaubt ihr, ein wenig Thee oder Punsch, etwas leckerhaftere Speise, etwas feinere Kleider und von Zeit zu Zeit einige Lustbarkeit, haben nicht viel zu bedeuten, aber der arme Jakob sagt: ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff versenken.

Ihr habt euch hier zu diesem öffentlichen Verkaufe von allerlei Kaufmannsgut und Galanteriewaaren ver-

sammelt; ihr nennt dergleichen ein Gut; aber wenn ihr euch nicht in Acht nehmt, so wird es für einige unter euch ein Uebel werden. Denkt an das, was der arme Jakob sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen müssen, was dir unentbehrlich ist. Viele haben sich durch nichts anders zu Grunde gerichtet, als durch ihr wohlfeiles Einkaufen. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus.

Der arme Jakob giebt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: Der läppische Geschmack an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eitelkeit ist eine Bettlerin, die eben so dringend als die Armuth, aber noch weit unverschämter ist. Habt ihr ein schönes Stück gekauft, so müßt ihr noch zehn andere kaufen, damit eure ganze Ausstaffirung sich zusammen paßt. Aber, wie der arme Jakob sagt: Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrod; oder: der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittag mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande.

Welche Thorheit, solcher überflüssigen Dinge wegen Schulden zu machen! Bedenkt, daß ihr, wenn ihr Schulden macht, andern ein Recht über eure Freiheit gebt. Könnt ihr nicht zur rechten Zeit bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn ihr eure Gläubiger sehet; ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihnen sprecht, und nach und nach werdet ihr Treu und Glauben, und die Scham selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweite Stufe des Unrechts, und Schulden machen ist die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Armuth schlägt die Großmuth nieder. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Jakob abermals.

Was würdet ihr von einem Fürsten oder von einer Regierung denken, wenn sie euch bei Gefängnißstrafe verböten, euch so zu kleiden, wie andre artige Leute? Ihr gebt euch Mühe, unter eine solche Tyrannei zu gerathen, wenn ihr euch des Kleiderstaats wegen in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, sobald es ihm gefällt, euch eurer Freiheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd, ihn zu bezahlen, kann er euch ins Gefängniß verschließen, und euch Zeitlebens darin sitzen lassen. Als ihr euren Kauf schloßt, da dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; aber die Gläubiger haben ein besser Gedächtniß, als die Schuldner. Die Gläubiger sind Tagewähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, ehe ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, ehe ihr zur Befriedigung Anstalten gemacht habt. — Vielleicht seyd ihr gegenwärtig in der Verfassung, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne daß sie Folgen hat; aber führt gute Haushaltung für das Alter und für die Nothdurft. Die Thorheit des Morgens währt nicht bis auf den Abend. Euer Gewinn kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn; aber eure Ausgaben sind gewiß, und dauren so lange ihr lebt. Nun aber ist es leichter, zwei Feuerheerde zu bauen, als auf einem einzigen beständig Feuer zu unterhalten.

Zum Schluß! Erfahrung hält eine sehr theure Schule; es ist aber die einzige, worin Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Aufführung kann man nicht geben. Wer sich also nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen.

39. Ueber den Trieb zur Einsamkeit.

(Aus Zimmermann's Schrift: über die Einsamkeit, 4 Th. Leipzig 1784 und 1785.)

Trieb zur Einsamkeit ist Trieb zur Absonderung von allem, was uns quält, ärgert und hemmt; Streben nach Ruhe und Selbstgenuß. Der Kanzler Bacon findet in diesem Triebe entweder die äußerste Wildheit, oder die äußerste Erhabenheit.

Es ist eine sehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einsamkeit treibt, sondern daß er phlegmatisch darin hängen bleibt. Also ist allerdings Hang für Einsamkeit nicht immer Trieb, sondern auch wohl Lässigkeit, und alsdann nicht Schwung, sondern Fall der Seele; nicht Kraft, sondern Schwäche. Reue und Schaam, begangene Thorheiten, mißlungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geist so tief verwunden, daß er sich gern in der Einsamkeit verblutet, und gern dem Genusse aller geselligen Freuden entsaget. In allen diesen Fällen ist Neigung zur Einsamkeit für die Seele fast eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib; also freilich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Sattheit führet auch gewiß sehr viele Menschen zur Absonderung von der Welt. Wer alles genossen hat, was die Welt hochschätzet und giebt; wer nach Ruhm und Ehre, nach Macht und Gold und Wollust strebte, Alles erhielt, was er verlangte, und doch am Ende sagt: Alles ist eitel; wer immer durch Leidenschaft getrieben war, wie sein Roß durch Sporen, aber jetzt keine Leidenschaft mehr hat, die ihn treibt: der ist satt. Er nimmt zwar seine Wohnung nicht unter wilden

Thieren; er nähret sich nicht von rohen Kräutern und Wurzeln; aber Einsamkeit ist das letzte, das er versucht. Ich sah Vornehme und Große in diesem Zustande; denn so tief versinkt der gemeine Mann nicht. Ihr Herz pochte nach nichts. Nur das Leben hatten sie noch lieb; alles übrige schätzten sie wenig. Einsamkeit war das Polster, auf welches sie sich hinlegten. Aber Einsamkeit tauget nichts, auch für einen der Welt satten Fürsten, der seine Heerden nicht schützt, sein Feld nicht baut, und seinen Kohl nicht eben so eifrig pflanzt, als er vormals an der Spitze einer Armee Unsterblichkeit suchte.

Trieb zur Einsamkeit ist also zuerst Trieb zur Absonderung von allem, was wir im Menschengewühle hassen; dann Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe; dann, bei gesundem Geiste, Trieb zu allem dem unbeneideten Glücke, das jeder in sich selbst finden kann. Das höchste Glück des Menschen ist Ruhe im Herzen, und die Freiheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einsamkeit, weil er gern ungestört ruhet, und der andere, weil er gern ungestört arbeitet. Beide suchen jedoch Freiheit; und Freiheitsliebe hat bei Sonderlingen, Hypochondristen, Philosophen und Gelehrten eine mächtige Einwirkung in den Trieb zur Einsamkeit.

Sehnsucht nach Ruhe und Rückkehr in sich selbst entstehet natürlicher Weise, wenn man lange, und zumal mit Widerwillen, außer sich gewirkt hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe gibt es keinen wahren Selbstgenuß. Mancher Mensch thut zwar am meisten Gutes, wenn er glaubt, er sey eben jetzt alles Selbstgenusses beraubt, das ist, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will.

Ruhe und Freiheit, die man in der Einsamkeit

suchet, ist Flucht vor allem, was den Geist vernichtet. Wie herzlich wohl muß darum jedem ins Weite sehenden, und mit Geschmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde sich übenden Geschäftsmanne seyn, wenn der handwerksmäßige Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er jetzt mit befriedigtem Diensteifer seinen Aktenkasten zuschließt.

Abwechslung ist ein Bedürfniß bei allen Geschäften, allen Vergnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme hört durch allzu langen Genuß auf, angenehm zu seyn. Wir ermatten zuletzt bei jeder Leidenschaft. Sind wir der Einsamkeit müde; so erholen wir uns im Umgange. Sind wir der Welt müde; so macht uns nichts mehr glücklich als Einsamkeit.

Ruhe ist der Wunsch des Weisen unter Pflichtzwang und Dienstbarkeit, und mitten im größten Weltgetümmel. Im kleinsten und im größten Wirkungskreise der Seele denkt sich der Mensch doch immer Ruhe als sein größtes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das letzte Ziel seiner Kriege. Wie sehr muß Friedrich der zweite im Wunderlaufe seiner unsterblichen Thaten Ruhe auch seiner Wünsche würdig gefunden haben, da Er einst als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groß ausrief: quand finiront mes tourments!

Miethlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen; Minister, die Völker glücklich machen möchten und nicht können, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe. Mit solcher Hoffnung sieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm versüßet durch Aussichten in stille Freuden. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Großen der Erde ihrer Bürde, und Höflinge ihrer

glänzenden Knechtschaft. Alle entziehen sich gern, wenn sie können, dem rastlosen Getümmel, und suchen Ruhe in Einsamkeit.

Als Publius Scipio in Rom die größten Aemter bekleidete, floh er oft aus der Welt, die ihn umgab, in die Einsamkeit, wie in einen Hafen. Bücher schrieb er nicht, wie Cicero; aber er wog Roms Schicksal im Stillen, und sagte: ich bin niemals weniger allein, als wenn ich allein bin.

Cicero, auf den sonst aller Augen gerichtet waren, da er die Herzen aller Römer regierte, verließ, als die Republik erlosch, die Stadt und den Anblick so vieler Verbrecher, und lebte allein. Rom hatte für ihn die Reize nicht mehr, die er in seinem schattigen Tuskulum fand.

Wenige Monarchen schlossen ruhiger ihr Leben, als Kaiser Diocletian. Fünf und zwanzig Jahre hatte er auf dem Throne gesessen, als er sich entschloß, denselben zu verlassen. Bücher konnten ihn nicht zum Philosophen machen, denn er hatte keine gelesen: aber er war der erste aller römischen Kaiser, der sich groß genug fühlte, den kaiserlichen Purpur abzulegen. Wissenschaften konnten ihm seine Einsamkeit nicht versüßen; aber er hatte Geschmack für die natürlichsten und unschuldigsten Vergnügungen des Lebens. Er pflanzte und legte Gärten an. Berühmt und trefflich ist die Antwort, die er seinem ehemaligen Mitregenten Maximian, der das Reich mit ihm verlassen mußte, und der ihn noch immer antrieb, den Purpur wieder umzulegen, mit lächelndem Mitleiden und der größten Gemüthsruhe gab: wenn ich dir, sagte Diocletian, allen Kohl zeigen könnte, den ich in Salona mit eigener Hand gepflanzt habe, so

würdest du mich gewiß nicht länger nöthigen, solches Glück für einen Thron hinzugeben.

In dem einsamen und demüthigen Kloster des heiligen Justus in Spanien begrub Kaiser Karl der fünfte seinen Ehrgeiz und jene grenzenlosen Projekte, durch die er ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung gesetzt, und alle Völker nach einander mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllet, und mit der Furcht seines Joches.

Alle diese Beispiele und Thatsachen zeigen überhaupt, daß Begierde nach Unabhängigkeit und Ruhe äußerst natürliche Gefühle sind; daß man auch wohl Kronen hingibt, oder gern hingäbe für Ruhe; und daß man in wohlbenutzter Einsamkeit sehr leicht allem entsagt, was die Welt hochschätzt und liebt.

Aber die Begierde, sich von den Menschen zu entfernen, hat noch sehr viele besondere Richtungen, Beweggründe und Quellen. Man sondert sich ab von den Menschen aus Hypochondrie, aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile, gegen ihre Schmähsucht und ihre Wahrheitsscheu; aus Menschenhaß und Menschenfeindschaft; dann auch aus Verlangen nach dem ausgesuchtesten Umgange der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten; aus Liebe zu den Wissenschaften, zur Freiheit und zur Ruhe; und endlich aus Religion und Schwärmerei.

Der Zustand, in welchen die Seele durch Hypochondrie versinkt, ist eine unerschöpfliche Quelle von Unlust, die man nicht gern mittheilt, und noch am liebsten für sich behält. Das daher entstehende innige Gefühl, daß man für Andere nicht ist, was man seyn sollte, und sonst war, aber jetzt nicht mehr seyn kann: dies machet so oft, daß der Mensch die Menschen fliehet.

Man sondert sich ab von den Menschen aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile. Unlust treibt eben so oft aus Gesellschaft weg, als Ueberzeugung, man werde in der Einsamkeit bessere Nahrung für seinen Geist finden, und größere Ruhe für sein Herz.

Wer unabhängig seyn will von allen Vorurtheilen und Meinungen der Menschen; wer zu frei denkt, um sich von Andern leiten zu lassen, und zu vernünftig, um Andere leiten zu wollen; wer gern mit seinem Jahrhundert lebt, und sich der großen Fortschritte desselben in allen Theilen menschlicher Erkenntnisse und Kräfte freut, zieht sich darum zurück von Menschen, die alles Große und Gute mißverstehen, liest in der Stille, urtheilt in Gesellschaften über nichts, und nähret in seinem Herzen den Trieb zur Einsamkeit bei jedem Hinblicke auf Volkswahn und Geistessklaverei, und auf Leute, deren Seelen, wie Shakespear sagt, immer auf der Heerstraße laufen.

Trieb zur Einsamkeit kann daher leicht da entstehen, wo vorgefaßte Meinungen immer in allem Urtheil und Recht sprechen; wo unter dem großen Haufen immer nur Ein Ton herrscht, und offenbar nie der beste; wo Leidenschaft jedem Urtheile Flügel gibt, jedem Vorurtheile allmächtigen Einfluß, unbezwingbares Ansehen und fürchterliche Gewalt. — Unter solches Sklavenjoch beugt sich kein freier Kopf.

Doch gibt es auch Menschenfeinde genug, die sich über Niemand zu beklagen haben. Sie lieben die Einsamkeit; denn sie hassen das Licht. Aus ihrer Einsamkeit schleichen sie nur, wenn es dunkel ist, heraus.

Aber auch ohne Hypochondrie; ohne Widerwillen gegen die schiefen und falschen Urtheile der Menschen,

ihre Scheelsucht und ihre Wahrheitsscheu, ohne eine Spur von Menschenhaß und Menschenfeindschaft in der Seele; ohne irgend ein unsanftes oder einer philosophischen Denkart unwürdiges Gefühl, suchet und wünschet sich doch eine große Anzahl von Menschen die Einsamkeit, bloß aus Verlangen nach dem Umgange der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten und Völker. Sie streben nach diesem gewählten und geliebten Ziele mit Leidenschaft und Eifer, und hassen nichts, als was sie auf ihrem Wege hindert und hemmt. Weit weg von der Gesellschaft der Menschen fliehen sie freilich, aber im Siege mit sanftem Sinne; und dann ohne irgend eine andere Rücksicht, als Freude über Zeitgewinn und Muße, und Liebe für Wissenschaft, Freiheit und Ruhe. Treibt uns diese Absicht in die Einsamkeit; so lohnt uns diese dann wieder mit einer Energie von Gedanken und Gesinnungen, durch die man gleichgiltig wird für alle schiefe und falsche Urtheile der Menschen, und stark genug an Geist und Herz zu jeder schweren Tugend.

Geist und Herz werden in der Einsamkeit erweitert, belebet, geschärft und gestärkt. Philosophen, Dichter, Redner und Helden, die ihre Kenntnisse vermehren und sich erheben wollten über den gemeinen Ton, suchten und liebten darum immer die Einsamkeit. Die berühmtesten Helden Griechenlands und Roms theilten sich zwischen den Waffen und den Büchern, ihren Geschäften im Felde und der süßen Arbeit im Stillen, und waren eben so groß durch Philosophie, als durch Krieg. — Wo wurden die größten Philosophen, die größten Staatsmänner groß? Schrieb Aristoteles seine Bücher unter den Hofleuten des Königs von Macedonien? Schrieb Plato die seinigen in der Gesellschaft des Dionysius? Alle suchten die Stille.

Die Reihe dieser mannigfaltigen Triebe für die Einsamkeit schließen endlich Religion und Schwärmerei. Jene führt ins Stille aus den edelsten und erhabensten Beweggründen, der tiefsten Ueberzeugung des Verstandes, und dem wahrhaftesten und innigsten Herzensbedürfniß; diese ist Ausartung jener hohen Beweggründe aus Schiefsinn, verkehrtem Eifer, Aberglauben und Thorheit.

Erhabene religiöse Seelen fühlen den Trieb zur Einsamkeit mit fortreißender Kraft beim Anblicke der Welt und ihren Gefahren. Schwärmer fliehen aus überspannten Begriffen von Vollkommenheit die Welt. Mit jedem Fußtritte glauben sie sich um eine Stufe höher auf der Himmelsleiter, und verfluchen dann jeden, den sie auf ihrer Leiter nicht antreffen; denn Schwäche der Vernunft macht ihre Imagination lebhaft, feurig und fliegsam.

Diese lange Reihe von Ursachen des Triebes zur Einsamkeit könnte ich noch mehr zerstückeln; aber mancher würde mich nicht verstehen, dem es leichter scheinen mag, den Menschen zu predigen, als die Menschen zu begreifen.

---

40. Poesie der Griechen bis auf Sophokles.

(Bruchstück aus Friedr. Schlegel's Geschichte der alten und neuern Litteratur. Zwei Theile. Wien 1815. Erster Th. S. 23 u. flg.)

Drei Hauptbegebenheiten sind es, welche die eigentlich große Zeit der griechischen Geschichte ausfüllen, und auch für die Geistesbildung Epoche gemacht haben. Der Persische Krieg, in welchem die Griechen mit vereinter Kraft gegen die Uebermacht von ganz Asien für die Erhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit kämpften und glorreich siegten; der peloponnesische zweytens, jener allgemeine, sieben und zwanzigjährige Bürgerkrieg, zwischen Athen auf der einen und den dorischen Völkern auf der anderen Seite, in welchen Griechenlands Kraft sich selbst zerstörte; und endlich Alexanders Eroberungen, durch welche griechischer Geist und Regsamkeit über einen großen Theil von Asien wie eine reiche Aussaat der Zukunft ausgestreut wurde. Eine Aussaat, die auf dem fruchtbaren Boden vielfältige heilsame und auch verderbliche Früchte, und eine eigene neue griechisch-asiatische Gestalt und Geistesbildung erzeugte; ein Band und Mittelglied zwischen Asien und Europa, dessen Einfluß sich auf die ganze Nachwelt bis auf unsre Zeiten erstreckt hat. — —

Die glückliche Zeit von Griechenland, die eigentliche Blüthe auch ihrer geistigen Entwickelung ist in dem engen Raum von noch nicht drei Jahrhunderten von Solon bis zum Alexander eingeschlossen.

Mit Solon beginnt eine ganz neue Epoche, auch in der Litteratur der Griechen. Nicht nur fällt in diese Zeit die kunstreichere Entwickelung der lyrischen Poesie,

und der erste Anfang der dramatischen. Eine Menge jetzt aufstehender Lehrdichter beweisen das erwachende Nachdenken. Zu derselben Zeit begann Thales die Philosophie der Griechen, und die Prosa, die sich bei ihnen so spät von der Poesie loswickelte, fing an zu entstehen. Durch die Geistesfreiheit, welche Solon begünstigte und dauerhaft machte, durch die Bildung, welche die mit jener Gesetzgebung verbundene und von ihm gestiftete öffentliche Erziehung unter den edlern und wohlhabenden Bürgern Athens verbreitete und fortpflanzte, ward Athen in der Folge der Hauptsitz und Mittelpunkt der griechischen Bildung.

Mit Alexander aber endigte dieser glückliche Zeitraum. Demosthenes, der nur ein Jahr nach dem Eroberer in dem letzten Kampf, den sein Vaterland um die Freiheit wagte, mit unterging, war der letzte große Schriftsteller der Griechen, der auf seine Nation als Nation kraftvoll einwirkte. Ein gebildetes, geistreiches Volk blieben die Griechen immer fort; ein wissenschaftliches, gelehrtes, wurden sie unter den Ptolomäern in Aegypten fast noch mehr, als sie es in der schönen alten Heimath gewesen waren. Nur eine Nation waren sie nicht mehr, und mit der Freiheit war auch die Erfindungskunst und der eigene Aufschwung des Geistes verloren. — —

Mit Solon also beginnt nun die eigentliche Epoche der griechischen Litteratur. Vor Solon besaßen die Griechen nur das, was meistens alle glücklich organisirten Völker in der frühern Zeit der gesellschaftlichen Entwickelung auch besessen haben: Sagen, welche die Stellen der Geschichte vertreten; Lieder und Gedichte, welche mündlich fortgepflanzt, statt der Schriften und Bücher dienen. Solche Lieder zur Ermuthigung im Kriege und

Erweckung der vaterländischen Gefühle, oder Festgesänge zum gottesdienstlichen Gebrauch, Lieder der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters, oder der Klage und der Trauer um die verlorne Geliebte geweiht, besaßen die Griechen schon vor den ältesten Zeiten und in der größten Menge und Mannichfaltigkeit. Wichtiger sind diejenigen erzählenden Lieder, welche nicht das Gefühl, was (das) den Sänger unmittelbar ergreift und beherrscht, sondern die Ueberlieferung eines Volks enthalten; Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes, und vom Ursprung der Welt. Doch auch dieses wird bey andern Völkern im Ueberfluß gefunden wie bey den Griechen. Nur Ein Werk ragt aus der griechischen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit seiner Darstellung weit hervor: die Homerischen Gedichte, die noch bewunderten Werke der Ilias und Odyssee.

Zwar verräth Sprache, Inhalt und Geist dieser Gedichte, daß sie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müssen entstanden und entworfen seyn; gesammelt aber wurden sie erst in Solons Zeit, und zum Theil durch Solon selbst der Vergessenheit und der schwankenden mündlichen Fortpflanzung entrissen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung gestellt, und nachgehends durch die schriftliche Abfassung gesichert und allgemein verbreitet.

Solon und seine Nachfolger in der Herrschaft zu Athen, Pisistratus und die Pisistratiden hatten dabei, außer der natürlichen Liebe zu dem Werke selbst, wahrscheinlich auch noch einen andern patriotischen Zweck. Um diese Zeit, sechs hundert Jahre vor Christi Geb., ward die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Asien schon

bedroht, zwar noch nicht von den Persern, aber durch die lydischen Könige, deren Herrschaft bald darauf mit in das große persische Reich verschlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Krösus überwand und in Klein-Asien sich ausbreitete, da konnte kein hellsehender Patriot es sich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohe. Man scheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit sicher gewesen zu seyn und den herannahenden Sturm, der erst unter den Kaisern Darius und Xerxes gegen den griechischen Continent selbst losbrach, gar nicht im voraus geahndet zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am ersten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtschaft, sondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den asiatischen Griechen auf das genaueste verbunden war. Die Erweckung der alten Gesänge und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechischen Helden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Asien kämpfte und Troja besiegte, fiel wenigstens jetzt in eine sehr gelegene Zeit, um die Gemüther im heroischen Gefühl zu erheben, und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeistern. — —

So hatten die Homerischen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrscheinlich noch eine nähere vaterländische Beziehung und Bedeutung, während sie uns am meisten auffallen, durch die Allgemeinheit jener schönen Darstellung und des großen Bildes, welches sie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt sich keine eigne Denkart und Ansicht, die nur an einem beschränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines besondern Stammes sich drehte, wie dieß wohl in den alten arabischen Gesängen, oder in Ossians Liedern der Fall ist. Ein freier Geist athmet aus diesen Gedichten,

ein offner, reiner, für alle Eindrücke und Erscheinungen der Natur wie für alle Gestalten der Menschheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und schön gestaltet breitet sich hier eine ganze Welt vor unsern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemählde. Die beiden Heldengestalten Achilles und Ulysses, welche aus diesem heitern Weltgemählde als die Hauptfiguren hervorragen, sind so allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir sie fast in allen Heldensagen wieder finden, nur nicht immer so glücklich entwickelt und so herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle siegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erschöpfen soll, aber schon im voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragischen Schicksal bestimmt war, ist der erste und erhabenste dieser Charaktere, und ein Charakter im Anklang dieser Art findet sich in unzähligen Heldensagen wieder, am schönsten nebst den griechischen vielleicht in unsern nordischen. Auch bey den heitersten Völkern umschwebt die Sage und Erinnerung der Heldenzeit ein halbschmerzliches und liebevoll klagendes, elegisches, ja oft sogar tragisches Gefühl, was (das) uns aus dem Innersten dieser Dichtungen anspricht, sey es nun, daß der Uebergang einer freiern und großen Heldenzeit den gebundenern Nachkommen wirklich diesen Eindruck hinterlassen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnsucht, was (das) allen Menschen aus alter Erinnerung eines verlornen ursprünglichen Glücks eingepflanzt und angeboren ist, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andere, minder erhabene, für die Poesie aber sehr reichhaltige und anziehende Form des Heldenlebens stellt sich im Ulysses dar. Es ist der umherstreifende, wandernde Held, der aber so erfahren und ver-

ständig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden, und alle Abentheuer zu bestehen geeignet ist; und eben dadurch der Einbildungskraft den freiesten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltene, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bei noch beschränkter Erdkunde und einer kindlichen Ansicht wirklich enthalten, durch die mannichfaltigsten Dichtungen zu verschönern. An heroischer Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordischen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientalischen, so weit wir beide kennen, den Homerischen Gedichten gleich kommen, oder sie noch daran übertreffen. Was diese auszeichnet, ist die Anschaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verstandesklarheit, die mit so kindlicher Einfalt und dieser Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich ist. Eine Darstellung findet sich hier, die so ausführlich ist, daß sie oft fast geschwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eignen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtigkeit der Erzählung. Eine fast dramatische Entwickelung und Entfaltung der Charaktere der Leidenschaften, der Reden und Gespräche; eine selbst in der Ausführung aller einzelnen Umstände fast historische Genauigkeit. Dieser letzten Eigenschaft, die den Homer auch unter den andern griechischen Sängern sehr auszeichnet, verdankt er selbst vielleicht seinen Namen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen, wegen seiner Wahrhaftigkeit; einer solchen nähmlich, wie sie ein Sänger, Dichter der Heldenzeit, haben kann, verdankt er wohl diesen Namen. Auch uns ist er Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldensagen und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beschaffenheit. Die andre Bedeutung des Worts Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeschichte des uns

völlig unbekannten Sängers erzeugt, und ist ohne allen Zweifel zu verwerfen. — In Miltons Gedicht würden sich, auch ohne das ausdrückliche Zeugniß des Sängers selbst, wohl Spuren finden lassen, daß er bloß mit dem innern Auge des Geistes sah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die ossianischen Gedichte sind in eine immer gleich schwermüthige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und so mag man leicht dasselbe auch von dem Barden selbst denken. Wer aber die Iliade und die Odyssee, diese klarsten und hellsehendsten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuschreiben kann, der muß wenigstens für dieses Urtheil seine eigenen Augen einigermaßen verschließen, vor so vielen deutlich sprechenden Beweisen des Gegentheils.

Wie und in welchem Jahrhundert die Homerischen Gedichte auch entstanden und gebildet seyn mögen, sie versetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter schon zu erlöschen anfing, oder eben erst erloschen war. Es sind zwei Welten, die in der Homerischen Darstellung zusammenfließen; die wunderbare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch sehr nahe, und lebhaft vor Augen zu stehen scheint; und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Diese Verschmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verschönert, diese anschaulicher gemacht wird, gibt vorzüglich den Homerischen Gedichten den ihnen so ganz eigenen Reiz. — —

Ich übergehe die ganze Zwischenzeit bis auf den persischen Krieg. Diese Zwischenzeit enthält nur schwächere Nachfolger des Homer, oder solche Anfänge neuer Geisteswege und neuer Kunstformen, die erst später zur Reife und vollkommnen Entwickelung gelangt sind. Die

meisten Dichter und Schriftsteller sind ohnehin bis auf einzelne Bruchstücke verloren.

Der persische Krieg selbst, diese denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Litteratur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftsteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabensten ihrer Sänger unbegränzt verehrten, erlebte den Krieg, wobei ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländisch gesinnt, und den Persern geneigt war. Aeschylus, der älteste große Tragiker, hatte, selbst Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren, als Xerxes seinen furchtbaren Zug gegen die Griechen unternahm; und als er die Bücher seiner Geschichte, die eben jenen Freiheitskrieg vorzüglich verherrlichen, den versammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch im lebhaften Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt sich wohl erklären, aus der auch in seinem Gedicht sichtbaren Abneigung gegen die Volksherrschaft, die schon damals in Griechenland manchen gewaltsamen Ausbruch veranlaßte, und noch größere Verwilderung ahnden ließ; und aus der Vorliebe für die königl. Gewalt, und die bei den dorischen Völkern überwiegende Herrschaft des Adels. Diese Form der Verfassung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erschien im Alterthum wenigstens nirgends in einem so glänzenden und so milden Lichte, als in dem persischen Kaiserthum, das, wie sehr auch einzelne Herrscher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als dorischer Dichter ist uns Pindar um so wich-

tiger, weil er uns viele andere, ganz verlorne ersetzen muß. Was wir griechische Litteratur nennen, und als solche in den noch vorhandenen größern Schriftstellern besitzen, ist eigentlich nur jonische und atheniſche, so wie späterhin alexandrinische Litteratur. Zur selbigen Zeit aber, als in den jonischen Staaten und zu Athen die Dichtkunst, Geschichte und Philosophie aufblühten, hatten die dorischen Völker, jener zweite von dem jonischen in Sitte, Verfassung, Sprache und Denkart so sehr abweichende griechische Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigne Litteratur; Dichter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, seit Pythagoras auch Philosophen und andere Schriftsteller. Pindar kann uns, nachdem alles dieß untergegangen ist, wenigstens ein allgemeines Bild der dorischen Sitten und des diesen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter dieses auffaßte und sich verschönert dachte.

Die erkünstelte wilde Begeisterung und absichtliche Dunkelheit, welche bei den neuern Nachahmern des großen Dichters oft Pindarisch genannt wird, ist ihm selbst ganz fremd. Vielmehr ist eine große Ruhe, Würde und Heiterkeit in seiner Darstellung. Ist wo eine Dunkelheit, so liegt sie meistens in den vielen Anspielungen auf das, was uns fremd ist, seinen Zuhörern aber bekannt und gegenwärtig war. Indem er die Sieger in den Kampfspielen besingt, geht er über auf das Lob der Heldengeschlechter, von denen der Sieger abstammte, der Stadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu Ehren die Spiele gefeiert wurden; was denn bisweilen gewaltsame Uebergänge verursacht. Es sind diese Festgesänge überhaupt kaum lyrische Gedichte zu nennen, wenigstens sind sie nicht das, was wir darunter verstehen. Heroische oder epische Gelegenheitsgedichte sind es,

welche von Musik und Tanz begleitet, nicht bloß abgesungen, sondern gewissermaßen dramatisch aufgeführt wurden. — Was diesen Dichter am meisten auszeichnet, ist die hohe Schönheit, und die musikalische Weichheit der Sprache, und dann die Neigung, alles in einem verschönernden Lichte zu betrachten. Wie edle Herrscher in gefahrlosen Zeiten und glückliche Staaten unter schönen Kampf- und Ritterspielen sorgenfrei dahin leben unter gleichgesinnten Freunden, von begeisterten Sängern umgeben, und in schönen Erinnerungen der Heldenahnen schwelgend: das hat Pindar unvergleichlich dargestellt, und in eben dieser Lebensweise seiner geliebten Sieger und der dorischen Edlen, stellt er uns auch die Gestalten der Vorzeit und die Götter dar.

Ein Dichter sehr verschiedener Art und von einem ganz andern Gefühl beseelt, ist Aeschylus. Das kriegerische, kühne Hochgefühl des für die Freiheit begeisterten Siegers, das sich in seinen Werken ausspricht, versetzt uns in die Stimmung, die etwa in dem stolzen Athen zu jener Zeit des großen Kampfes die herrschende seyn mochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die erst im Werden ist; jener großen, den Griechen eigenthümlichen Form der Tragödie, die Aeschylus zuerst entwarf und erschuf, ohne sie ganz vollenden zu können. Groß war er, als Dichter besonders in der Darstellung des Furchtbaren und der tragischen Leidenschaften. Zu der Tiefe des Dichters gesellte sich bey ihm der Ernst des Denkers. Denn auch den letzten Namen verliert er mit vollstem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in seinen Gedichten die Mysterien, oder die verborgenen Lehren der eleusinischen geheimen Gesellschaft verrathen habe, kann uns beweisen, daß er überall nach Wahrheit ernstlich geforscht hatte. In sei-

nem Geiste hat die ganze griechische Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Gestalt angenommen. Er hat nicht bloß einzelne tragische Begebenheiten dargestellt, sondern es geht durch alle seine Werke eine und dieselbe allgemeine tragische Weltansicht hindurch. Der Untergang der alten Götter und Titanen, und wie ihr erhabenes Geschlecht durch ein jüngeres, schlaueres Geschlecht von geringerm Werthe besiegt und verdrängt worden sey, das ist der beständige Gegenstand, wohin alle seine Darstellungen und Klagen zielen; also die ursprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menschen, und wie beide allmählig in Schwäche und Gemeinheit versinken. Doch erhebt sich ihm aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Riesenkraft hie und da, wie in Prometheus immer noch kühn und frei, im Innern unbesiegt empor. Man kann dieser Ansicht eine mehr als dichterische und auch sittliche Erhabenheit nicht absprechen.

Herodot, der uns den persischen Krieg darstellt, wird der Vater der Historie genannt. Es ist sein Werk, wenn man will, nur eine Chronik, treuherzige, ausführliche Erzählung aller der Begebenheiten, die den Erzähler zunächst umgaben, und ihm die wichtigsten waren, wobei dann, was er sonst noch irgend von der Welt und ihrer Geschichte weiß, bey Gelegenheit eingeschaltet wird; oder auch eine Reisebeschreibung, da er, was er von fremden Ländern mehr als andere Griechen gesehen und sehr genau gesehen und beobachtet hatte, so gern episodisch darstellt. Eben dieser vielen Episoden und der ganz freien dichterischen Anordnung wegen, hat man sein Werk auch mit der epischen Darstellung alter Heldengedichte verglichen. Gewiß aber ist, daß diese Treue, diese Einfalt und Klarheit, diese Leichtigkeit und unge-

gesuchte Anmuth der Erzählung, eben die Eigenschaften sind, die eine darstellende Geschichte eigentlich vollkommen machen, und die man nothwendig und unentbehrlich nennen möchte, wenn sie nicht so selten wären. Er ist der Homer der Geschichte.

An diese drei geschilderten großen Autoren schließen sich später noch einige andre von eben so hoher Würde an. Der erste ist Sophokles. In jeder Art der Geistesentwickelung gibt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüthe und einen höchsten Punkt der Vollendung, der sich dann auch durch eine schöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund gibt. Diesen Punkt bezeichnet uns Sophokles, nicht in der tragischen Kunst allein, sondern in der griechischen Poesie und Geistesbildung überhaupt. Es liegt in dieser Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas anders als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftstellern bemerken, und weßhalb wir sie für die höchste und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit seiner Werke spiegelt sich die innere Harmonie und die Schönheit seiner Seele ab. Es ist an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten sie aber diesen nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, so kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größten und den besten unter ihnen, eine tiefgefühlte und oft bewundernswerthe Ahndung des Göttlichen nicht absprechen. Diese scheint mir in keinem der ältesten Dichter so hell und hervorleuchtend, als in Sophokles. Es ist überall das Schicksal und der Gang der Poesie, daß sie mit dem Wunderbaren und Erhabenen, mit den großen Gestalten der Götterwelt und

der Heldenzeit beginnt. Sie senkt sich in der Folge immer mehr herab von diesem hohen Fluge, nähert sich mehr und mehr der Erde, bis sie zuletzt in das Bürgerliche und Gemeine herabfällt, und sich da am Ende verliert. Die mittlere Region ist die glücklichste für die Poesie; da, wo das heroisch Große noch natürlich und ungesucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden ist, aber nicht mehr in abschreckender Riesengestalt vor uns aufsteigt, sondern milde und menschlich rührend, und menschlich schön zu uns tritt. Dieß ist der Charakter des Sophokles. — —

Schlußbemerkung.

Wenn vorstehende Stylproben zunächst dazu bestimmt sind, dem jungen Studirenden wissenschaftliche Ideen zuzuführen: so werden sie auch Veranlassung darbieten, auf solche Erscheinungen in der Litteratur hinzuweisen, welche zur nähern Erläuterung einzelner Punkte und Ansichten dienen, die in den Bereich des jungen Menschen fallen. So würde z. B. die letzte Vorlesung eine Auffoderung geben, auf „de Marée's Versuch über die Kultur der Griechen zur Zeit Homers," und auf „Wolf's Prolegomena" zum Homer aufmerksam zu machen, und die entgegengesetzte Ansicht beider Gelehrten zusammen zu stellen. Th. H.

III.

Dispositionen und Ideen.

zu Deutschen Aufsätzen.

Wer über einen gegebenen Gegenstand sprechen und schreiben soll, muß sich des darin liegenden Stoffes bemächtiget haben. Er muß also wissen, was zur Auseinandersetzung und Bearbeitung desselben gehört und wie und wohin er jedes einzelne zu stellen hat, um die zerstreuten Theile zu einem logisch-geordneten Ganzen zu vereinigen. In diesem Geschäft muß der Lehrer seine Schüler üben. Dies geschieht, indem er ihnen theils von Zeit zu Zeit wirkliche Dispositionen zu den Aufgaben dictirt, oder sie doch auf die Haupt-Stofftheile, welche darin enthalten sind, hinführt, theils aber, indem er von ihnen selbst diese Ideen entwickeln, und förmliche Dispositionen anfertigen läßt. Dazu wird folgende kleine Sammlung von Beispielen behilflich seyn.

1. Woraus läßt sich das Recht des Menschen über das Leben der Thiere beweisen?

Das Recht des Menschen über die Thiere läßt sich darthun:

A. Aus historischen Gründen, und zwar

1) aus der übereinstimmigen Sitte aller Zeiten und aller Völker;

2) aus dem Gesetz der alten Weisen, die in ihren Religionssystemen die Herrschaft der Menschen als göttliches Gebot aufstellten.

B. Aus physischen Gründen, und zwar

1) aus der Einrichtung des menschlichen Körpers, dem die animalische Nahrung besser zusagt;

2) aus dem Uebergewicht menschlicher Vollkommenheit. Die Natur zeigt überall, daß das Leblose dem Lebendigen, das Unorganische dem Organischen, das Vernunftlose dem Vernünftigen unterworfen, und das Geringere um des Höheren willen da ist. Der Mensch, als das vollkommenste organische Wesen, als Intelligenz der Erde, steht, gleichsam die Gottheit auf der Erde darstellend, gebietend unter den Erschaffenen da, und findet in seiner höheren Vollkommenheit das Recht seiner Herrschaft. In der großen Oekonomie der Natur muß daher das Thier nur als Mittel, der Mensch als Zweck erscheinen.

3) aus dem Mangel an Vegetabilien in mehreren Gegenden, und

4) aus der nachtheiligen Vermehrung der Thiere, und dem dadurch zerstörten Gleichgewicht in der Natur.

Schluß. Einige Betrachtungen, wie der Mensch als sittliches Wesen dieses Recht gebrauchen solle.

2. Welchen Veränderungen ist eine lebende Sprache unterworfen?

Daß eine lebende Sprache manchen Veränderungen unterworfen sey, ergibt sich theils aus der Betrachtung der neuern, namentlich der Deutschen Sprache, theils aus dem Begriffe des Lebenden, welches nothwendig den Begriff des Veränderlichen in sich schließt.

Die Veränderungen selbst betreffen:

A. Die Vorstellungen und Begriffe. Durch die fortschreitende Geistesbildung eines Volkes wird

1) die Bedeutung der Wörter genauer bestimmt, und die Synonymik fester gestellt;

2) die Sprache von fehlerhaften und fremden Wörtern gereinigt, weil man sie zu Bezeichnung des Begriffs nicht mehr tauglich findet;

3) auch schafft sich die Sprache neue Wörter für die ausgestoßenen, und für die Bezeichnung neuer oder veränderter Begriffe.

B. Die Wortzeichen und deren Form.

1) In die Lehre der Declination und Conjugation wird mehr Regelmäßigkeit gebracht; sie gewinnt einen mehr logischen und festern Charakter.

2) Das Schwankende im Gebrauch der regierenden Redetheile verliert sich, und erhält Bestimmtheit.

3) Die Rechtschreibung wird der Willkür entrissen, und nach etymologischen Gründen näher bestimmt.

C. Die Wortfolge. — Sie wird durch die Einflüsse des Studiums der klassischen Sprachen, und durch tieferes Erforschen der sich verändernden Sprache selbst, freier und erweiterter.

Dies gilt besonders von der Deutschen Sprache, die unter allen Neu-Europäischen die meiste Bildungsfähigkeit hat, welche, zwar spät erkannt, doch schnell sich entwickelte.

3. Ueber die Wahl unsrer Lectüre, mit besonderer Hinsicht auf den Studirenden.

Die, an sich so nützliche Beschäftigung des Bücherlesens ist eine Sache, auf die sich die wenigsten Menschen verstehen. Denn die meisten lesen ohne Wahl,

ohne bestimmten Zweck, und auf eine ungeordnete Weise, daher sie nicht selten ihre Sittlichkeit beflecken, ihren Geschmack verderben und ihre Zeit verlieren. Um die Lectüre zu würdigen, müssen wir uns über folgende Fragen verständigen:

1) Warum sollen wir lesen? — Nicht tadelhaft kann es seyn, zuweilen und unter Umständen bloß zum Vergnügen und Zeitvertreib zu lesen, aber der Hauptzweck kann und darf kein anderer seyn, als Vermehrung unserer Kenntnisse, Veredelung unsrer Gesinnungen und sittlichen Gefühle, und Bildung unsers Geschmacks;

2) Was sollen wir lesen? — Die Antwort ergibt sich aus dem warum. Das, was unsere Denkkraft beschäftigen, unsere Kenntnisse bereichern, unsere Gesinnungen und Gefühle veredeln, unsern Geschmack berichtigen und verfeinern kann. Aber da das Gebiet des menschlichen Wissens so groß, und die Litteratur an guten und nützlichen Schriften so reich ist, wir also nicht alles Gute und Nützliche lesen können: so erfodert jene allgemeine Antwort eine Beschränkung nach dem Alter, den persönlichen Eigenschaften und Verhältnissen des Lesenden, daher dieser sich einen Plan zu seiner Lectüre entwerfen muß. Am nächsten liegt ihm das, was auf seine allgemeine, menschliche Bildung Bezug nimmt, worauf erst das folgen kann, was unmittelbar mit seinem Stand, seiner Beschäftigung und seiner Persönlichkeit in Zusammenhang steht. Für einen Studirenden würde nur eine kleine Auswahl klassischer Schriftsteller gehören, welche meist in strenger Beziehung auf seine wissenschaftliche Bildung stehen müßten.

3) Wie sollen wir lesen? — Wem es zu thun ist, sich durch Lesen zu bilden, darf weder zu viel noch zu schnell lesen. Vielmehr sodert jener Zweck Nachdenken

und Prüfung, und nicht selten öfteres wiederholtes Lesen eines und desselben Buchs. Da aber unser Gedächtniß uns selten ganz treu ist, so müssen wir uns gewöhnen, mit der Feder in der Hand zu lesen, besonders auf den Ideengang des Schriftstellers zu sehen, und Inhalt und Form gleichmäßig zu beachten. Diese Foderung machen wir besonders an den Studirenden, dem sein Leben mehr ein fortwährendes Denken und Prüfen, als ein müßiges Lesen seyn soll.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß Zeit und Ort des Lesens nicht gleichgiltig sind, wenn der Zweck dieser geistigen Beschäftigung erreicht werden soll.

4. Ueber den Nationalhaß.

Wir wollen wissen: worin der Nationalhaß bestehe, wodurch er erzeugt werde, wie er sich äußere, und ob er gebilligt werden könne.

1) Begriff desselben. — Der Nationalhaß unterscheidet sich von dem Privathaß. Dieser ist die, aus persönlicher Abneigung entstehende Leidenschaft des Menschen gegen einen Einzelnen; jener aber die aus volkthümlichen und bürgerlichen Verhältnissen entspringende feindliche Gesinnung gegen ein Volk oder die Einwohner eines Staats als Gesammtheit. Im Privathaß erblicken wir den Menschen, im Nationalhaß den Bürger und Genossen einer Gesellschaft. Hieraus ergibt sich zugleich, daß und warum die Verfolgungssucht einer Religionspartheі gegen die andere nicht zum Nationalhaß gerechnet werden kann.

2) Quellen desselben. — Aus dem Begriff geht hervor, daß die Quellen des Nationalhasses nur in den volkthümlichen und bürgerlichen Bestrebungen zweier Na-

tionen gesucht werden können. Dahin würden gehören: Eifersucht der Völker (Römer und Karthager), Feindschaft der Regenten, Bedrückung und Collisionen allerlei Art in Bezug auf Staat und Bürgerlichkeit. — Verschiedenheit der Kultur und der Sitten, Unsittlichkeit und Laster eines Volks begründen den Nationalhaß nicht, können ihn aber erzeugen, wenn jene Umstände bürgerliche Bedrückung und Beeinträchtigung veranlassen.

3) Aeußerungen desselben. — Er äußert sich durch gegenseitige Verfolgung, Schwächung und Unterdrückung, und findet nur in der letztern seine volle Befriedigung. Kann er nicht mehr wirkend und handelnd seyn, so lebt er doch, seiner Natur nach, fort in der Gesinnung.

Fragen wir, ob der Nationalhaß gebilligt werden könne, so ist darauf zu antworten, daß wir ihn nach den Grundsätzen der christlichen Moral, die Menschen- und Völkerliebe predigt, allerdings verwerfen müssen. Dennoch kann die Bürgerlichkeit ihn unter Umständen begünstigen, in sofern er die Wirkungen der Vaterlandsliebe zur Zeit der Noth steigert, und Heroismus erzeugt. Aber nie darf er auch über die Grenzen der Bürgerlichkeit hinausgehen. Alles also, was Sprache, Kunst und Wissenschaft umschließt, ist und muß über den Nationalhaß erhaben seyn; denn dies ist kein Eigenthum des Bürgers, sondern des Menschen, — ein Gemeingut der Erde.

5. Ueber Originalität.

Originalität schreibt man demjenigen Geiste zu, der etwas aus sich selbst schafft und bildet, im Gegensatze der Nachahmung, die etwas schon Vorhandenes abermals darstellt. Sie ist eine eigenthümliche Eigen-

schaft des Genies. — Der Ausdruck gilt nur von der schönen Kunst, denn diese allein gewährt Freiheit, da im Gegentheil die mechanische uns durch bestimmte, fest stehende Gesetze beschränkt. — In der bildenden Kunst bezieht sich der Ausdruck auf die Form, in den Redekünsten auf Form und Inhalt. Vorzüglich aber waltet der Originalgeist des Schriftstellers im Reiche der Ideen und der Sprache, denn die Formen sind erborgt und ziemlich erschöpft. Klopstock's Bardiete, Wieland's Musarion und Vossens Luise sind in jeder Hinsicht Originalwerke, weil etwas dieser Art vorher noch in keiner Sprache vorhanden war. Nicht ganz so Klopstock's Messias, Wieland's Oberon und Vossens Idyllen, weil Milton's verlornes Paradies, Ariosto's wüthender Roland und des Griechischen Sophrons Mimen schon früher vorhanden waren, denen jene Deutschen Werke in der Form nachgebildet sind. — Jeder Originalgeist ist ein Genie, aber die Werke, die er schafft, sind darum noch nicht unbedingte Muster, indem erst geschichtliche Wahrnehmung, und ein allgemeineres Empfinden der Bessern im Volke darüber entscheiden kann. Völlige Originalität ist überall selten, aber originelle Züge können auch in einem Nicht-Originalwerke vorkommen. Die Grundzüge eines originalen Schriftstellers findet man besonders in der Ansicht seines Gegenstandes, in den Vorstellungen, dem Ausdruck und der Behandlung, kurz in dem, was ihm gehört, ihm eigenthümlich ist. — Hieraus ergibt sich, daß dieser Begriff sich am besten durch Urthümlichkeit würde bezeichnen lassen.

6. Ueber die beste Art, sittliche Größe zu ehren.

Man ist es gewohnt, das Andenken großer Könige und Helden durch Meißel und Pinsel zu erhalten. Auch Gelehrte und Künstler wurden öfters auf diese Weise geehrt, selten oder nie solche Männer, die ihr Leben durch Tugend und religiösen Sinn verherrlichten. So schicklich es nun auch seyn mag, das Andenken derer, welche der Weltgeschichte und Litteratur angehören, durch eine bildliche Darstellung auf die Nachwelt zu übertragen: so wenig kann dies dem Gefühle genügen bei denen, die durch ihre sittliche Kraft sich unsre Achtung und Bewunderung errungen haben. Diese gehören mehr der Geister- als der Sinnenwelt an, und fodern daher eine Verehrung im Geist und in der Wahrheit. Eine solche Verehrung aber besteht darin:

1) daß wir solche Männer vorzugsweise als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung betrachten;

2) daß wir oft und gern bei ihrer Art zu denken und zu wirken verweilen, und uns an ihrer Seelengröße erbauen;

3) daß wir ihre Tugenden uns anzueignen, und ihnen, als sittlichen Idealen nachzustreben suchen;

4) daß wir das, was sie gestiftet und angeordnet haben, heilig bewahren, und ihr Andenken an solche Tage knüpfen, die unserm religiösen und sittlichen Gefühl besonders wichtig sind.

Göttliches ehret nur Feier!

7. Ueber die Hindernisse eines zweckmäßigen Studirens.

A. Zweckmäßig studiren heißt nicht bloß: sich mit denjenigen Sprachen und Wissenschaften beschäftigen,

die zur Erlangung eines gelehrten Berufs oder eines bestimmten bürgerlichen Geschäfts erfodert werden, sondern überhaupt auf eine geordnete Weise die innere Ausbildung aller Seelenkräfte an Sprach und wissenschaftlichen Gegenständen befördern, also, von methodischen Grundsätzen geleitet, nach wissenschaftlicher Erkenntniß streben. Ein solches Studiren fodert die Verbindung des Selbstdenkens mit mündlichem und schriftlichem Unterricht.

B. Die Hindernisse, welche wir im Gange unsrer Studien finden, liegen theils

1) in uns selbst, und zwar a) im Mangel an Fähigkeiten und Anlagen, b) im Mangel an Kenntniß der Hilfsmittel und des Umfangs der Wissenschaft, c) im Mangel an Willenskraft und Ausdauer, d) in physischer Schwäche und Kränklichkeit; theils

2) außer uns, und zwar a) in unsern ökonomischen, b) gesellschaftlichen und c) Ortsverhältnissen.

8. Welche Vortheile gewährt uns das Uebersetzen aus fremden Sprachen?

Wir übersetzen fremde Geisteswerke, um uns oder Andern die darin enthaltenen Gedanken zu verdeutlichen und zu den unsrigen zu machen. Dadurch erlangen wir die Vortheile

1) einer genaueren Kenntniß der Sprache selbst, aus der wir übersetzen, und ihrer Eigenthümlichkeiten;

2) einer genaueren Kenntniß des Gegenstandes, von dem die Rede ist, weil man durch das Uebersetzen tiefer in ihn eindringt und länger bei ihm verweilt;

3) einer vertrautern Bekanntschaft mit dem Geist des Schriftstellers, und seiner eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden; und

4) einer größeren Gewandtheit im Ausdruck und im Gebrauch der Sprache, in die wir ein Werk übertragen, so wie einer gewissen Leichtigkeit, uns in die Denk- und Empfindungsweise Anderer zu versetzen.

Anm. Diese Aufgabe kann in zwei andere zerlegt werden. Man kann fragen; 1) wie oder nach welchen Grundsätzen soll man übersetzen? — 2) wird man an den Uebersetzer eines alten und neuen Schriftstellers dieselben Foderungen machen?

9. Folgen der Entdeckung Amerika's.

Die Entdeckung eines ganzen Welttheils ist an sich schon eine so wichtige Sache, daß sie nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die übrigen Theile der Erde bleiben kann. Die Entdeckung von Amerika aber mußte um so folgenreicher seyn, da man in dem Golde jenes Welttheils eine unversiegbare Quelle menschlichen Wohlseins gefunden zu haben meinte. Wir können diese Entdeckung nach ihren guten und bösen Folgen betrachten:

A. Gute Folgen.

1) für Europa — Erweiterung der Naturkunde und Geographie, Producte, Arzeneien, erweiterter Handel, höhere Betriebsamkeit, Niederlassungen;

2) für Amerika selbst — Kultur seiner Bewohner, und bessere Benutzung des Bodens.

B. Nachtheilige Folgen.

1) für Spanien — Auswanderung, Vernachlässigung des Ackerbaus und der Künste, Müßiggang, Goldgier rc.

2) für Amerika — grausame Behandlung der Ureinwohner, Entvölkerung, Sklaverei rc.

3) für Afrika — Sklavenhandel.

4) für ganz Europa — steigende Preise aller Lebensbedürfnisse, Luxus, Kriege, Auswanderungen rc.

Anm. Es kann den Folgen der Entdeckung eine kurze Einleitung vorangehen, in welcher von den vorhergehenden Entdeckungen der Portugiesen, und dem im westlichen Europa lebhafter aufgeregten Geist des Handels und der Schiffahrt auf dem Atlantischen Meere gesprochen wird.

10. Ueber die Naturtriebe der Thiere.

In jedem Thiere nehmen wir zwei Naturtriebe wahr, die sich nach den verschiedenen Gattungen und Arten auch verschieden äußern.

A. Den Trieb der Selbsterhaltung. Dahin

1) physische Bewegung;

2) Wanderung zur Zeit der eintretenden Kälte in mildere Himmelsstriche;

3) Streben nach Nahrung;

4) Schutz gegen fremde und schädliche Einflüsse.

B. Den Trieb der Fortpflanzung. Dahin

1) ihre Begattung;

2) ihre Sorge für die Brut.

11. Die äußern Uebel in der Welt als Wohlthat betrachtet.

Einleitung: Bestimmung des Begriffes; gemeine Ansicht; Würdigung des Uebels.

1) Die Uebel sind oft Bedingungen höherer Güter.

2) Sie sind Antriebe zur Entwickelung unserer Kräfte.

3) Sie veredeln unser Denken und Empfinden.

12. Ueber die Gewohnheit.

Der Einfluß der Gewohnheit auf Körper und Geist ist so mächtig, daß ein altes Sprichwort sie die andere Natur des Menschen nennt. Sie äußert sich dadurch, daß sie

1) uns viele Dinge unentbehrlich macht, selbst wenn diese uns nicht mehr ganz angenehm sind;

2) gegen manche Dinge gleichgiltig, weil wir sie zu oft haben;

3) Uebel und Leiden erträglich;

4) das Schwere leicht.

Wie wichtig sind daher gute, wie schädlich böse Gewohnheiten!

13. Ueber den Zweikampf (Duell).

1) Der Zweikampf stammt aus einer barbarischen Zeit und entspringt gewöhnlich aus einer falschen Ansicht von Ehre. Daher und wegen seiner üblen Folgen verbieten ihn Moral und positive Gesetze der Staaten. Jedoch gibt es auch

2) Fälle, in denen der Zweikampf gebilliget werden kann, wenn er nämlich aus Nothwehr entsteht, und kein anderes Rettungsmittel für den Augenblick übrig bleibt; oder, wenn er statt eines Krieges gewählt wird (Horatier, Curiatier), oder wenn die Obrigkeit selbst darnach entscheidet, wie dies in den mittlern Jahrhunderten geschah. (Robertson's Geschichte Carl's V. Th. 1.)

14. Ueber die Nothlüge.

Die Nothlüge ist eine durch höhere Pflicht gebotene Abweichung von der Wahrheit (falsiloquium), und ent-

hält also Nichts von dem Begriff des Unsittlichen, Pflichtwidrigen und Strafbaren, den wir mit dem Worte Lüge verbinden. Sie ist aus dem Gesichtspunkte der Nothwehr zu betrachten, wo dem Menschen ohne Verletzung höherer Pflichten keine Wahl mehr übrig bleibt. Der Nothlügende lügt nicht, um zu lügen; er lügt, weil er darin für den Augenblick den einzigen Ausweg findet, etwas Schädliches und Böses von sich oder Andern abzuwenden, und einer höheren und wichtigern Pflicht zu genügen. Es gibt Fälle, wo der Mensch ohne sein Gewissen zu verletzen, von der Wahrheit abweichen kann. Dahin gehören folgende:

1) um einen ungerechten und boshaften Angriff auf unser oder unser Mitmenschen Leben oder eine dasselbe bedrohende Gefahr abzuwehren;

2) um im Kriege den Feind von Zerstörungen, Plünderungen abzuhalten, oder ihn zur Flucht zu nöthigen (Codrus);

3) um die vom Staat oder meinen Obern mir übertragenen Geheimnisse oder anvertrauten Gelder und Urkunden zu bewahren, und die übernommenen und durch Eidschwüre geheiligten Pflichten zu erfüllen.

Sie hört aber auf, Nothlüge zu seyn, wenn sie bloß Abwendung *verdienter* Folgen unserer Handlungen bezweckt, oder unsern eignen Vortheil auf eine unerlaubte Art befördern soll.

15. Ueber die Selbstkenntniß.

Die Selbstkenntniß schien schon dem Alterthum schwer und wichtig, wie die Inschrift: erkenne dich selbst, in dem Tempel zu Delphi zeigte; an ihren Nutzen zweifelte Niemand, und die Sittenlehre fodert sie als noth-

wendige Bedingung zu unserer Vervollkommnung. Bei der Betrachtung derselben kommt es auf folgende drei Punkte an:

I. Worin besteht die Selbstkenntniß?

1) in der richtigen Kenntniß unserer natürlichen physischen und geistigen Anlagen, Fähigkeiten, Kräfte, Neigungen, Begierden, Triebe;

2) in der Kenntniß unserer erworbenen Eigenschaften, Tugenden und Fehler, ihres Entstehens und des Grades ihrer Ausbildung.

II. Welchen Nutzen gewährt sie?

1) Von der Kenntniß seiner Anlagen und Kräfte hängt der Gebrauch derselben ab, und

2) von der Kenntniß seiner Fehler und Schwächen die Möglichkeit der Besserung.

3) Nur, wer sich genau kennt, kann und wird die zweckmäßigsten Mittel zu seiner physischen, geistigen und sittlichen Ausbildung finden,

III. Wie gelangt man zur Selbstkenntniß?

1) Durch Beobachtung der menschlichen Natur überhaupt, und seiner eigenen insbesondere.

2) Durch strenge Wachsamkeit auf seine Gesinnungen und Handlungen. (Man betrachte, um unpartheiisch zu seyn, sich wie einen Fremden).

3) Durch sorgsame Vergleichung zwischen sich und Andern, die besser und vollkommener sind.

16. Ueber die Wahl eines Berufs.

Die Erfahrung, daß viele Menschen nicht an ihrer rechten Stelle stehen, und dadurch theils ihre Nutzbarkeit für das allgemeine Beste hindern, theils ihrem eignen Lebensglücke schaden, kann uns belehren, wie viel

auf die Wahl unsers Berufs ankommt. Um richtig zu wählen, muß man

1) Die Lebensart, der man sich bestimmen will, kennen, weil ohne diese Kenntniß eine vernünftige Wahl nicht möglich ist. (Das Urtheil nach dem Aeußern eines Geschäfts ist täuschend und trügerisch).

2) seine Kräfte und das Verhältniß derselben zu der beabsichtigten Lebensart erforschen;

3) seine Neigungen prüfen, damit man sich nicht selbst täusche, und ihnen, wenn man sie als wahr, und in seiner Natur begründet erkannt hat, folgen.

4) Auch dürfen äußere Umstände (Zeit, Vaterland, Vermögen, Familien-Verhältnisse) nicht unerwogen bleiben, so wie man

5) auf den Rath erfahrener und wohlwollender Menschen, als auf einen Leitstern, achten muß.

17. Ueber die Einheit in einem Werk der Redekunst.

Einheit ist die Eigenschaft eines Kunstwerks, nach welcher alle Theile desselben zu einem Ganzen verbunden sind. Sie ist nothwendig, weil ohne sie das Kunstwerk nicht gefallen, nicht schön seyn kann. So widrig eine Musik ist, in der die verschiedenen Instrumente nicht zusammen stimmen, oder ein Gemälde, in dem allerlei Gestalten wie vom Zufall unter einander geworfen zu seyn scheinen: eben so widrig und nichtsbedeutend ist ein Werk der schönen Redekunst, dem die Einheit fehlt. Was dieses zunächst betrifft, so fodern wir

1) Einheit des Inhalts. Das Kunstwerk der Rede soll die verschiedenen Gedanken zu einem Ganzen verbinden, nichts Einzelnes, Abgerissenes enthalten, dessen Zweck und Zusammenhang mit dem Uebrigen nicht ein-

zusehen ist; jeder Theil soll in richtigem Verhältniß zu dem Ganzen ausgeführt seyn, und an seinem schicklichen Orte stehen, damit die Uebersicht des Ganzen erleichtert werde, und alles soll auf einen Gesammt-Eindruck hinarbeiten. Eine Ode z. B. wird Einheit haben, wenn nur Eine Hauptempfindung in derselben herrscht, und alle Gedanken nur zur Darstellung derselben dienen.

2) Einheit der Form. Diese besteht in der Darstellung, dem Ausdruck und Ton, worin eine gewisse Uebereinstimmung und Gleichheit herrschen soll. In einem größern Kunstwerke, z. B. in einem Heldengedicht, kann und muß freilich Ton und Ausdruck wechseln, aber doch nur da, wo die Verschiedenheit der Personen, und der wechselnde Gang der Begebenheiten es nothwendig macht.

Der Dramatiker hat außer dieser Einheit, die wir von jedem Werke der schönen Redekunst fodern, noch besonders auf die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts zu sehen, die keine grobe Verletzungen duldet, wenn sie auch nicht von jedem Dichter in ganzer Strenge geübt wird.

18. Vortheile des Disputirens.

Das Disputiren besteht in einem Kampf entgegengesetzter Meinungen zur Erforschung der Wahrheit. Der Gewinn desselben ist zwiefach;

I. In Hinsicht auf den Geist, indem man

1) seine Kenntniß bereichert, seine Vorstellungen berichtiget, neue Ansichten auffaßt rc.

2) seine Verstandesbildung befördert, da man schärfer in den Gegenstand eindringen, zusammenhangender denken und schließen, und die Begriffe klarer auffassen muß;

3) ei-

3) eine größere Fertigkeit im Ausdruck erlangt, und in der richtigen und genauen Bezeichnung der Vorstellungen, so wie

4) an Menschenkenntniß gewinnt, da man die verschiedenen Methoden Anderer, ihre Begriffe zu entwickeln und darzustellen, auch die Mittel, sich zu helfen, kennen lernt.

II. In Hinsicht auf die Sittlichkeit, indem man

1) gewisse Fehler des Temperaments und des Charakters, als Streitsucht, Rechthaberei, Eigendünkel bekämpfen, und

2) gewisse Tugenden, deren wohlthätigen Einfluß wir beim Disputiren fühlen, Bescheidenheit, Schonung und Nachsicht, lieb gewinnen muß.

19. Ueber die Selbstschätzung.

Der Mensch muß sich selbst schätzen, denn er ist das Ebenbild des höchsten Wesens, er hat Verstand und Vernunft, die ihn über alle Geschöpfe der Erde erheben, ihn den Schöpfer und die Welt erkennen, das Wahre von dem Falschen, das Gute von dem Bösen unterscheiden lehren; er hat freien Willen, natürliche Anlage zum Guten, Kraft zu wirken, und die Bestimmung für die Ewigkeit. Der Mensch ist also ein Wesen, das den Keim zur höchsten sittlichen Würde in sich trägt.

Wie aber werden wir diese Selbstschätzung beweisen?

Durch Ausbildung und Benutzung der uns gegebenen Anlagen und Kräfte; also dadurch, daß wir

1) die Kräfte unsers Verstandes stärken und beleben, und uns mit nützlichen Kenntnissen bereichern;

2) daß wir unsere sittliche Freiheit zu bewahren, und uns vor der Sklaverei der Sinnlichkeit und der Leidenschaften zu hüten suchen;

3) daß wir die natürlichen Anlagen zum Guten durch Tugendübung ausbilden, und das Böse hassen;

4) daß wir unsere Kräfte zum Besten der Welt und unserer Mitmenschen anwenden, und

5) daß wir uns durch den Gedanken an die Fortdauer unsers bessern Theils über die vergänglichen Güter der Erde erheben.

20. Von den Hauptlehren der Sokratischen Philosophie.

Die Lehre des Sokrates läßt sich auf folgende Hauptbegriffe zurückführen, die ihn hoch über sein Zeitalter erheben;

1) Das Dasein eines Schöpfers, Erhalters und Regierers der Welt. Den Beweis glaubte er zu finden in der Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt, und in dem Sittengesetz des Menschen. Aber über das Wesen dieses Schöpfers, über die Art und Weise der Schöpfung, über sein Verhältniß zur Welt, und über die Möglichkeit einer Vorsehung ließ er sich nicht aus, weil er meinte, daß die menschliche Vernunft diese Dinge nicht durchdringen könne. Sein Gott war ihm nicht nur die oberste Weltursach, sondern auch die höchste moralische Intelligenz, und dieser Begriff hat sich nachher nie wieder ganz verloren, so daß Cicero mit Recht vom Sokrates sagt, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgerufen. Schwer ist es zu bestimmen,

wie sich damit der Begriff von mehrern Göttern, dem er nach der Lehre seiner Volksreligion treu blieb, vereinigt habe; aber wahrscheinlich ist es, daß er diese Dämonen, wie die Seelen der Menschen, als Theile der höchsten Intelligenz betrachtet habe;

2) Die Fortdauer der menschlichen Seele, und eine moralische Vergeltung in einem zukünftigen Zustande. — Den Beweis für die absolute Existenz der menschlichen Seele glaubte er in der Divination derselben zu finden, die sich bei Träumen und Ahnungen verrathe; aber das Wesen der Seele und ihre Verhältnisse zu dem Körper wagte er nicht zu bestimmen. Sie erschien ihm als eine absolute Substanz, die von einem andern Wesen als die übrige Materie wäre, und nach der Trennung vom Körper für sich existire, welches aber in ihm mehr Glaube als wirkliche Ueberzeugung war;

3) Die Moral, und in ihr vorzüglich die Selbstkenntniß und Besserung, erschien ihm als die einzig nothwendige Kenntniß für Jedermann, und als der Haupttheil aller Philosophie. Daher benutzte er jede Gelegenheit, das sittliche Gefühl in seinen Schülern zu wecken, sie auf die Würde des moralisch Guten und dessen Folgen, wie auf die Schändlichkeit des Bösen und dessen zerstörende Wirkungen aufmerksam zu machen. Dadurch ist er Stifter der philosophischen Moral geworden, wenn er gleich kein eigentliches System derselben aufgestellt hat.

21. Hat Christus die Sklaverei gebilligt?

Bei der Gründung des Christenthums waren die meisten Dienstboten Sklaven. Man hätte glauben können, daß Christus den Zustand der Sklaverei — dem Vernunft und Gefühl entgegen sind — verworfen haben

würde. Allein nicht nur, daß er dies nicht thut, gestattet er sogar den Herren, Sklaven zu halten (Coloss. 4, V. 1. Ephes. 6, V. 9), und ermahnt diese zur Treue und Unterwürfigkeit (Tit. 3. V. 9. 10. Coloss. 3, V. 22 bis 25). Sollte man daraus aber schließen dürfen, daß Christus den Sklavenzustand gebilligt habe? Gewiß nicht. Christus hatte es

1) bei der Stiftung seiner Lehre durchaus nicht mit weltlichen und bürgerlichen Einrichtungen zu thun, und wollte auch selbst das, was ihm daran mißfiel, nie unmittelbar antasten, weil er dadurch seinem höhern Zwecke geschadet haben würde. Diesem Grundsatz gemäß konnte er

2) am wenigsten den Sklavenstand geradezu für unrechtmäßig erklären, weil daraus bei der großen Menge von Sklaven im Römischen Reiche die größten Unordnungen hätten entstehen können, daher es weiser war, diesen Stand, um seiner eigenen höhern Zwecke willen, zu dulden. Daß aber Christus darum die Sklaverei nicht gut geheißen oder gebilliget habe, ergiebt sich

3) aus dem Geist des Christenthums; denn dieses enthält Vorschriften, welche unverträglich mit der Sklaverei sind, und eben dadurch mittelbar die Aufhebung derselben vorbereiten und bewirken sollten. Besonders klar geht dies hervor aus dem Grundsatze der Menschenliebe und der Lehre, daß wir von Natur und vor Gott Alle gleich sind, — Lehren, welche die Sklaverei nach und nach von selbst untergraben mußten.

22. Ueber den Einfluß der Punischen Kriege auf den Zustand der Römer.

Die Punischen Kriege sind in der Geschichte der alten Welt, besonders Rom's, in mehrfacher Beziehung

von großer Wichtigkeit. Sie waren lang dauernd und blutig; es entwickelten sich in ihnen große Kräfte und Talente, und ihre vielfachen Einflüsse auf das siegende Rom gaben dieser Macht eine höhere und ausgedehntere Beziehung auf die ganze damals bekannte Welt. Denn

1) wurde Rom gleich im Anfang dieser Kriege eine Seemacht, obwohl es schon früher unter seinen Königen nicht ganz unkundig der Schiffahrt gewesen, indem man nach Sardinien und Sicilien übergeschifft war;

2) es gewann an Ländereien, und bereicherte sich mit den Schätzen derselben;

3) es wurde gebildeter und kunstliebender, wenn gleich auch nie eigentliche Künstler aus seiner Mitte hervorgegangen sind, und es erhoben sich in ihm Dichter und Geschichtschreiber;

4) es wurde von der Zeit an weltherrschend, und lenkte die Angelegenheiten der Völker nach seinem Gefallen, aber

5) es verschlimmerte sich nun auch durch den Einfluß luxuriöser Sitten, und legte dadurch den Grund zu seinem nachmaligen Verfall.

23. Ueber die öffentliche Meinung.

Die öffentliche Meinung besteht in dem allgemeinen Urtheil über uns und unsre Handlungen.

Da dieses Urtheil wahr und falsch seyn kann, so können wir weder gleichgiltig dagegen seyn, noch dürfen wir es zu hoch anschlagen. Es fragt sich daher, wie sollen wir uns dabei verhalten?

1) Wir sollen der öffentlichen Meinung keinen zu hohen Werth beilegen, denn das Volk urtheilt gewöhnlich nach dem Schein, aus Eigennuß und Unkunde, und

ist in seinem Urtheil eben so wandelbar als hart; eben darum sollen wir uns

2) durch die öffentliche Meinung allein in unsern Handlungen nicht bestimmen lassen, denn wir hätten daran einen unsichern Maßstab, und würden nicht selten aus Nachgiebigkeit unsere Grundsätze erschüttern, und uns in Widerspruch mit uns selbst setzen. Ohnedies werden wir dem Tadel nicht entgehen, wir mögen handeln, wie wir wollen. Dennoch dürfen wir

3) die öffentliche Meinung nicht zu gering achten, denn sie führt uns zur Selbstprüfung und Kenntniß unserer Schwächen und Fehler, macht uns behutsamer im Reden und Handeln, und hat Einfluß auf unsere Wirksamkeit in unsern häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen.

24. Ueber die Anlegung eines litterarischen Tagebuchs.

Ein litterarisches Tagebuch ist für den Studirenden, was ein moralisches für den Menschen ist. Beide sollen als Mittel gebraucht werden, die innere Ausbildung zu befördern, jenes die geistige, dieses die sittliche. Bei der Anlegung eines *litterarischen* Tagebuchs haben wir auf drei Punkte zu achten:

I. *Auf die innere Einrichtung desselben.* Es soll nämlich

1) ein vollständiges Verzeichniß aller unserer litterarischen Beschäftigungen in gedrängter Kürze seyn, also alles in sich fassen, was wir am Tage aus mündlichen Vorträgen, Büchern, Unterredungen und Beobachtungen gelernt, was wir selbst gedacht und schriftlich entworfen haben;

2) dies Verzeichniß soll in chronologischer Ordnung

abgefaßt seyn, versehen mit den nöthigen Citaten der Bücher und Stellen, und einem Sachregister.

II. Auf die Vortheile desselben. Es gewöhnt uns

1) an eine gewisse Ordnung im Studiren und eine sorgfältige Benutzung unsrer Zeit; es läßt uns

2) die Lücken in unsern Kenntnissen leichter übersehen;

3) es führt uns auf zweckmäßigere Methoden und Erleichterungsmittel bei unsern Studien;

4) es läßt uns die Fortschritte sehen, die wir im Einzelnen und im Ganzen machen, und zugleich die Ursachen erkennen, warum wir in manchen Wissenschaften zurückblieben;

5) es ist eine, uns sehr nützliche Wiederholung und Ueberdenkung unsres Tagewerks.

III. Auf gewisse Vorsichtigkeitsregeln. Um nämlich jenen Nutzen von der Führung des Tagebuchs zu haben, sey man

1) gegen sich selbst so strenge als möglich, um alles treu und der Wahrheit gemäß zu erzählen;

2) verfahre man dabei ohne Selbstdünkel.

25. Ueber die Kunst, andere Menschen gut zu finden.

Der Mensch bemerkt in Andern das Böse eher als das Gute, und wird daher leicht auf den Gedanken gebracht, daß jenes in der menschlichen Natur das vorherrschende Prinzip, und jeder Mensch böse seyn müsse. Dieser Glaube aber macht uns zurückhaltend und mißtrauisch, und schwächt in dem Gemüthe die Menschenliebe und Hingebung. Wahrer und erfreulicher für uns ist es anzunehmen, daß die Menschen gut sind, daß di·

Bösen nur als eine Abart in dem Menschengeschlechte da stehen, die uns vorsichtig machen und wachsam erhalten, aber uns nicht unsern Glauben an die sittliche Güte der Menschennatur rauben solle.

Um aber andere Menschen gut zu finden, muß man

1) selbst gut seyn, denn wir beurtheilen Andere nach uns, und durch Güte allein werden wir uns die Liebe Anderer erwerben, und uns vor Hader und Feindschaft sichern können;

2) sich in die Lage Anderer versetzen, und die Umstände erforschen, durch die manche Menschen zum Bösen verleitet wurden, weil dadurch unser Urtheil milder ausfallen wird, wenn wir gleich die böse That nicht billigen können;

3) die guten Seiten Anderer absichtlich aufsuchen. Auch der Verbrecher ist nicht ohne Tugend, und der Mensch, der vielleicht von der einen Seite Abscheu erregt, stimmt uns auf einer andern zur Achtung und Bewunderung. (Beispiele aus der Geschichte).

26. Was bewirkte den Verfall der Römischen Sprache bald nach dem Augusteischen Zeitalter?

Die höchste Blüthe der Römischen Sprache und Litteratur fällt in das Zeitalter des Augustus, das wir eben daher auch mit dem Namen des goldenen belegen. Aber diese Blüthe konnte nicht länger dauern, als die Ursache, die sie hervorgelockt hatte. Mit dem Tiberius nämlich beugt sich der Römische Freiheitssinn unter das Joch des Despotismus; Trägheit und Furcht hemmen jeden leisen Aufflug des Genies, und wahre, große Gesinnungen ersterben, weil sie für Hochverrath gelten. Drei Ursachen sind es vorzüglich, welche den Verfall bewirkten:

1) Die Einführung der Griechischen Sprache in Rom. — Diese Ursache ist wohl als die früheste anzusehen, obwohl sich ihr verderblicher Einfluß erst späterhin recht entwickelte. Man kann als Grundsatz annehmen, dessen Wahrheit die Erfahrung bestätigt, daß ein Volk den Grund zu seinem Sturze legt, wenn es anfängt, seine eigene Sprache einer fremden nachzusetzen, und in dieser vorzugsweise die Kennzeichen einer guten Bildung zu suchen. So der Römer. Griechische Gelehrte, die auch, als ihr Vaterland schon längst seine politische Wichtigkeit verloren hatte, noch immer an Feinheit des Geschmacks alle Gelehrte anderer Nationen übertrafen, wanderten in großer Zahl nach Rom, führten dort ihre Sprache in gute Gesellschaften, und verpflanzten damit zugleich ihre Denkart und ihren Geschmack in die Gemüther der vornehmen Römer. Griechisch zu lernen galt für ein Zeichen des Adels, und die Landessprache überließ man den geringern Leuten, da allein die Griechische als die Vorrathskammer aller Gelehrsamkeit angesehen wurde. Die Strenge des alten Cato, der die Griechen aus Rom vertreiben wollte, war, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, nur das schmerzhafte Vorgefühl einer unglücklichen Zukunft.

2) Der große Andrang von Fremden in Rom, die der Lateinischen Sprache unkundig waren. — Dadurch entstand eine Sprachmengerei, die ihre nachtheiligen Einflüsse auch auf den echt Römischen Ausdruck und die Römische Schreibart äußerte. Viele fremde Redensarten, Wortfügungen, Wendungen und Eigenheiten gingen unvermerkt in das Lateinische über, und selbst die alten Bedeutungen der Wörter wurden durch neue verdrängt. Ihren gänzlichen Untergang aber fand die Sprache

3) in dem Despotismus der Römischen Kaiserherrschaft. — Mit diesem Despotismus breitete sich tiefe Nacht über das ganze Reich aus. Die klassischen Schriftsteller lagen ungenutzt in den Bibliotheken, und doch wäre das Studium derselben das einzige Mittel gewesen, die Landessprache in ihrer Reinheit zu erhalten, da, bei den vielen fremden Sprachen, der Ausdruck des gemeinen Lebens so sehr vernachläßigt wurde. Denn Jeder begnügte sich mit dem, was er von seiner Amme erlernt hatte, und Leute verschiedener Völker fielen nach und nach in ein Sprachgemengsel, das Jeder, so gut er konnte, zu verstehen suchte. Der Einfall vieler barbarischen Nationen in Italien, von denen sich verschiedene daselbst niederließen, trug zu dieser Mischerei vieles bei, bis in der Folge sich daraus eine eigene Sprache entband, die jetzt die Muttersprache aller Bewohner Italiens ist. Nur unter den Römischen Rechtsgelehrten erhielt sich die Reinheit der Sprache bis auf den Justinian, unter dem die Rechtswissenschaft in Rom mehr als irgendwo bearbeitet wurde, daher die darin geschriebenen Bücher zahlreich und geachtet waren.

27. Das goldene Zeitalter, nach den Vorstellungen der alten Welt.

Fast alle Völker träumten von einem goldenen Zeitalter. Ihre Schriftsteller (unter den Römern Virgil und Ovid) schildern es uns

a) als eine Zeit der höchsten Unschuld, in der Jeder, ohne Furcht vor Strafe, Recht und Tugend aus eigenem freien Antriebe übte;

b) als eine Zeit der Genügsamkeit, in der Habsucht und Geiz dem Menschen fremd waren;

c) als eine Zeit des ununterbrochenen Friedens;

d) als eine mühelose Zeit, in der kein Antrieb zur Ernährung der Menschen nöthig war, indem die Erde ungepflügt in reichem Maße ihre Bedürfnisse befriedigte;

e) als einen ewigen Frühling, und

f) als eine Zeit, in der selbst die Thiere nichts von Raubsucht und Blutdurst wußten.

2) Bemerkungen darüber.

a) Was ist Wahres in dieser Vorstellung?

b) Kann es Absicht des Schöpfers gewesen seyn, den Menschen in dem Zustande des einfachen Naturlebens zu lassen?

c) Welches goldene Zeitalter würden die Menschen sich zu allen Zeiten selbst schaffen können?

28. Ueber die Ursachen der Entartung des Römischen Volks in den letzten Jahrhunderten der Republik.

Sie liegen

1) in dem ungeheuern Zuwachs an Macht und Reichthum, indem die reichsten Länder der damaligen Welt eine Beute der Römer wurden;

2) in der Bekanntschaft mit besiegten Völkern (Griechen und Asiaten), die zwar feiner und geistig gebildet, aber auch in Weichlichkeit und Ueppigkeit lebten;

3) in der durch Karthago's Zerstörung aufgehobenen, mit Eifersucht verbundenen Furcht vor einer mächtigen Nebenbuhlerinn;

4) in der Gleichgiltigkeit gegen die Staatsreligion unter den höheren Ständen;

5) in dem verderblichen Beispiele einiger übermüthigen und durch Eroberungen reich gewordenen Römer; so wie

6) in der durch anhaltende Kriege entstandenen Verwilderung und Rohheit eines großen Theils des Römischen Volks.

29. Blüthen nnd Hoffnungen.
(Ein Gleichniß.)

1) Beide sind Erscheinungen, die bald vorübergehen.

2) Blüthen finden sich in jedem Jahre an den Bäumen, deren Säfte noch nicht vertrocknet sind, die meisten gewöhnlich an den jüngsten. An Hoffnungen abt sich jeder Mensch, aber am kühnsten und ausschweifendsten sind die Hoffnungen des Jünglings.

3) Nur die kleinere Zahl der Blüthen setzt Frucht an, und nur wenige dieser Früchte werden reif. So werden die meisten Hoffnungen vereitelt.

4) Dennoch freut man sich in jedem Jahre aufs Neue der reichen und schönen Baumblüthe, weil sie unsern Sinnen herrlichen Genuß gewährt. So kehren auch immer unsere Hoffnungen wieder, denn sie regen unsre Lebensgeister auf, und versetzen unsere Seelenkräfte in ein angenehmes Spiel.

5) Sturm und Wetter berauben die Bäume ihrer Blüthen. — Harte und widrige Verhältnisse, auch unsre Leidenschaften, zerstören oft unsre liebsten Hoffnungen.

6) So wenig Blüthen auch zur reifen Frucht sich entwickeln, so gibts doch in jedem Jahre der Früchte genug. — So ist auch bei allen gescheiterten Hoffnungen, des Glücks und der Freude auf Erden viel.

7) Des blüthenreichen Baumes freuet sich die ganze lebendige Schöpfung. — Alles freut sich über den vielversprechenden Jüngling.

Berlin, gedruckt bei A. Petsch.

Anzeigen der Verlagshandlung.

Von demselben Herrn Verfasser ist ebendaselbst erschienen:

Encyklopädisches Handwörterbuch
für
Wissenschaft und Leben,
zum
Schul- und Hausgebrauch für junge Studirende und Wissenschaftsfreunde.

gr. 8. Lexiconformat. Preis: 1¼ Thlr.

Der nächste Zweck dieses Wörterbuches ist: Begriffe und Sachen zu erläutern, die nicht zu den gewöhnlichen Unterrichts-Gegenständen gehören, und über welche junge Studirende theils bei ihren häuslichen Arbeiten, theils bei ihrer Lectüre und im Leben häufig Auskunft zu wünschen, in den Fall kommen. Die Gränzen eines solchen Werkes, welches in alphabetischer Folge Gegenstände der Kunst und Wissenschaft, der Philosophie und Moral, der Mythologie und Alterthumskunde der Rhetorik und Poetik, der technischen Künste, des Handels und der Gewerbe, in seinen Bereich zieht, sind allerdings schwer zu bestimmen. Um die Artikel nicht dürftig erscheinen zu lassen und doch Nichts darin aufzunehmen, was nur der Vollständigkeit wegen dastehen, aber ohne Nutzen für den beabsichtigten Zweck bleiben würde, konnte über die Aufnahme derselben nur ein sicherer Tact und praktischer Blick, geübt durch lange Erfahrungen beim Unterricht und im Leben, entscheiden. Schon die Auswahl der Materien setzt also einen Mann voraus, der in der genannten Rücksicht sich Zutrauen erworben; diese Auswahl muß sein erstes Verdienst, die Bearbeitung der Gegenstände sein zweites seyn. Das Zutrauen, welches in beider Hinsicht in Anspruch genommen wird, möchte nicht leicht Jemand in höherm Grade genießen, als ein Schulmann und Schriftsteller, dessen Werke seit einer Reihe von Jahren in vielfältigen Auflagen allgemein verbreitet sind. Wie sehr Herrn Professor Heinsius Werk dem gefühlten Bedürfnisse

Abhilfe leiste, dürfte schon daraus hervorgehen, daß es das Königl. Schulcollegium zu Berlin den Herren Directoren und Rectoren der gelehrten Schulen zum Ankauf für die Schulbibliotheken und für die Scholaren selbst empfohlen hat.

Wenn strenge Auswahl erfoderlich schien, um das Werk in enge Gränzen zu halten, und es durch einen wohlfeilen Preis Jedem leicht zugänglich zu machen, so mußte die typographische Einrichtung diese Absicht unterstützen, damit es in beschränktem Raume des Belehrenden so viel als möglich zusammenfasse. Das Werk enthält in engem und doch klarem Druck auf schönem Papier über 10000 Artikel auf 354 Seiten in Lexikonformat.

Kleine theoretisch-praktische

Deutsche Sprachlehre

für

Schulen und Gymnasien.

Zwölfte rechtmäßige, stark vermehrte und durchweg verbesserte Ausgabe.

Mit K. Würtemberg. Privilegium.

---

gr. 8. Preis: ½ Thlr.

Die zwölfte Ausgabe einer vor fünf und zwanzig Jahren geschriebenen, bei jedem neuen Abdruck vielfach verbesserten und vermehrten, jetzt in 61,000 Exemplaren verbreiteten Deutschen Sprachlehre zeugt genügend von der anerkannten Zweckmäßigkeit dieses Lehrbuchs und dem allgemeinen Gebrauch desselben in Schulen und Gymnasien. Es bedarf daher nur der Anzeige, daß auch diese zwölfte Ausgabe durch Wegnahme, Zusätze und Abänderungen in der Sache wie im Ausdruck vielfach gewonnen, und daß sie in dem achten Anhang eine neue fruchtbare Zugabe erhalten hat, ohne darum den bisherigen geringen Preis zu erhöhen. Die Weiße des Papiers, die Klarheit des Drucks, und die lichtvolle Anordnung der einzelnen Theile geben diesem Schulbuche zugleich ein sehr gefälliges Aeußere.

Ferner ist in demselben Verlage erschienen:

Karl Friedrich Becker's
Weltgeschichte.

Sechste Ausgabe,

neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Löbell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

14 Theile. gr. 8.

Mit Königl. Würtembergischem, Großherzogl. Mecklenburgischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegien.

Die von diesem Geschichtswerke von der Verlagshandlung im Jahre 1824 veranstaltete Fünfte Ausgabe in 12 Bänden, welche neben reichlicherer Ausstattung im Innern und Aeußern, im Pränumerationswege nur die Hälfte des für die früheren Ausgaben stattgefundenen Preises (24½ Rthlr.), nämlich 12½ Rthlr., kostete, hat bei den Beurtheilern und beim Publikum eine so allgemeine Anerkennung gefunden, daß schon im Jahre 1828 die obige sechste besorgt werden mußte.

Von dieser Ausgabe, welche, zweckmäßigerer Eintheilung und der Erweiterungen wegen, 14 Bände ausmachen wird, sind nun die erste bis dritte Lieferung, bestehend aus den Bänden 1—6 u. 12—14 ausgegeben, und wir könnten also hinsichtlich der äußern Gestalt und der inneren Vorzüge, im Allgemeinen auf das verweisen, was in diesen Bänden geleistet ist. Indessen glauben wir die Aufmerksamkeit des Publikums noch besonders auf Folgendes lenken zu müssen.

Herr Dr. Loebell (jetzt Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn), der Herausgeber der fünften Ausgabe, übernahm auch bei dieser sechsten die Revision und Bearbeitung der alten, mittlern und neuern Geschichte, indeß der anziehende Darsteller der Geschichte unserer Zeit (welche früher Bd. 11. 12. ausmachte), Herr Consistorialrath Menzel in Breslau, sein Werk von Neuem durchsah und fortführte. Beide Männer, die durch die Bearbeitung der fünften Ausgabe bereits auf das genaueste mit den Licht- und Schatten-Seiten des Werks bekannt geworden waren; hatten in der Zwischenzeit ihre Muße dazu benutzt, entdeckte Mängel zu berichtigen und Lücken aus-

zufallen; was in Beurtheilungen der fünften Ausgabe dem Tadel unterlegen hatte, zu verbessern; was neuere Forschungen ans Licht gebracht, hineinzuarbeiten. Auf diese Weise hat sich die gegenwärtige sechste Ausgabe gestaltet, und mit ihr ist Beckers Werk der Vollkommenheit wiederum näher gebracht worden. — In der alten Geschichte wird man viele wichtige Abschnitte ganz umgearbeitet finden, die Geschichte des Mittelalters, welche bisher am mangelhaftesten befunden ward, dürfte jetzt durch eine fast durchgehends neue, mit steter Benutzung, sowohl der Quellen, als neuer ausgezeichneter Forschungen und Darstellungen abgefaßte, Bearbeitung allen gerechten Ansprüchen genügen. In gleicher Art werden auch die Bände, welche die neuere Geschichte enthalten, verbessert und bereichert werden, wie solches auch mit den Theilen, die die Geschichte unserer Zeit umfassen, geschehen ist. Das bisherige Schlußkapitel derselben, die Zeit von 1815 bis 1825, ist umgearbeitet und bedeutend erweitert worden; von zwei ganz neuen Kapiteln, welche in dieser sechsten Ausgabe hinzugekommen sind — und nebst jenem für die Besitzer der fünften und früheren Ausgaben besonders (unter dem Titel: die Zeit von 1815—1828. Eine historische Skizze von K. A. Menzel. Preis 15 Sgr.) abgedruckt worden sind — enthält das eine die Jahre 1826 bis 1828, und das andere, welches jetzt den Schluß des Werkes bildet, die Geschichte der Staatenbildungen im vormals Spanischen Amerika und in Westindien. So dürfte Beckers Weltgeschichte gegenwärtig von den größeren Geschichtswerken das einzige seyn, welches bis auf unsere Tage reicht.

Bei solcher beständigen Steigerung des Werths dieser Weltgeschichte hat es denn auch nicht fehlen können, daß dieselbe immer mehr als ein schätzbares und unentbehrliches Hausbuch Eingang fand. Sie hält die glücklichste Mitte zwischen der Trockenheit und Dürre compendiarischer Abrisse und der oft ermüdenden Weitschweifigkeit einzelner Länder- und Völkergeschichten, und giebt nicht bloß eine genügende Uebersicht des Ganzen, sondern läßt zugleich die wichtigsten Begebenheiten und die berühmtesten Männer in einer ausgeführten Darstellung erscheinen, welche die Umrisse erst durch Farben belebt, und mit der Anschaulichkeit auch das Interesse steigert. Deshalb kann das Werk mehr als einer Classe von Lesern, der Jugend und ihren Erziehern, wie gebildeten Männern und Frauen, Belehrung und Genuß gewähren und empfiehlt sich dadurch ganz besonders als ein angenehmes Festgeschenk.

Die wohlfeilen Subscriptionspreise, welche jetzt noch Statt finden, sind überdies geeignet, dieses werthvolle Buch auch minder Bemittelten zugänglich zu machen. Sie betragen für sämmtliche 14 Bände in der Ausgabe:

auf gutem weißen Druckpapier .	12 Rthlr.	15 Sgr.
auf feinem Median . . .	16 Rthlr.	20 Sgr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinsius, Theodor,

Teut oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft

Bd.: 5.

Berlin 1830

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.lit.1224(3/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11093799-4